Des Generals Lebrun

Militärische Erinnerungen

1866—1870

Die Ereignisse vor dem Kriege

Seine Sendungen nach Wien und Belgien

Uebersetzt

von

D. von Busse

Oberstlieutenant und etatsmäßiger Stabsoffizier
im Infanterie-Regiment Großherzog Friedrich Franz II von Mecklenburg-Schwerin
(4. Brandenburgisches) Nr. 24

Leipzig
Zuckschwerdt & Co.
Verlagsbuchhandlung für Kriegswissenschaft
(früher Helwingscher Militärverlag)
1896

Vorwort der Herausgeber.

Der erste Theil der Erinnerungen des Generals Lebrun, welchen wir jetzt veröffentlichen, sollte eigentlich vor „Bazeilles-Sedan“, welcher Band im Jahre 1884 herausgegeben wurde, erscheinen.

Er enthält die Sendung des Generals Lebrun nach Wien, mit welcher die öffentlichen Blätter sich seit einiger Zeit so häufig beschäftigt haben.

Besondere Gründe von hoher Bedeutung, die nun nicht mehr vorliegen, ließen es nothwendig erscheinen, von einer Veröffentlichung bis zu gelegenerer Zeit Abstand zu nehmen.

Die Herausgeber.

Vorwort des Uebersetzers.

Die Erinnerungen, um nicht zu sagen Enthüllungen des Generals Lebrun aus den Jahren 1866 — 1870, welche vor Kurzem bei F. Dentu in Paris erschienen sind, und nicht nur das Interesse eines jeden Militärs, sondern auch eines jeden Laien in hohem Grade in Anspruch nehmen, geben nicht nur einen tiefen Einblick in die Verhältnisse, welche nach dem Kriege 1866 allmählich in Frankreich Platz griffen und das geflügelte Wort: „revanche pour Sadowa“ entstehen ließen, sondern sie klären auch in überraschender Weise die Ansichten, welche bis dahin über den Antheil des Kaisers Napoleon selbst an dem plötzlichen Kriegesausbruch überall gegolten haben.

Man war bis dahin wohl durchweg der Meinung, daß der Kaiser in ziemlich leichtfertiger Weise, gedrängt von dem Willen des Volkes, unvorbereitet und nur vertrauend auf seine kriegegewohnten Truppen und die stolzen Namen seiner Generale, den Krieg vom Zaun gebrochen habe, um schließlich in einem Va banque-Spiel sich und seiner Dynastie die Krone Frankreichs zu retten; — wenn man die Blätter des Generals Lebrun liest, wird man anderer Ansicht werden und zu dem Bewußtsein kommen, daß Napoleon in fein durchdachter Weise alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um sich Allianzen zu schaffen und den Versuch zu machen, mit einem gewaltigen Schlage, zu dessen Führung er die Völker Oesterreichs und Italiens — vielleicht auch Dänemarks — aufgerufen hatte, das immer mehr erstarkende Preußen, wenn nicht zu vernichten, so doch zu einem Staat zweiten oder dritten Ranges herunterzudrücken.

Mit unleugbarem Geschick und weitem Blick hatte der Kaiser den großen Wurf, den er zu thun beabsichtigte, vorbereitet, und wenn sein Plan fehlschlug, so war dieses Mißlingen nur dem Umstande zuzuschreiben,

daß er, getäuscht über die Schlagfertigkeit seines Heeres, verabsäumt hatte, den Verträgen mit seinen Verbündeten eine solche Form zu geben, die ein Vor oder Zurück ausschloß.

Das Band, welches jetzt die Völker Deutschlands, Oesterreichs und Italiens zusammenhält, ist zu fest, als daß diese Enthüllungen in irgend welcher Weise eine Lockerung verursachen könnten; die Waffenbrüderschaft der Armeen des Dreibundes ist zu stark, die Verehrung für den zu früh verstorbenen genialen Heerführer und Generalissimus der Oesterreichischen Armee, den um sein Vaterland und das Heer so hochverdienten Erzherzog Albrecht, den Sieger von Custozza zu groß, als daß auch nur der leiseste Mißton im Herzen des Deutschen Volkes in Erinnerung an die schweren Wetterwolken nachklingen sollte, die im Juli 1870 von Süden heraufziehen und mit dem von Westen hereinbrechenden Sturm — zusammengeballt zu einem furchtbaren Ungewitter — das junge Deutschland — Süd und Nord noch lose zusammenhängend — auseinanderreißen, die Deutschen Gaue verwüsten konnten.

Wir wissen uns frei von solchen Gedanken und begrüßen die Enthüllungen des Generals Lebrun nur als einen werthvollen Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Deutsch-Französischen Krieges, den wir mit Interesse lesen und der uns von Neuem auf die Wacht ruft. — Hannibal ante portas.

Der Uebersetzer.

Erstes Kapitel.

Maßnahmen des Kaisers, betreffend die Reorganisation der Armee und die Vermehrung der Effektivstärken. Zusammentritt der Kommission in Compiègne. — Mobilgarde.

Das Resultat des Krieges Preußens gegen Oesterreich im Jahre 1866 hatte für Frankreich eine politische Situation geschaffen, welche mancherlei Gefahren in sich barg.

Auch der am wenigsten Klarsehende war sich seit dem Tage von Sadowa bewußt geworden, daß in nicht zu weiter Ferne ein Tag kommen würde, an welchem die Militärpartei in Preußen, Dank den jüngsten Siegen, — beeinflußt einzig und allein durch die Wirkung ihres Ehrgeizes — noch hartnäckiger das Studium jener Pläne aufnehmen würde, welches schon weit vor dem Beginne der Feldzüge gegen die Herzogthümer und Böhmen sie beschäftigte.

Diese Pläne waren für Niemand ein Geheimniß.

Von Tag zu Tag mußte man mehr zu der Ueberzeugung kommen, daß diese heftig vorwärts treibende Partei sowohl von der Regierung zu Paris wie Berlin immer schwieriger im Zaume zu halten sein und daß es noch große Anstrengungen erfordern würde, den Ausbruch des alten Hasses zwischen den beiden Nationen, welcher bis auf die Jahre 1806 und 1815 zurückreichte, zu verhindern.

Fünfzig lange Jahre des Friedens hatten nicht vermocht, ihn auszulöschen; sie waren von den Preußischen Generalen geschickt ausgenutzt worden, um der Armee eine Organisation zu geben, deren Ueberlegenheit wie mit einem Blitzschlage am Tage von Sadowa in die Erscheinung trat.

Man übersah nicht, daß der Kanzler des Norddeutschen Bundes seine ehrgeizigen Absichten bezüglich einer Einigung aller Deutschen Staaten

durchaus nicht aufgegeben hatte. Es lag daher nahe, anzunehmen, daß er nicht mehr dieselben Motive zur Mäßigung haben würde, um den Argwohn Frankreichs zu bannen, seitdem Preußen den Oesterreichischen Kaiserstaat weder als Rivalen noch als Gegner zu fürchten hatte.

Der Kaiser Napoleon III. würde einen wenig weiten Blick gezeigt haben, wenn er angesichts dieser Situation nicht mit der Eventualität eines bevorstehenden Zerwürfnisses mit Preußen gerechnet hätte, eines Konfliktes, den der unbedeutendste diplomatische Zwischenfall zum Ausbruch hätte kommen lassen können.

Zu diesen Ueberlegungen, welche an und für sich schon ausschlaggebend genug waren, um die ernste Aufmerksamkeit des Kaisers in Anspruch zu nehmen, gesellten sich aber auch noch andere, welche nicht minder schwer in das Gewicht fielen.

Ohne Zweifel stellte die Französische Armee von 1866 eine nicht zu unterschätzende Macht dar, mit welcher unter allen Umständen gerechnet werden mußte. Sie repräsentirte auf dem Friedensfuße eine Stärke von 600000 Mann. Sie war ehrenvoll aus den Kämpfen in der Krim und Italien hervorgegangen. Noch mehr, sie hatte besonders in der Krim, ohne ihre Verdienste überheben zu wollen, allgemeine Bewunderung erregt durch ihre ungewöhnliche Standhaftigkeit und Energie, welche sie über die größten Schwierigkeiten hatte triumphiren und einen Feind besiegen lassen, dessen Kraft und Tapferkeit unleugbar war.

Der Kaiser konnte unter allen Umständen auf die Bravour seiner in vielen Kämpfen erprobten Soldaten zählen und mit Fug und Recht unbedingtes Vertrauen in die Erfahrung seiner Offiziere, die sie geführt hatten, setzen.

Dennoch durfte nicht übersehen werden, daß, ungeachtet des hohen Friedensstandes seines Heeres, Frankreich doch nur im Stande gewesen war, dem Feinde außerhalb seiner Grenzen eine Feld-Armee von höchstens 150000 Mann entgegenzustellen.

Im Jahre 1859 hatte man sich in Voraussicht etwaiger Verwicklungen am Rhein außer Stande gesehen, im Innern eine zweite Armee in gleicher Stärke aufzustellen.

Andererseits lag es außer allem Zweifel, daß, wenn Preußen in der Lage gewesen war, in den jüngsten Feldzügen gegen Oesterreich außerhalb seiner Grenzen, nur gestützt auf eigene Kraft, eine Armee von 250000 Mann auf die Beine zu bringen, es ihm nicht schwer fallen konnte, gegen unsere Nordostgrenze ein ebenso starkes Heer zu werfen, um so eher, als dieser Staat seit dem Tage von Sadowa die Armeen der

Süddeutschen Staaten, welche im Falle eines Krieges mit Frankreich seiner Führung unterstanden, durch Verträge, die zwar geheim gehalten werden sollten, deren Existenz aber doch nicht unbekannt geblieben war, sich angegliedert hatte.

Angesichts der Gefahr, daß Frankreich eines Tages gezwungen sein würde, mit recht ungleichen Waffen in den Kampf zu treten, war es eine gebieterische Nothwendigkeit, daß es durchgreifende Aenderungen in seiner militärischen Verfassung vornahm, insofern, als es darauf ankam, seine nationalen Hülfsquellen voll auszunutzen. Ja, es that sogar Eile Noth, denn jede Säumniß in dieser Beziehung konnte es den ernstesten Gefahren aussetzen.

Am 22. August 1866 hörte ich aus dem Munde des Kaisers selbst den Entschluß, welchen er gefaßt hatte, um die Mittel ausfindig zu machen, die Französische Armee zu verstärken, ohne dem Lande zu große Lasten aufzulegen. Wenn aber auch bei ihm das Bewußtsein sich Bahn gebrochen hatte, daß die Armee vermehrt werden müsse, kam es vor allen Dingen darauf an, die Mitglieder seiner Regierung derart von dieser Nothwendigkeit zu überzeugen, daß sie ihre Bereitwilligkeit erklärten, betreffs Bewilligung der dazu nöthigen Mittel und der Art und Weise der Beschaffung derselben mit dem gesetzgebenden Körper in Verhandlungen einzutreten.

Um dies Ziel zu erreichen, beabsichtigte der Kaiser, die augenblickliche militärische Lage des Landes einer Kommission zu unterbreiten, welche, unter seinem Vorsitz, aus den Ministern, den Marschällen und einer Anzahl höherer Offiziere der verschiedenen Branchen der Armee bestehend, dieselbe einem eingehenden Studium unterziehen sollte.

Diese Kommission trat auf seinen Befehl im Anfange des Monats November 1866 im Schloß von Compiègne zusammen.

Gleich in der ersten Sitzung gab der Kaiser, nachdem er die Anwesenden mit dem Zweck der Versammlung bekannt gemacht hatte, einen Ueberblick über jene Punkte, welche ich eben erwähnt habe; er entwickelte sie unter dem Hinweis, wie dringend nothwendig es sei, unsere nationalen Kräfte zu verstärken und unserer Armee eine vervollkommnete Organisation zu geben.

Die einzelnen Punkte des Problems, welches er der Kommission zur Lösung stellte, und wie er sie selbst zur Besprechung brachte, waren die folgenden: „Ist es nothwendig, die Zahl der Truppenstärken zu vermehren, und gesetzt diesen Fall, welches sind die Mittel, um den permanenten

Unterhalt der nun so viel stärker gewordenen Armee zu gewährleisten, ohne dem Lande zu große Opfer aufzubürden?“

Die Mitglieder der Kommission erhielten die Aufforderung, diese Frage, jeder für sich, einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, damit sie im Stande seien, in den folgenden Sitzungen ihr Urtheil darüber abgeben und ihre Vorschläge formuliren zu können.

Nachdem die Mitglieder der Kommission in diesen Sitzungen einstimmig anerkannt hatten, daß der augenblickliche Stand der Armee im Vergleich zu der Preußischen unhaltbar geworden sei, gingen die Stimmen auseinander, als es darauf ankam, die Mittel ausfindig zu machen, um die Vermehrung unserer nationalen Kräfte in das Leben treten zu lassen. Die militärischen Mitglieder waren einmüthig der Ansicht, daß man, um eine zuverlässige Grundlage für eine Neuorganisation der Armee zu gewinnen, zu Maßregeln greifen müsse, welche, indem sie eine ausgiebige Erweiterung der Kräfte gewährleisteten, gleichzeitig ihre moralische Berechtigung in sich trügen. Sie bestanden darauf, daß für jeden jungen Franzosen, welcher nicht körperlich unfähig sei, der persönliche militärische Dienst obligatorisch sein müsse. Sie verlangten die Unterdrückung sowohl der Stellvertretung, unter welcher Form sie auch immer gehandhabt würde, als auch die Abschaffung des Gesetzes über den Loskauf, welches im Jahre 1855 votirt worden war.

Mehrere seiner Mitglieder, unter anderen auch der Marschall Randon, Kriegsminister, traten energisch für eine längere Dauer der Dienstzeit ein, als wie sie das Gesetz vom Jahre 1832 festsetzte; sie forderten, daß sie auf sieben bis acht, ja selbst auf neun Jahre erhöht werden sollte, und fanden hierin das einzige Mittel, um die Armee mit fertigen und tüchtigen Soldaten und Unteroffizieren zu versehen.

Der Prinz Napoleon war hierin ganz entgegengesetzter Meinung. Nach seiner Ansicht sollte die Dienstpflicht für jeden körperlich gesunden Franzosen persönlich und obligatorisch sein; aber er forderte, daß diese Dienstpflicht auf drei Jahre ermäßigt würde und blieb bei dieser Ansicht, obgleich man ihm entgegenhielt, daß drei Jahre zur Erziehung eines Soldaten nicht hinreichten, und daß die Herabsetzung der Dienstpflicht auf eine solche Zeit nur die unangenehme Folge haben würde, die Versorgung der Armee mit gehörig ausgebildeten Unteroffizieren in Frage zu stellen, ein Umstand, der jetzt schon große Schwierigkeiten bereite.

Im Uebrigen gab die große Mehrzahl der militärischen Mitglieder der Kommission ihr Votum dahin ab, daß die augenblickliche politische Situation dringend die Verstärkung der Armee Frankreichs auf mindestens

1 Million Soldaten — aktive Armee, Reserve und Territorialarmee — erfordere.

Nach lebhaften Diskussionen, welche mehr als vierzehn Tage in Anspruch nahmen, — die Kommission hielt eine oder zwei Sitzungen jeden Tag — scheiterten die von militärischer Seite geltend gemachten Vorschläge an dem hartnäckigen Widerstande des politischen Elements, der Minister.

Zwei von ihnen, welche zu dieser Zeit die vornehmsten Stimmführer der Regierung bei den Kammern waren, vereinigten ihre Kräfte, um die Vorschläge scheitern zu machen. Sie überboten sich, um dem Kaiser begreiflich zu machen, wie sehr es darauf ankäme, die innere, politische Lage bei den Berathungen der Kommission in ernste Erwägung zu ziehen.

Die beiden Minister erklärten, daß sie grundsätzlich gegen jede Reform unserer militärischen Einrichtungen seien, welche dem Lande neue Opfer auferlegen könnten. Ihre eigene Position, so erklärten sie dem Kaiser, würde eine recht schwierige werden, wenn sie sich gezwungen sähen, dem gesetzgebenden Körper den Entwurf eines Gesetzes vorzulegen, welches noch mehr Menschen und noch mehr Geld für die Armee verlangte, in einem Augenblick, wo die Kammer nur zu geneigt wäre, ihr Ohr denjenigen Mitgliedern zu leihen, welche — stets auf der Oppositionspartei — beständig eine Verminderung des in den vergangenen Jahren auf 100000 Mann festgesetzten Kontingents und eine Ermäßigung der Ausgaben im Kriegsbudget forderten.

In der jetzigen Aera des Friedens, in welcher wir uns augenblicklich befinden — sagte noch ein Minister — und welche die Regierung selbst erst ganz kürzlich als durchaus dauernd bezeichnete, würde das Land sicherlich kein Verständniß dafür haben, wie wir heute mit dem Verlangen an dasselbe herantreten können, schwere Opfer von ihm zu fordern, um unsere militärischen Kräfte in solchem Maße zu vermehren.

Endlich machte derselbe Minister, wie als letztes Beweismittel, das den Kaiser bekehren und gleichzeitig seiner Eigenliebe in besonderer Weise schmeicheln sollte, sein Erstaunen geltend, wie es möglich sei, sich am Vorabende der Eröffnung der großen Weltausstellung, bei welcher Gelegenheit der Kaiser alle Souveräne bei sich sehen würde, mit den Vorbereitungen zu einem Kriege zu beschäftigen. Sollten nicht, so schloß der Minister, aus der Zusammenkunft mit diesen Fürsten Garantieen für Frankreich hervorgehen, welche den Frieden sicherten?! „Sagen Sie dem Lande die Wahrheit,“ erwiderten die militärischen Mitglieder der Kommission, „klären Sie es auf über die gegenwärtige äußere militärische Lage, wie sie seit

den jüngsten Ereignissen in Deutschland besteht; machen Sie es bekannt mit den Gefahren, denen es sich in dieser Lage aussetzt, es wird nichts verweigern, was Sie von ihm zur Verstärkung seines Heeres verlangen."

Vergebliche Worte! Der Gedanke hatte in den Köpfen der allmächtigen Minister so feste Wurzel gefaßt, daß die militärische Seite der Frage, wie sie vom Kaiser angeregt worden war, ein so durchschlagendes Interesse sie für die Sicherheit Frankreichs auch hatte, doch der innerpolitischen Frage untergeordnet bleiben mußte.

Die Minister behielten in der That die Oberhand über die Kommission, über den Kaiser, und ich möchte sogar sagen, trotz des Kaisers, welcher die Ansicht seiner Generale durchaus theilte. Wir werden sehen, mit welcher Geschicklichkeit sie ihn zu überzeugen wußten, daß, wenn sie sich auch nicht zu den Vorschlägen der Generale bekannten, sie ihm doch die nöthigen Mittel zur Verfügung stellen würden, um unsere nationalen Hilfsquellen in einem gewissen Maße mehr auszubeuten, als es bis jetzt der Fall gewesen war.

In der That, nachdem der Kaiser erkannt hatte, daß das militärische Element in der Kommission, welcher er präsidirte, dem politischen durch die Minister vertretenen Element hatte weichen müssen, kam er unglücklicherweise auf den Gedanken, eine neue Formation, die Mobilgarde, ins Leben zu rufen, deren Name allerdings schon bekannt, deren Werth selbst aber wohl zweifelhaftester Natur war. Aber auch hierin zeigte er sich wenig glücklich; denn dieser Name rief die Erinnerung an eine Truppe wach, welche früher, im Jahre 1848 formirt, in Bezug auf Geist und Disziplin durchaus keinen guten Ruf in der Armee hinterlassen hatte.

In den darauffolgenden Verhandlungen der Kommission in Compiègne zeigten sich die Minister nicht abgeneigt, die Mobilgarde, welche nach 1848 abgeschafft worden war, wieder herzustellen. Vorausgesetzt, daß das Parlament seine Einwilligung dazu gab, konnten demgemäß die Streitkräfte Frankreichs auf folgenden Grundlagen neu organisirt werden:

Das Heer würde in seiner Gesammtheit bestehen aus der aktiven Armee, der Reserve dieser Armee, einer Mobilgarde und einer seßhaften Nationalgarde, welche nicht abgeschafft worden war.

Jeder junge Franzose sollte zu einem zwölfjährigen Militärdienst, sei es in der aktiven Armee und in der Reserve-Armee, sei es in der Mobilgarde, verpflichtet sein. Nach diesen zwölf Jahren würde er der seßhaften Nationalgarde bis zum fünfzigsten Lebensjahre überwiesen werden.

Fand dieser Entwurf die Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaften, so wurde die aktive Armee — das war der Vorschlag, welchen

die Regierung machte — wie früher durch jährliche Kontingente, deren Höhe festzustellen dem Votum der Kammern unterlag, ergänzt und man gab sich der Hoffnung hin, daß der gesetzgebende Körper keinen Anstand nehmen würde, die unveränderliche Zahl dieses Kontingents auf 200000 Mann festzustellen.

Die Dauer der aktiven Dienstzeit könnte dann vielleicht, so meinte man, von fünf auf vier Jahre reduzirt werden.

Zur Reserve der aktiven Armee sollten alle gedienten und entlassenen Soldaten zählen mit dem Vorbehalt, daß sie bis zu ihrem vollendeten zweiunddreißigsten Lebensjahre stets zu den Fahnen wieder eingezogen werden könnten.

Die Mobilgarde sollte sich aus allen jungen, kräftigen Leuten zusammensetzen, welche das Loos von dem Dienst in der aktiven Armee befreit hatte. Man glaubte, daß diese Garde jährlich mindestens 100000 Mann zählen würde und wollte sie in Bataillone, Eskadrons und Batterieen formiren. Um die Kadres aufzustellen, würde man einen Appell an die alten Soldaten, an die zur Disposition gestellten und verabschiedeten Offiziere, an die entlassenen Unteroffiziere und Soldaten und an Freiwillige richten, von denen man annehmen durfte, daß ihre Bildung und gute Erziehung sie zur Verwendung als Vorgesetzte in den Graden, welche man ihnen zugänglich machen würde, geeignet erscheinen ließe.

Als Grundsatz wurde aufgestellt, daß die Mobilgarde nur im Innern des Landes Verwendung finden, in Kriegszeiten aber zur Vertheidigung der Grenzen und der Festungen mit herangezogen werden sollte. Jeder junge Mobilgardist sollte eine für seine Zwecke genügende militärische Ausbildung erhalten und zu diesem Zweck jedes Jahr einmal zu einer Uebung nach der Hauptstadt seines Kantons einberufen werden.

Wurde das Heer auf dieser Grundlage organisirt, so war es unzweifelhaft, daß die Armee Frankreichs sehr bald auf 1100000 bis 1200000 und nach Verlauf von fünf Jahren auf 1400000 Mann gebracht werden könnte, während die permanent unter den Fahnen gehaltene Armee wie früher 600000 Mann zählte.

Wie verführerisch indessen auch die Aufführung dieser Zahlen sein mochte, zeigte sich doch die Mehrzahl der militärischen Mitglieder der Kommission wenig geneigt, der Errichtung einer Mobilgarde zuzustimmen. Nur wenige, welche es lieber gesehen hätten, wenn überhaupt keine Aenderung in der Organisation unserer nationalen Streitkräfte, abgesehen von einer Erhöhung der aktiven Dienstzeit, vorgenommen würde, nahmen die Vorschläge im Gegensatz zu ihren Kommilitonen nicht ungünstig auf.

Kurze Zeit darauf, nach der Auflösung, sollten sie mit Wärme für die Mobilgarde eintreten. Wir werden es später sehen.

Die Ersteren wandten mit Recht ein, daß, wenn auch der Gedanke der Aufstellung einer Mobilgarde zunächst recht verlockend erschiene, weil sie große Menschenmassen auf die Beine brächte, doch durch sie eben nur Heerhaufen, aber keine Soldaten geschaffen würden; daß neben der eigentlichen Armee eine andere entstünde, welche nur den Schein der Stärke, nicht aber wahre Kraft repräsentire; daß die Kadres schwer zu beschaffen und zu unterhalten sein würden und daß man endlich befürchten müsse, anstatt dem Heere einen kräftigen Zuwachs zuzuführen, dasselbe im Gegentheil an Gehalt verlieren würde, weil die Errichtung einer Mobilgarde gewaltige Mittel erfordere, welche man besser der aktiven Armee zu Gute kommen lassen könnte.

Diesen begründeten Einwänden gegenüber führte man indessen an, daß die Prinzipien, welche der Organisation der Mobilgarde als Grundlage dienen sollten, den von den Repräsentanten der Armee geltend gemachten Ansprüchen vollkommen entsprechen würden, umsomehr, als sie für jeden jungen Franzosen die Verpflichtung zur persönlichen Ableistung der Dienstpflicht und zwar während einer Dauer von zwölf Jahren als Ausgangspunkt stellten; daß die Mobilgarde in der That in Kriegszeiten keineswegs die Bestimmung habe, außerhalb der Grenzen zu fechten; daß sie aber, wenn sie zum Schutz derselben und als Besatzung der Festungen verwendet würde, alle diejenigen aktiven Streitkräfte, welche man ehemals während des Krim- und des Italienischen Krieges im Innern zurückzulassen sich gezwungen sah, frei und verfügbar machen würde. Endlich, so führten auch die mehr oder weniger enragirten Anhänger dieser Einrichtung an, würden dem Lande keine zu schweren Opfer für die Mobilgarde auferlegt werden, umsoweniger, als die Kadres aus den alten verabschiedeten Militärs zu bilden seien, deren Dienste nur eine minimale Besoldung erheischen und durch Freiwillige, welche aus den besser situirten Ständen hervorgehend in Friedenszeiten ohne Anspruch auf Besoldung zu machen, ihre Kräfte dem Vaterlande zur Verfügung stellen würden. Nach ihrer Berechnung genügten 12 oder 14 Millionen jährlich vollkommen, um die Bataillone, Eskadrons und Batterieen der Mobilgarde hinreichend zu kleiden, auszurüsten, zu unterhalten und einzuüben. Im Allgemeinen würde das Kriegsbudget also nur eine unerhebliche Erhöhung erfahren.

Als das Gesetz nach der Durchberathung bindende Kraft erhalten hatte, war eine gewisse Bewegung im Lande nicht zu verkennen. Ein

Theil der Bevölkerung, der aufgeklärtere, nahm es gut auf. In dem Glauben befangen, der Kaiser habe es selber geschaffen, und in der Annahme, daß die Mobilgarde eine Verstärkung der Armee bedeute, ließ er sich durch den äußeren Schein blenden. Der andere Theil des Volkes hingegen, welcher dem ersteren an Zahl bedeutend überlegen war, sah in dem Gesetz nichts weiter, als eine schwere Bürde, welche für alle jungen, sonst nicht zum Dienst verpflichteten Leute die gleichen Verbindlichkeiten, welche die jährlich ausgehobenen Soldaten auf sich nehmen mußten, im Gefolge haben würde. Trotzdem beruhigte sich dieser Theil der Bevölkerung bald, denn er wiegte sich wie das Parlament in der Hoffnung, daß das Gesetz nicht zur Durchführung kommen würde.

Die Schöpfer desselben wußten selbst, daß es nicht lebensfähig war. Die Einen, welche es in gutem Glauben annahmen, begingen einen großen Irrthum; die Anderen betrachteten es als ein Mittel, der Eigenliebe des Kaisers zu schmeicheln, immer mit dem Hintergedanken, sich zur Wehr zu setzen, sobald man mit der Einführung des Gesetzes wirklich Ernst machen würde. Diese Letzteren hatten in der That nur die Absicht: dem Kaiser die Hände zu binden, so daß er nichts thun und irgend welche Vorbereitungen zu einem Kriege treffen konnte, den herbeizuführen nach ihrer Ansicht sein Wunsch und Wille war. Man gab sich den Schein, als ob man dem Kaiser nicht Alles abschlagen wollte; man schätzte sich glücklich, ihm gegenüber mit den 3—400 000 Mann prahlen zu können, welche das neue Gesetz innerhalb dreier Jahre dem stehenden Heere hinzufügen würde.

Soll ich hier sagen, was aus der Mobilgarde wurde? Ihre Schöpfung nahm die Armee recht ungünstig auf. Alle Berufssoldaten waren der ungetheilten Ansicht, daß ihr eigentlicher Zweck nur der sei, eine Anzahl junger Leute in ihre Reihen aufzunehmen, welche in der Stunde der Gefahr durch ein neues Gesetz der aktiven Armee einverleibt werden konnte. In diesem Sinne sprach sich eines Tages der Marschall Niel selbst mir gegenüber in dem Augenblick aus, in welchem er der Nachfolger des Marschall Randon als Kriegsminister wurde. Da er sich indessen von Anfang an für Einrichtung einer Mobilgarde ausgesprochen hatte, ging er mit allem Ernst an das Werk, um das Gesetz unter möglichst günstigen Bedingungen zur Durchführung zu bringen. Es gelang ihm in immerhin kurzer Zeit, eine gewisse Anzahl Bataillone sowohl in Paris, als auch in den nordwestlichen Regionen zu formiren. Im Uebrigen verschloß er sich keineswegs der Ueberzeugung, daß die für die Mobilgarde nothwendigen Ausgaben allerdings um ein Bedeutendes den Kostenanschlag

überschreiten würden, und so reifte in ihm der Entschluß, deren Organisation in einem langsameren Tempo vorschreiten zu lassen.

Sein Nachfolger als Kriegsminister, General Leboeuf, hatte sehr bald die Ueberzeugung gewonnen, daß er, um von dem gesetzgebenden Körper leichter einen jährlichen Kredit von 35 bis 40 Millionen zu erlangen, vorläufig nicht zu schnell mit der weiteren Organisation der Mobilgarde, deren erste Formationen von seinem Vorgänger aufgestellt waren, vorgehen durfte. Die Lage des Kriegsministers war in der That keine angenehme. Forderte er von dem gesetzgebenden Körper einen Kredit von 35 bis 40 Millionen, so konnte er mit ziemlicher Gewißheit auf die Ablehnung des Antrages rechnen, und wurde wirklich, was ausgeschlossen schien, der Kredit bewilligt — war dann nicht zu fürchten, daß man als Gegenleistung die Einschränkung der Ausgaben für den Unterhalt der aktiven Armee um vielleicht einige 30 Millionen forderte? Angesichts solcher Eventualitäten entschloß sich der General Leboeuf, die Interessen der aktiven Armee nicht preiszugeben, sondern vorübergehend die der Mobilgarde fallen zu lassen.

Das Gesetz von 1868, welches die Mobilgarde geschaffen hatte, wurde damit zu Grabe getragen und erst der Krieg von 1870, welcher so plötzlich ausbrach, konnte es in das Leben zurückrufen. Man unterband nun allerdings seine Lebensader auf unverantwortliche Weise insofern, als zur Aufstellung seiner Kadres Offiziere und Unteroffiziere Verwendung fanden, welche jeder Erfahrung entbehrten. Auch hatte es an Zeit gefehlt, die Soldaten mit den elementarsten militärischen Kenntnissen zu versehen. Somit nicht im Besitz aller jener Eigenschaften, welche den Werth einer jeden geschulten Truppe ausmachen, konnte die Mobilgarde wohl Muth und Tapferkeit dem Feinde gegenüber zeigen, — da aber Ausbildung und Führung fehlte, kam Alles doch nur darauf hinaus, daß man Menschenmassen aus dem Boden stampfte, die von vornherein keinen anderen Zweck haben konnten, wie dem Feinde als Kanonenfutter zu dienen.

Welchen Nutzen konnte man nicht aus den vortrefflichen Eigenschaften eines großen Theils jener jungen Leute ziehen, wenn man sie am Vorabende des Kriegsausbruchs in die Depots der aktiven Armee eingestellt hätte. In vierzehn Tagen, drei Wochen, höchstens in einem Monat würden sie ihrer Aufgabe in der Armee vollkommen gewachsen gewesen sein. Man würde im Uebrigen nichts weiter damit gethan haben, als den Plan des Marschalls Niel zur Ausführung zu bringen, welchen er 1868 gefaßt hatte.

Zweites Kapitel.

Das gezogene Perkussionsgewehr und das Schnelladegewehr.[1]) Das Chassepot.

Schon weit vor dem Jahre 1866 war die Aufmerksamkeit des Kriegsministers auf die Unterlegenheit unseres gezogenen Perkussionsgewehrs gegenüber dem Zündnadelgewehr, mit welchem die Preußische Infanterie bewaffnet war, hingelenkt worden.

Während seines Aufenthaltes in Berlin im Jahre 1862 als Repräsentant Frankreichs bei der Krönung des Königs Wilhelm hatte der Marschall Mac Mahon Gelegenheit gehabt, sich von den außerordentlichen Leistungen des Dreyseschen Gewehres zu überzeugen. Bei seiner Rückkehr überreichte er dem Kaiser sowohl, wie auch dem Marschall Randon ein Memorandum, in welchem er es sich angelegen sein ließ, die große Ueberlegenheit der Preußischen Infanterie, welche sie einzig und allein durch das Zündnadelgewehr erlangt habe, in das rechte Licht zu setzen. Das war in Wahrheit ein ungleich bedeutender Fortschritt als der einstige Ersatz des hölzernen Ladestockes durch den eisernen, eine Aenderung, die damals der Preußischen Armee für eine gewisse Zeit eine so große Ueberlegenheit über die Heere anderer Mächte in Europa verschafft hatte.

Marschall Mac Mahon trat in Folge dessen am Schluß seines Berichtes in eindringlichster Weise für die sofortige Umbewaffnung unserer Infanterie durch Einführung eines Hinterladers ein.

Obwohl er den Kaiser vollkommen von dieser Nothwendigkeit überzeugte, gelang es ihm nicht so leicht, den Kriegsminister, welcher, ehe er sich dafür oder dagegen entschied, das Einverständniß des Artillerie-Komitees einholen mußte, für die Sache zu gewinnen. Seit undenklicher Zeit betrachtete dieses Komitee sich als allein maßgebender und souveräner Richter in allen Fragen, welche die Bewaffnung der Infanterie betrafen.

Auf das Verlangen des Kaisers erklärte sich der Kriegsminister wohl bereit dem Befehle nachzukommen, in Verhandlungen einzutreten und die Frage betreffs Einführung eines Hinterladers gründlich studiren zu lassen,

[1]) Zündnadelgewehr. Anmerkung des Uebersetzers.

aber immerhin nur unter der Bedingung, daß man zunächst Mittel und Wege suchen müsse, das Perkussionsgewehr als Vorderlader in Bezug auf Präzision und Flugweite zu vervollkommnen. Er wiegte sich in der Hoffnung, daß die Verbesserungen, welche man anstrebte, die durch seine schnelle Ladefähigkeit hervorgerufene Ueberlegenheit des Preußischen Gewehrs ausgleichen würde, verhehlte sich indessen keineswegs, daß sein Widerstreben, einen Schnelllader einzuführen, doch nur der Befürchtung entsprang, daß ein ungeheurer Munitionsverbrauch die unmittelbare Folge sein würde.

Die Forderung des Marschalls Mac Mahon wurde nicht geradezu verworfen, wie wir sehen werden, sie wurde nur, wie so manche andere Frage des Jahres 1862, welche eingehend studirt werden sollte, — so beliebte man sich in dieser Zeit auszudrücken — bei Seite gelegt, um lange Jahre, wenn nicht für immer, in den Akten des Kriegsministeriums vergraben zu werden.

Nach dem Kriege in den Herzogthümern, wo die große Ueberlegenheit des Zündnadelgewehrs dem Dänischen Gewehr gegenüber evident zu Tage trat, wurde der Vorschlag des Marschalls Mac Mahon durch den Kriegsminister und durch den General Bourbaki erneuert. Dieser Offizier war im Jahr 1864 nach Preußen geschickt worden, um den großen Manövern der Deutschen Armee beizuwohnen. Auch er war überrascht von der Vortrefflichkeit des Preußischen Gewehrs und so hatte er in den Berichten an den Minister sich nicht gescheut, von Neuem zu konstatiren, daß diese Waffe allerdings geeignet sei, eine vollständige Umwälzung in der Taktik der Infanterie herbeizuführen. Was er aber auch anführen mochte, das Artillerie-Komitee hielt es nicht der Mühe werth, seine Studien in irgend einer Weise zu beschleunigen.

Während so die Herren mit vieler Muße weiter arbeiteten und sich wenig darum kümmerten, den Anweisungen des Ministers nachzukommen, gelang es glücklicherweise einem in der Waffenfabrik von Saint-Thomas d'Aquin angestellten Waffen-Revisor, fast ohne jede andere Unterstützung als die wiederholten Ermunterungen des Marschalls Mac Mahon, ein Schnellfeuergewehr herzustellen, welches noch größere Vorzüge besaß als das System Dreyse.

Dieser Mann, Namens Chassepot, hatte mehrere Jahre an seinem Werk gearbeitet. Unmittelbar nach seiner Fertigstellung unterwarf der Minister das Gewehr der Prüfung der Kommission, welche mehrere Veränderungen an dem Mechanismus der neuen Waffe, in den Dimensionen der Züge 2c., vornahm. Durch eigenhändige Aufzeichnungen hatte der

Kaiser Kaliber, Gewicht 2c. festgestellt, Bedingungen, welchen das in der Vorbereitung begriffene Gewehr entsprechen sollte, ehe Versuche mit ihm angestellt werden sollten.

Der Kriegsminister befahl, daß die Direktion der Artillerie sofort tausend Gewehre neuen Modells in Bestellung geben und zur selben Zeit eine gleiche Anzahl vervollkommneter Perkussions-Gewehre anfertigen lassen sollte. Die beiden Waffen sollten demnächst verglichen und daraufhin geprüft werden, ob die Vorzüge der ersteren derart schwerwiegende seien, daß eine Beschaffung für die ganze Armee sich nicht mehr umgehen lassen würde.

Indessen erst im Jahre 1866 begann man mit den bezüglichen Versuchen im Lager von Châlons. Sie bewiesen die unleugbare Ueberlegenheit des Chassepot-Gewehrs, so daß der Minister sich für die endgültige Annahme entschied. Gerade in dieser Zeit hallte Frankreich wieder von den außerordentlichen Erfolgen des Preußischen Gewehrs bei Nachod, Trautenau 2c. In diesem Moment ertönte nur ein Schrei in der ganzen Armee und dem Kaiser gelang es, den Kriegsminister dahin zu bringen, daß die neue Waffe nicht nur eingeführt, sondern auch ihre Herstellung in beschleunigtem Maße gefördert wurde.

War der Marschall Randon nun endlich von der Nothwendigkeit der Einführung des neuen Gewehres durchdrungen? Ich möchte nicht darauf antworten. Richtete er doch in der That am Vorabende der Schlacht von Sadowa ein weitläufiges und eingehendes Memorandum an den Kaiser, aus welchem der Gedanke hervorleuchtete, wie er das feste Vertrauen zur Armee habe, daß sie ihre Schuldigkeit thun und auch dann auf der Höhe der Anforderungen stehen würde, wenn auch keine Aenderungen in ihrer Organisation oder ihrer Bewaffnung vorgenommen würden.

In diesem Memorandum drückte sich der Marschall dem Kaiser gegenüber folgendermaßen aus:

„Wir sind wohl ab und zu geneigt, uns über die anderen Nationen zu erheben. Das ist aber kein Grund, bescheidener zu sein, als die Vernunft es gebietet. Wie! eine Nation, wie die Französische, welche in wenig Wochen 600000 Soldaten unter ihre Fahnen rufen kann, welche in ihren Arsenalen 8000 Feldgeschütze, 1800000 Gewehre und Pulver, um zehn Jahre Krieg zu führen, hat, eine solche Nation sollte nicht jederzeit im Stande sein, für seine gefährdete Ehre und sein verkanntes Recht einzutreten?"

Plötzlich die Bewaffnung der ganzen Infanterie einer Armee von so außerordentlicher Stärke, wie die unsrige, ändern, das war gewiß eine

Maßregel, welche ernstlichste Ueberlegung erforderte. Es galt nicht nur die Wege ausfindig zu machen, sondern man mußte auch die Mittel beschaffen, denn es handelte sich um eine Ausgabe von mehr als hundert Millionen, und dieses Uebermaß von Opfern mußte von dem Lande in einem Augenblick gefordert werden, in welchem man schon ohnedies mit finanziellen Schwierigkeiten ernstester Art zu kämpfen hatte. Und in der That, die Folgen des Krieges in Mexiko, welcher dem Staat so schwere Lasten auferlegt hatte, waren noch nicht überwunden. Wenn man andererseits sich der Ueberzeugung nicht verschließen konnte, daß die neue Bewaffnung der Armee sobald als möglich beschafft werden mußte, war es nicht unbekannt geblieben, daß dem Preußischen Zündnadelgewehr manche Mängel anhafteten; man wußte gleichfalls, daß alle Europäischen Mächte eifrigst auf der Suche nach einem, dem Preußischen ähnlichen immerhin vervollkommneten Modell waren. Ja, es schien nicht ausgeschlossen, daß, wenn man in Frankreich die Fabrikation des Chassepot-Gewehres — gut oder schlecht — zu sehr übereilte, in einer fremden Armee über kurz oder lang ein Gewehr auftauchte, das noch bedeutend bessere Eigenschaften aufwies. Es ist insofern nicht unbegreiflich, daß der Kriegsminister auf Grund dieser Möglichkeiten einen schweren Kampf kämpfte, ehe er sich für die Einführung des Schnellladers entschied.

Hielt er aber nicht zu lange damit hinter dem Berge? — Mehr als drei Jahre.

Sobald Marschall Niel das Kriegsministerium übernommen hatte, trat er mit voller Kraft für die möglichste Beschleunigung der Herstellung des Chassepot-Gewehres ein.

Drittes Kapitel.

Die Luxemburgische Frage. — Der Oberkommandirende der Armee.

In den ersten Tagen des Monats Mai 1867 wurde die Luxemburgische Frage aufgeworfen. Wir wissen, um was es sich handelte.

Ohne irgend auf einen Vertrag gestützt zu sein, welcher den Preußischen Prätentionen eine Berechtigung, die Oberhoheit in dem Großherzogthum auszuüben, verliehen hätte, stand eine Preußische Besatzung seit langer Zeit in der Festung Luxemburg. Diese Garnison hatte für Preußen die Bedeutung eines vorgeschobenen Postens, welcher unausgesetzt einen der verwundbarsten Punkte der Grenzen Frankreichs bedrohte. Der Kaiser hatte sich der Hoffnung hingegeben, auf diplomatischem Wege dahin zu gelangen, daß Preußen diese Garnison aus Luxemburg zurückzöge. Indessen zeigten sich die Deutschen Diplomaten in Berlin dem Französischen Botschafter gegenüber in dieser Beziehung wenig willfährig.

Während noch die Verhandlungen schwebten, ließ mich der Kaiser in sein Kabinet befehlen und theilte mir, nachdem er mich über die augenblickliche Situation aufgeklärt hatte, seine Besorgniß mit, daß er sich durchaus nicht verhehle, wie der Ausbruch eines ernsten Konflikts zwischen Frankreich und Preußen die unmittelbare Folge sein könne. Es war in der That zu befürchten, daß die Reklamationen Frankreichs nicht im Stande sein würden, den Widerstand der Preußischen Diplomaten in Berlin zu brechen. Wurden Frankreichs Forderungen verworfen, so befand sich die Regierung in einer der schwierigsten Lagen. Und in der That, ein beträchtlicher Theil unserer Armee stand noch in Mexiko und der im Inlande befindliche Rest gestattete dem Minister nicht mehr als höchstens 200 000 Mann für einen Feldzug verfügbar zu machen. Sicherlich war dies wenig genug, um den Krieg mit Preußen herauf zu beschwören. Außer der Unzulänglichkeit der Kräfte Frankreichs hatte der Kaiser aber auch noch einen anderen Grund, welcher ihn beunruhigte. Abgesehen von allen vorhandenen Schwierigkeiten war noch die Frage zu erörtern, welchen Marschällen und welchen Generälen er im Falle des Kriegsausbruchs die Führung seiner Armee anvertrauen sollte. Und was schließlich seine Besorgniß noch vermehrte, war die Wahl eines Generals, welcher die so wichtigen und ausschlaggebenden Funktionen eines Chefs des Generalstabes der Armee übernehmen konnte. Der Kaiser bezeichnete mir einige Generäle und sprach sich über ihre Qualifikation für diese Stellung aus. Er bedauerte lebhaft, daß seit dem Italienischen Kriege nichts geschehen sei, um eine regelrechte und beschleunigte Mobilisirung der Armee zu gewährleisten. Schließlich aber gab er mir zu verstehen, daß wenn die schwebenden Verhandlungen, wie er immer noch hoffe, einen günstigen Ausgang für seine Regierung nehmen würden und es ihm gelingen sollte, den Frieden aufrecht zu erhalten, er trotzdem mich damit beauftragen würde, sofort Mittel und Wege ausfindig zu machen, welche ihn in den

Stand setzten, in Zukunft nicht, wie es jetzt der Fall sei, sich mit dem Bewußtsein abfinden zu müssen, daß nichts vorbereitet sei, um einen Krieg unter günstigen Bedingungen eröffnen zu können. Am 10. Mai legte ich dem Kaiser ein kurz gefaßtes Programm vor, in welchem ich meine Ansichten über all die Arbeiten und Vorbereitungen niederlegte, welche ich für nothwendig hielt und welche sofort in Angriff genommen werden mußten, sollte den Wünschen des Kaisers entsprochen werden.

In diesem Programm, dessen Original sich noch in meinen Händen befindet, forderte ich dringend, daß eine größere Anzahl Generalstabsoffiziere jederzeit dazu verwandt würden, unsere Grenzen zu bereisen, und wie es beständig von Preußischer Seite geschah, in das Ausland zu gehen, um Rekognoszirungen vorzunehmen und die möglichen oder wahrscheinlichen Kriegstheater und ihre Hülfsquellen, Eisenbahnen und Wegenetze 2c. zu studiren. Ich verlangte Maßnahmen, um endgültig eine vollständige Organisation unserer Streitkräfte und deren schnelle Ueberführung auf den Kriegsfuß sicher zu stellen. Ich lenkte die Aufmerksamkeit des Kaisers besonders auf die Nothwendigkeit, die strenge Disziplin wieder in die Armee einzuführen, welche seit langer Zeit verschwunden war, so daß sie starke Einbuße an ihrem inneren Gehalt erlitten hatte. Ich versicherte dem Kaiser, daß die Generale es ihm nur Dank wissen würden, wenn er ihnen die nöthige Handhabe gäbe, in den Reihen der Armee wieder die Grundzüge jener strengen Disziplin aufleben zu lassen, welche ehemals ihre Stärke ausgemacht hatten.

„Eure Majestät werden meine Forderungen für sehr harte halten," sagte ich zum Kaiser, als ich ihm diesen Theil meines Programms vorlegte, „aber es handelt sich um eine Lebensfrage für die Armee; ohne Disziplin, ohne unbedingten Gehorsam, ohne die Achtung und den Nimbus, der stets die höchste Kommandostelle umgeben muß, kenne ich keine Armee, die dieses Namens würdig wäre."

Ein solches Ansinnen an den Kaiser stellen, daß er mit eiserner Faust die Gesetze der Disziplin durchführen sollte, das hieß allerdings an ihn eine Forderung richten, die vor Allem einen Kampf gegen seine eigene Natur, welche die Nachsicht und Güte selbst war, verlangte. Da er diese Festigkeit nicht besaß, hätte er wenigstens an seiner Seite Kriegsminister haben müssen, wie sie beim Beginn meiner militärischen Laufbahn an der Spitze der Armee standen, wie z. B. Soult, um nur einen einzigen zu nennen, ein Mann, vor dem zur Zeit der Juli-Regierung alle Generale zitterten, wenn er mit ihnen über die strikte Befolgung der militärischen Reglements sprach.

Am 10. Mai glaubte ich in dieser Beziehung ihm gegenüber dahin vorstellig werden zu sollen, daß ich ihm vor Augen führte, wie der Führer einer Armee, sollte nicht seine Autorität Schaden leiden, mit welcher er unbedingt ausgestattet sein mußte, nur unter denjenigen Generälen ausgesucht werden könne, welche schon hohe Kommandostellen inne gehabt, und welche durch ihre erfolgreiche Thätigkeit auf den Schlachtfeldern sich nicht nur einen Namen gemacht hätten, sondern auch das Vertrauen der Armee in vollstem Maße besäßen.

Meiner Meinung nach könnten ihm recht bedeutende Verlegenheiten nicht erspart bleiben, wenn er mit diesen Funktionen einen Divisionsgeneral beauftragte in einer Armee, in welcher Marschälle die Armeekorps kommandirten; zu einer solchen Stellung konnte, sollte sie ausgefüllt werden, nur ein Marschall berufen werden, und dies um so mehr, als der Mann, der sich meiner Ansicht nach am besten dafür eignete und die hervorragendsten Fähigkeiten besaß, schon gefunden war, nämlich der Kriegsminister, Marschall Niel. Gestützt auf diese Ueberlegungen, rief ich dem Kaiser Episoden aus dem spanischen Kriege in die Erinnerung, in welchem unter dem ersten Kaiserreiche in einer Armee, welche der Kaiser Napoleon selber kommandirte, die verabscheuungswürdigsten Rivalitäten zwischen Korpskommandanten, noch dazu Marschällen von Frankreich, die traurigsten Folgen hervorgerufen hatten.

Ohne auf diese Frage weiter einzugehen, erwiderte der Kaiser mir, daß, wenn die kriegerischen Ereignisse ihn nöthigen würden, die Hauptstadt zu verlassen, er es durchaus für geboten hielte, den Marschall Kriegsminister zurückzulassen. Ich nannte ihm darauf den Namen eines Generals, welcher soeben ein Werk, „Die Armee im Jahre 1867", herausgegeben und mit demselben großes Aufsehen in allen Kreisen der Armee hervorgerufen hatte. Ich wagte, dem Kaiser zu sagen, daß der Verfasser dieses Buches, der General Trochu, unter allen seinen Kollegen derjenige sei, welcher vermöge seiner hervorragenden Fähigkeiten, seiner Intelligenz und seiner sonstigen bemerkenswerthen Eigenschaften am meisten den Anforderungen entspräche, welche an einen so schwierigen und delikaten Posten, wie der eines Oberkommandirenden, gestellt werden müßten. Seine Abhandlung, sagte ich dem Kaiser, richtet ihre Spitze augenscheinlich gegen die Minister, welche seit geraumer Zeit die Armeeleitung an sich gerissen haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der General Trochu besser gethan hätte, sein Werk nicht zu veröffentlichen und es einfach dem Kriegsminister in Form eines Berichtes vorzulegen. Abgesehen von manchen Härten und Uebertreibungen der in der Armee vorhandenen Uebelstände, welche das

Buch enthielt, hätte der Minister recht viele Fingerzeige und Wahrheiten finden können, die er zum Besten der Armee verwerthen konnte. Trotz seines Buches aber, oder besser gesagt, auf Grund dieses seines Werkes, kann man nur sagen, daß der General Trochu sich sowohl innerhalb der Armee, wie außerhalb der Landesgrenzen einen Namen gemacht hatte, der überall einen guten Klang besaß. Seine Antezedentien und die Stellungen, welche er in der Armee während der letzten Feldzüge, besonders in der Krim, eingenommen hatte, waren nur geeignet, unbedingtes Vertrauen zu ihm einzuflößen.

„Gewiß," erwiderte mir der Kaiser, „Sie haben Recht; die hervorragenden Verdienste des General Trochu sind nicht zu leugnen; aber seine Gedanken sind so mystisch!"

Einige Tage darauf hatte die Lage sich plötzlich geändert, und der Kaiser war zu meiner großen Freude der Mühe überhoben, sich mit der Wahl eines Chef des Generalstabes beschäftigen zu müssen. Er theilte mir mit, daß die zwischen Frankreich und Preußen schwebenden Schwierigkeiten auf dem besten Wege wären, gehoben zu werden. Es läge in der Absicht, sagte er mir, die Vertreter der Großmächte zu einer Konferenz zusammen zu berufen, auf welcher ohne Zweifel das Großherzogthum Luxemburg für neutral erklärt werden würde, so daß jeder Vorwand zu einem Konflikt zwischen Frankreich und Preußen gehoben wäre. Und dann, schon ganz eingenommen von dem Vertrauen in die Erhaltung des Friedens, fügte der Kaiser hinzu: „Von diesem Augenblick an müssen wir ernst die Zukunft in das Auge fassen; wir müssen unermüdlich während des Friedens den Krieg vorbereiten, damit ein neuer Zwischenfall wie der, welchen wir eben überstanden haben, uns niemals unvorbereitet und in blinder Sicherheit vorfindet."

Wenn ich geglaubt habe, diese Unterredung, welche ich mit Napoleon III. am 12. Mai 1867 hatte, wörtlich wiedergeben zu sollen, so geschieht dies nur aus dem Grunde, weil drei Monate später, nachdem der König von Preußen in Begleitung von Herrn von Bismarck und des Generals von Moltke Paris bei Gelegenheit der Weltausstellung besucht hatte, der Kaiser mir mittheilte, daß genau zu der Zeit, wo er am Vorabend des Zusammentritts der Konferenz so viel Vertrauen in den Frieden gesetzt habe, der Krieg thatsächlich in Berlin beschlossene Sache gewesen sei.

„Alle Mobilmachungsbefehle," sagte er mir, „alle jene Befehle, welche stets fertig im Kabinet des Königs liegen, sollten schon expedirt werden, als Herr von Bismarck plötzlich den Entschluß gefaßt habe, die Absichten

der Kriegspartei zu durchkreuzen, und es durchgesetzt habe, daß die Ausfertigung jener Befehle unterblieb."

„Herr von Bismarck," fügte der Kaiser hinzu, „hat mir die Versicherung gegeben, daß er dadurch allein die sofortige Kriegserklärung verhindert habe."

Das Großherzogthum Luxemburg wurde in der Konferenz zu London für neutrales Gebiet erklärt und dadurch der Ausbruch des Krieges vermieden.

Viertes Kapitel.

Besuch der Nordostgrenze und der Festung Luxemburg. — Antwerpen. Artilleristische Versuche im Lager von Brascoët. — Mitrailleusen.

Unmittelbar nach der Londoner Konferenz erhielt ich vom Kriegsminister, welchem der Kaiser einen dahingehenden Wunsch geäußert hatte, den Befehl, unsere Nordostgrenze zu bereisen, um dort die für die Vertheidigung des Landes günstigsten Positionen zu rekognosziren. Diesem Befehle zufolge sollte ich, sobald meine Erkundung beendet war, dem Minister Aufklärung über das Resultat in einem Bericht geben, welchem eine eingehende Uebersicht der Detailstudien unserer Generalstabsoffiziere, die an derselben Grenze gearbeitet hatten, beizufügen war.

Nachdem ich die Umgegend von Thionville mir gründlich angesehen hatte, überschritt ich die Grenze und begab mich nach Luxemburg.

Es war mir von höchstem Interesse, zu erfahren, ob die Preußischen Truppen in Ausführung des Londoner Vertrages bereits den Platz geräumt hatten. Auch erschien es mir nicht unwichtig, an Ort und Stelle mich durch den Augenschein davon zu überzeugen, ob die Luxemburgische Regierung bereits mit der Entfestigung des Platzes, welche im Vertrage festgesetzt war, den Anfang gemacht hatte.

Ich konstatirte, daß fast die ganze Preußische Garnison Luxemburg bereits geräumt hatte. Die wenigen Truppen, welche man zu dieser Zeit

— wir befanden uns in der Mitte des Juni — noch in der Stadt sehen konnte, waren damit beschäftigt, das dem Preußischen Staate gehörende Kriegsmaterial nach Trier zu evakuiren. Was die Schleifung der Festungswerke anbetraf, so erschien es mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß die Klausel des Vertrages, welche die Entfestigung forderte, nur ein todter Buchstabe sein und bleiben würde. Fast auf der ganzen Umwallungslinie setzten die auf steilen und massigen Felsen aufgeführten Festungswerke der Zerstörung fast unüberwindliche Hindernisse entgegen, und endlich würde eine solche auch derartige Kosten verursacht haben, daß man dem Großherzog es nicht verargen konnte, wenn er nicht ernstlich an das Werk ging. Das Einzige, was seine Regierung, um wenigstens den Schein zu retten, thun konnte, war, den nordwestlichen Abschnitt der Enceinte niederzulegen, während der übrige Theil der Festungswerke jedem weiteren Angriffe Hohn sprach und so die Abmachungen der Diplomaten auf der Londoner Konferenz schmählich zu Nichte machte. Die Festung Luxemburg wird auch in Zukunft dieselbe Bedeutung behalten, die sie bis dahin gehabt hat, das heißt, sie wird stets das Zielobjekt, und ihr Besitz im Fall eines Europäischen Konflikts dauernd Gegenstand des Begehrs der dabei interessirten Mächte sein.

Nachdem ich Luxemburg gesehen hatte, begab ich mich nach Trier. Die Festungswerke dieser Stadt sind nur von untergeordnetem Werth. Sie bestehen aus einer einfachen Umwallungsmauer, theils Römischen, theils neueren Ursprungs. Dennoch ist dieser Platz mit Rücksicht auf seine Lage an dem Zusammenfluß zweier Ströme, der Mosel und der Saar, welche die natürliche Vertheidigungslinie Preußens bilden, von nicht geringerer Wichtigkeit. In Trier befindet sich der Ausgangspunkt der Eisenbahnlinie, welche das Moselthal mit Luxemburg und dem Nordosten Belgiens verbindet. Im Jahre 1867 ließ sich leicht voraussehen, daß diese Eisenbahnlinie schon in kürzester Zeit bis zum Rhein verlängert werden würde, und daß dann Trier, nunmehr in direkter Verbindung mit dem westlichen Küstengebiet Preußens stehend, ein strategischer Punkt erster Ordnung werden würde.

Nach meinem Aufenthalt in Trier besuchte ich Saarbrücken, Metz, Saargemünd und die Hauptpässe der Vogesen; dann kehrte ich nach Paris zurück.

Im Monat Juli sandte mich der Kriegsminister nach Belgien in das Lager von Beverloo, um dort den Manövern der Belgischen Armee beizuwohnen. In Nachstehendem möchte ich die Gründe anführen, welche für mich ausschlaggebend waren, diesen Wunsch, den erwähnten Manövern als Zuschauer folgen zu können, in Erfüllung gehen zu sehen.

Man beschäftigte sich im Jahre 1867 in Frankreich viel mit der Taktik der Preußischen Infanterie, welcher man neben dem Zündnadelgewehr einen großen Theil der wunderbaren Erfolge über Oesterreich im vergangenen Jahre zuschrieb. Der Rittmeister Stoffel, unser Militär-Attaché in Berlin, hatte den Krieg in Böhmen im Preußischen Generalstabe mitgemacht, und dieser äußerst fähige, scharf beobachtende Offizier hatte nicht unterlassen, sofort nach Beendigung des Krieges sowohl dem Kaiser, zu dessen Ordonnanz-Offizieren er gehörte, wie auch dem Kriegsminister sehr eingehende Berichte über die Ereignisse, deren Augenzeuge er gewesen war, vorzulegen. Seiner Meinung nach hatten die Preußen ihre großen Erfolge nicht nur dem Zündnadelgewehr, sondern besonders der veränderten Taktik zu verdanken, welche die mit dieser Waffe ausgerüstete Infanterie in gewisser Beziehung nothwendiger Weise hatte annehmen müssen, eine Taktik, welche der in den früheren Feldzügen angewandten geradezu entgegengesetzt war. Sie verdankten ferner ihre Erfolge der intensiven Durchbildung ihrer Generalstabsoffiziere. (Vergleiche die Berichte des Kommandanten Stoffel.)

Man wird jetzt verstehen, von welchem Interesse es für diejenigen Offiziere, welche Kenntniß von den Berichten unseres Militär-Attaché bekommen hatten, sein mußte, die Preußische Armee in Preußen selbst zu studiren und ihren Uebungen zu folgen, um Kenntniß von den Aenderungen zu bekommen, denen sie ihre Taktik unterzogen hatte.

Der Kaiser gab mir eines Tages zu verstehen, daß es sein großer Wunsch gewesen wäre, mich nach Berlin zu schicken, wenn im Jahre 1867 die großen Manöver in Preußen, die in diesem Jahre ausfielen, stattgefunden hätten. Ich benutzte diese Gelegenheit, ihn um die Erlaubniß zu bitten, mich nach dem Beverlooer Lager begeben zu dürfen, in welchem die Belgische Armee ihre jährlich wiederkehrenden Uebungen unter Leitung eines ihrer befähigtsten Führer, des Generals Renard, gerade beginnen wollte, eines Mannes, der durch seine militärischen Schriften sich einen hervorragenden Platz unter den Autoritäten seiner Zeit verschafft hatte.

Mir war nicht unbekannt, daß der General Renard zu den großen Verehrern nicht nur der Organisation der Preußischen Armee, sondern auch der seit mehreren Jahren in dieser Armee neu eingeführten Taktik zählte. Ich konnte deshalb mit Sicherheit darauf rechnen, daß ich in dem Beverlooer Lager Gelegenheit genug finden würde, die hauptsächlichsten Prinzipien dieser Taktik zur Anwendung kommen zu sehen. Aber auch noch ein anderes Motiv veranlaßte mich zu dieser Reise.

Ich hatte von einem höheren Belgischen Offizier erfahren, daß das aus Stahl hergestellte Preußische Hinterlade-Geschütz seit Kurzem an Stelle des Französischen Bronze-Geschützes in der Armee eingeführt sei und daß die Batterieen des Armeekorps, welches in Beverloo zu den Uebungen zusammengezogen war, mit diesem Geschütz ausgerüstet seien.

Ich kam in der zweiten Woche des Juli in Beverloo an und wurde dort von dem General Renard mit einer Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit empfangen, die ich nie vergessen werde. Es sei mir an dieser Stelle gestattet, die Gelegenheit zu benutzen, um den Offizieren der Belgischen Armee für ihr Entgegenkommen und die freundliche Aufnahme, welche sie mir während meines Aufenthaltes unter ihnen bereitet haben, meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen.

Während der vierzehn Tage, welche ich in dem gastlichen Hause des Generals Renard oder auf dem Manöverfelde zubrachte, fand ich Gelegenheit, Aufklärung über verschiedene Sachen zu erhalten, die in Frankreich noch vollständig unbekannt waren. Ich konnte mich davon überzeugen, daß die Belgische Armee, obwohl sie fast ausschließlich aus jungen Soldaten bestand, doch mit einer hervorragenden Sicherheit und gutem Verständniß in allen Kommandostellen manöverirte. Ich mußte außerdem anerkennen, daß sie unter der thätigen und intelligenten Leitung des Generals Renard schon auf dem besten Wege war, sich in den Prinzipien und Ideen, welche damals in der Preußischen Armee als Muster galten, einzuleben. Ihre Haltung auf dem Manöverfelde neigte schon bedeutend mehr dazu, jene kühle Straffheit, welche die Deutschen Regimenter auszeichnet, anzunehmen, wie die Französische Lebhaftigkeit; unsere taktischen Theorien hatten entschieden schon den Preußischen Prinzipien weichen müssen. Man hatte — das war klar — bedeutend mehr Werth auf die Ausbildung und Durchführung des zerstreuten Gefechts gelegt.

Es unterlag keinem Zweifel, daß die Belgische Armee unter der Führung des Generals Renard einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan hatte; zu meinem großen Leidwesen mußte ich mir aber gleichzeitig sagen, daß in Frankreich von einem derartigen Fortschritt auch noch nicht das Geringste zu spüren war.

General Renard hatte indessen, wie er mir sagte, abgesehen von der veränderten Taktik der Infanterie, auch noch eine andere nicht minder wichtige Reform für die Belgische Armee im Auge. Er machte mich wiederholt darauf aufmerksam, daß das, was in der Preußischen Armee am meisten Bewunderung verdiene und was unter allen Umständen so schnell als möglich in Frankreich und Belgien zur Durchführung kommen

müsse, ihre vorzügliche Friedensorganisation sei, welche sich in erstaunlicher Weise an die Kriegsorganisation anlehne; sie bestand in der Eintheilung des Preußischen Gebietes in so viel Ersatzbezirke, als diese Armee Armeekorps zählte, und in der Art und Weise der Mobilmachung, welche einzig und allein auf dieser Eintheilung fußte, im Augenblick der Kriegserklärung eine sofortige Ueberführung der Armee auf den Kriegsetat gestattete und weiter ermöglichte, daß sie in höchstens vierzehn oder fünfzehn Tagen an der bedrohten Grenze konzentrirt werden konnte.

Ich kann wohl sagen, daß, wie der General Renard so sprach, er seine Worte nicht an einen Uneingeweihten richtete; er erzählte mir nichts Neues, denn seit geraumer Zeit war mir bekannt und auch dem Kriegsminister Frankreichs war es nicht verborgen geblieben — er wußte es besser wie ich —, in welcher Weise die Preußische Armee ihren Ersatz erhielt, wie sie organisirt und wie ihre Mobilmachung vorbereitet war. Ich kann es nur mit Bedauern eingestehen, daß, während Belgien ernstlich mit der Einführung von Reformen vorging, man in Frankreich nicht im Entferntesten daran dachte.

Der größte Theil der Französischen Offiziere und vor Allem ihre Führer verschlossen ihre Augen der Wahrheit und wiegten sich in einem Optimismus, aus dem keine Macht im Stande war, sie herauszureißen. Sie wiesen schon mit Entrüstung den Gedanken zurück, daß man, sei es in Preußen oder anderswo, es besser machen könne, wie in Frankreich selbst.

Im Lager von Beverloo war es mir klar geworden, daß die Uebungen der Belgischen Infanterie das größte Interesse erheischten. Ich hatte auch die Feldbatterieen mit ihren Geschützen nach Preußischem System manöveriren sehen; sie waren durchaus nicht weniger beweglich als die Feldbatterieen der Französischen Armee. Aber ich sollte hauptsächlich erst auf dem Schießplatz von Brascoët, nahe bei Antwerpen, wo jedes Jahr die Belgische Artillerie nach dem Manöver im Beverlooer Lager ihre Schießübungen abhielt, mich von der Vortrefflichkeit dieser Geschütze überzeugen, welche vor Kurzem erst in der Belgischen Armee eingeführt worden waren. Bevor ich indessen nach Brascoët ging, nahm ich die Festung Antwerpen in Augenschein.

Antwerpen bildet mit seiner Enceinte und seinen detachirten Forts, welche die Annäherungswege unter Feuer halten, das imposante Reduit der Belgischen Armee, wenn der Krieg in das Land hineingetragen wird, gleichviel von welcher Seite der Feind kommt. Gleich bei meinem Eintritt war es mir schmerzlich genug, konstatiren zu müssen, daß nicht ein einziger unserer festen Plätze einen Vergleich mit Antwerpen, in Bezug auf die

Bereitstellung seiner Kriegsausrüstung, aushält. Während in Frankreich veraltete Reglements vorschreiben, daß erst die Kriegserklärung abgewartet werden müsse, ehe auch nur mit der ersten Armirung gegen den gewaltsamen Angriff begonnen werden durfte, war in Antwerpen im Gegensatz hierzu, fast unter unsern Augen, ohne daß auch nur der leiseste Zweifel obwalten konnte, bei einer Nation, deren Land für neutral erklärt worden war, schon im Frieden alles vorgesehen, um jederzeit einem plötzlichen Angriff die Stirn bieten zu können. Sowohl in der Enceinte, wie in den Forts, hatte man die Bewaffnung und die Festungsvorräthe derart aufgestapelt und vertheilt, daß innerhalb von achtundvierzig Stunden alle Geschütze, beinahe dreitausend an der Zahl, in ihren Bettungen stehen und das Feuer eröffnen konnten. Wenn ich diese Details berühre, so geschieht dies nur aus dem Grunde, weil meine Gedanken in diesem Augenblick von Antwerpen nach Metz zurückschweifen und mich daran erinnern, daß damals im Jahre 1870 allgemein der Glaube in Frankreich verbreitet war, daß Metz und seine Forts vollkommen armirt seien, während man doch nichts weiter gethan hatte, als Wälle aufzuwerfen und Mauern aufzuführen. Von vollendeten und armirten Werken existirte aber auch nicht eines.

Von Antwerpen begab ich mich nach Brascoët. Hier wohnte ich den Schießübungen der vier- und sechspfündigen Geschütze nach Preußischem Modell bei und hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, wie bedeutend sie unsern Feldgeschützen, sowohl was Tragweite wie Präzision anbetrifft, überlegen waren. Meine Mission hatte hiermit ihr Ende erreicht, und ich kehrte nach Paris zurück. Ich meldete mich sofort beim Marschall Niel, um ihm persönlich und mündlich einen ersten Bericht über das Resultat meines Ausfluges nach der Grenze zu erstatten; sodann machte ich ihm in Gegenwart des Generals Leboeuf, welcher damals an der Spitze des Artillerie-Komitees stand, Mittheilung von den Eindrücken, welche ich bei den Schießübungen der Belgischen Feld-Artillerie in Brascoët gewonnen hatte. Als ich geendet, fragte mich der General Leboeuf: „Haben Sie auch mit eigenen Augen gesehen, was Sie da erzählen?" „Ich habe so gut gesehen," antwortete ich, „daß ich im vollen Bewußtsein der Tragweite Ihrer Frage dringend den Minister, der es mit angehört hat, ersuche, mich morgen wieder nach Brascoët zurückzuschicken, dieses Mal aber nicht allein, sondern in Ihrer Begleitung, damit Sie sich mit eigenen Augen von der Wahrheit meiner Wahrnehmungen überzeugen können. Ich werde dafür Sorge tragen, daß die Belgischen Offiziere Ihnen noch einmal die Versuche vorführen, denen ich beigewohnt habe,

und — wenn Sie es wünschen — vielleicht noch in eingehenderer Weise, als es bei mir der Fall gewesen ist."

Als der General entgegnete, daß seine Geschäfte ihm in diesem Augenblick ein Fernbleiben von Paris durchaus nicht gestatteten, sagte ich: „Schön, wenn es absolut unmöglich ist, daß Sie sich mir anschließen, so bestimmen Sie zu meiner Begleitung denjenigen Artillerie-Offizier, zu welchem Sie das meiste Vertrauen haben; ich bin bereit, wenn der Minister seine Zustimmung giebt, sei es mit Ihnen oder mit dem designirten Offizier sofort abzureisen."

Zwei Tage später verließ ich auf Befehl des Marschall Niel in Begleitung des Hauptmanns und Batterie-Chefs Berge, eines unserer intelligentesten und fähigsten Artillerie-Offiziere, Paris.

General Renard, den ich bei meiner Durchreise durch Brüssel aufsuchte, gab mir Empfehlungen an den General Eyssens, den Kommandeur der Belgischen Artillerie mit, beide Generale stellten sich in höchst liebenswürdiger Weise zu meiner Verfügung und begleiteten mich bei meinem zweiten Besuche des Schießplatzes. Auf Befehl des Generals Eyssens führten die Belgischen Artillerie-Offiziere alle diejenigen Schießversuche aus, welche der Kommandant Berge zu sehen den Wunsch aussprach. Vier Stunden wurde mit den Feldgeschützen geschossen. Die Resultate waren folgende:

Der Vierpfünder hatte auf 1200 Meter auf eine runde, mit drei Ringen im Abstande von drei Meter versehenen Scheibe gefeuert. Sechs Schüsse, welche auf dieselbe abgegeben worden waren, hatten getroffen, zwei Schüsse saßen in dem mittelsten Ringe. Der sechste Schuß hatte die Scheibe in Trümmern gelegt.

Bei diesen ersten Schießversuchen brachten die Belgischen Offiziere ein derartiges Vertrauen in die Treffsicherheit ihres Geschützes zum Ausdruck, daß mehrere von ihnen sich bereit erklärten, in einer Entfernung von ein und einem halben Meter von der Scheibe sich offen ohne Deckung hinzustellen. Die anderen theils mit dem Vierpfünder, theils mit dem Sechspfünder, aber auf viel größere Entfernungen vorgenommenen Versuche hatten beinahe die gleich bemerkenswerthen Resultate ergeben.

Nachdem die Versuche ihr Ende erreicht hatten und der Kommandant Berge und ich uns in Brüssel wieder unter uns befanden, waren die ersten Worte, die der Letztere an mich richtete: „Herr General, ich bin bestürzt über das, was ich in Brascoët gesehen habe." — „So?" entgegnete ich, „werden Sie nun Anstand nehmen, die volle Wahrheit zu sagen? Ich hoffe, daß Sie ohne Rückhalt den Herren Kenntniß geben

von dem, was Sie mit eigenen Augen gesehen haben." „Sicherlich werde ich damit nicht hinter dem Berge halten," erwiderte mein Partner, „obgleich ich fürchte, ich werde eben so sehr tauben Ohren predigen, wie es bei Ihnen der Fall gewesen ist; man wird mir keinen Glauben schenken."

In einem sehr eingehenden Bericht gab der Kommandant Berge einen Ueberblick über die Versuche bei Brascoët. Auch hatte er sich der Mühe unterzogen, in seinem Elaborat die gewonnenen Resultate mit denen zu vergleichen, welche wir neuerdings auf unsern Schießplätzen unter den günstigsten Bedingungen erzielt hatten. Sein Urtheil über das Belgische Feldgeschütz war indessen nicht so bestimmt und so klar gefaßt, als er es mir gegenüber in Brüssel zum Ausdruck gebracht hatte. Er beobachtete in seinem Bericht eine gewisse, immerhin ganz natürliche Zurückhaltung, welche wohl ein Ausfluß der Befürchtung war, die Empfindlichkeit seiner Vorgesetzten wach zu rufen. Dieser Grund veranlaßte mich hauptsächlich dazu, den Bericht, nachdem er zu meiner Kenntniß gekommen, durch folgenden Zusatz zu ergänzen:

„Ich billige die Ansichten des Kommandanten Berge. Immerhin — jedesmal, wenn ich im Lager von Châlons aufmerksam die Schießübungen unserer Feldartillerie verfolgte, schwebten mir die Leistungen unseres Geschützes im Vergleich zu denen des Belgischen oder des Preußischen vor Augen, und ich kam stets zu dem Resultat, daß, sowohl was Tragweite als Präzision anbetrifft, die Ueberlegenheit immer auf Seite des Preußischen Geschützes war."

In den ersten Tagen des Monats August überreichte ich den Bericht des Kommandanten Berge dem Kaiser und dem Kriegsminister, dieser letztere überwies ihn dem Vorsitzenden des Artillerie-Komitees. Welche Weisungen er demselben ertheilte, habe ich nie erfahren können. Indessen kam doch zu meiner Kenntniß, daß der Kriegsminister den Ankauf zweier Feldgeschütze Preußischen Modells in Deutschland angeordnet hatte und daß diese Geschütze der Artillerie-Werkstatt in Saint-Thomas d'Aquin überwiesen waren, um dort eingehenden Versuchen durch das Komitee unterworfen zu werden. Trotzdem kann ich einen gelinden Zweifel nicht unterdrücken, ob die Versuche jemals in ernstlicher Weise auf einem unserer Schießplätze angestellt worden sind.

Aus all den Angaben, welche ich bis jetzt gemacht habe, wird man wohl unschwer den Schluß ziehen können, daß im Jahre 1867 genug geschehen war, um die Aufmerksamkeit des Kaisers sowohl wie des Kriegsministers auf die Bedeutung des Preußischen Geschützes zu lenken, so daß es doch eine gebieterische Nothwendigkeit gewesen wäre, sich recht ernstlich

mit dem Vergleich der beiden Systeme, des Französischen und des Preußischen, zu beschäftigen.

Es geschah indessen nichts und zwar, wie ich glaube, aus folgendem Grunde. Es hätte dem Kaiser eine zu große Ueberwindung gekostet, zu vergessen, daß das Französische Geschütz, welches er zum großen Theil selbst konstruirt, ja, man kann wohl nicht mit Unrecht sagen, selbst geschaffen hatte, daß dieses selbe Geschütz uns zu den Siegen von Magenta und Solferino verholfen hatte. Andererseits durften der Kaiser und der Kriegsminister nicht außer Augen lassen, daß die Artillerie-Offiziere großes Vertrauen in unser Geschützsystem setzten. Vor allen Dingen mußten sie aber mit dem Artillerie-Komitee rechnen, welches Träger dieser Ansicht war und um so mehr Ansehen genoß, als es aus den fähigsten Generälen, denen eine große Kriegserfahrung zur Seite stand, gebildet war.

Vielleicht gab sich in diesem Augenblick der Kaiser auch der Hoffnung hin, daß ein neues Geschütz, welches damals in Meudon nach seinen Angaben und aus den Mitteln der Privatschatulle hergestellt wurde, die Mitrailleuse, die Ueberlegenheit des Preußischen Feldgeschützes in erwünschter Weise paralysiren würde. Daß dies die Ansicht des Kaisers war, ging aus verschiedenen Andeutungen hervor, welche er mir gegenüber über dieses neue Geschütz, zu welchem er das größte Vertrauen hatte, machte und in denen er darauf hinwies, wie die Amerikaner in dem Sezessionskriege ihm besondere Erfolge zu verdanken gehabt hätten. Nachdem die in Meudon fabrizirte Mitrailleuse den ersten Versuchen unterworfen worden war, theilte mir der Kaiser mit, daß ihre Wirkung eine derart verderbenbringende sei, daß sie in einer Minute und auf 2000 bis 2200 Meter eine Garbe von 300 Kugeln auf die Breite der Front eines Bataillons zu werfen im Stande sei, so daß eine Infanterie, sie möge noch so brav sein, unmöglich unter diesem vernichtenden Feuer längere Zeit aushalten könne. Ich erinnere mich, daraufhin dem Kaiser erwidert zu haben, daß, wenn wirklich das Feuer der Mitrailleuse auf 2000 bis 2200 Meter eine so niederschmetternde Wirkung haben sollte, es sehr erwünscht wäre, die Versuche in wechselndem Gelände und auf verschiedenen Entfernungen diesseits und jenseits von 2000 Metern fortzusetzen. Ich führte in Bezug hierauf an, daß ich erst kürzlich in Satory Gelegenheit gehabt hätte, den mit einer Amerikanischen, der Gatling-Mitrailleuse vorgenommenen Versuchen beizuwohnen, und daß bei jedem Schuß auf 1000 und 1200 Meter alle Kugeln, statt in einer Garbe sich auszubreiten, auf einer einzigen Stelle gesessen hätten, woraus die Schlußfolgerung nicht unberechtigt sei, daß die Wirkung dieselbe sei, wie diejenige, welche ein

gewöhnliches Geschütz mit seinem vollen Geschoß erziele. Würde nicht zu befürchten sein, sagte ich zum Kaiser, daß die Wirkung des in Meudon angefertigten Geschützes auf die Entfernungen unter 2000 Meter eine ähnliche sei? Wir werden weiterhin sehen, daß diese im Jahre 1868 von mir ausgesprochene Befürchtung durch die Erfahrungen, welche wir im Jahre 1870 beim Gebrauch der Mitrailleusen machen sollten, ihre Bestätigung fanden.

Fünftes Kapitel.

Studien des Kaisers bezüglich der Reorganisation der Armee.

Wir haben aus den ersten Kapiteln gesehen, wie der Kaiser im Jahre 1866 den Entschluß gefaßt hatte, die militärischen Kräfte Frankreichs zu vermehren, und daß seine Bemühungen an dem Widerstande seiner Minister gescheitert waren.

Getragen von dem Bewußtsein, daß er nichts vernachlässigen dürfe, um unsere Heeresverhältnisse zu bessern, versuchte der Kaiser im Jahre 1867 noch einmal, nicht unbedeutende Reformen in der Armee-Organisation durchzuführen, welche notorisch in mancherlei Beziehung mangelhaft und unvollkommen war.

In weniger als sieben Jahren hatte er zu zwei verschiedenen Malen Gelegenheit gehabt, sich davon zu überzeugen, welchen Gefahren sich ein Staat aussetzt, wenn er verabsäumt, zu rechter Zeit, d. h. schon im Frieden, seiner Armee eine derartige Verfassung zu geben, daß ihre einzelnen Bestandtheile im Bedarfsfalle schnell konzentrirt werden können, ohne daß man gezwungen wurde, zu Auswegen seine Zuflucht zu nehmen oder gar noch in diesem Augenblick Neuformationen ins Leben zu rufen.

Zunächst im Jahre 1853 und dann im Jahre 1859 hatte er die Erfahrung machen müssen, daß sein Kriegsminister als ein Opfer des beklagenswerthen Geschäftsbetriebes, welcher damals in seinem Ressort

herrschte, sich vollkommen hatte überraschen lassen und vor der Thatsache stand, daß nichts vorbereitet war.

Beide Male hatte er sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, in aller Eile Divisionen und Armeekorps nach dem Kriegsschauplatz in Marsch setzen zu müssen, deren Mobilmachung noch keineswegs vollendet war, die noch nicht einmal mit den nöthigen Verwaltungsbranchen, Beamten und Pferden versehen waren. Große Unbequemlichkeiten für das Oberkommando waren die natürliche Folge.

Die kommandirenden Generale sahen sich in ihren ersten Operationen in hohem Grade beeinträchtigt und selbstredend wurde die Durchführung des Feldzugplans dadurch arg in Frage gestellt.

Trotz dieser höchst mangelhaften Organisation waren wir siegreich aus den Feldzügen in der Krim und Italien hervorgegangen, immerhin aber mit dem Bewußtsein, dem sich eine große Zahl der Offiziere in der Armee, welche sich durch die Erfolge nicht hatten blenden lassen, verständiger Weise nicht verschlossen, daß wir sicher nicht so glücklich gewesen wären, wenn ein Feind uns gegenüber gestanden hätte, der, besser vorbereitet wie wir, die Operationen begonnen, schneller gehandelt und in Folge dessen mehr Nutzen aus unseren Schwächen, die uns beim Beginn des Feldzuges anhafteten, zu ziehen gewußt hätte.

Im Jahre 1867 sollte sich der Kaiser noch einmal in durchschlagender Weise davon überzeugen, welche Ueberlegenheit eine Armee durch eine gute Friedensorganisation gewinnt. Hatte die Preußische Armee in dem Kriege des Jahres 1866 nicht der Vollkommenheit seiner Organisation einen erheblichen Theil seiner Erfolge zu verdanken?

Alle diese Ueberlegungen hatten die Aufmerksamkeit des Kaisers in hohem Grade in Anspruch genommen. Sie veranlaßten ihn, sich persönlich mit dem Studium einer Umbildung der Französischen Armee zu befassen in der Absicht, die Ergebnisse desselben in einer Weise für die Armee zu verwerthen, daß sie bei einer Kriegserklärung zu jeder Zeit, ohne Neubildungen vornehmen zu müssen, auf den Kriegsfuß überführt werden konnte. Zu gleicher Zeit wollte er, um seiner Studie einen greifbaren Abschluß zu geben, feststellen, wie groß die Zahl der im Kriegsfall aufzustellenden Verbände, Brigaden, Divisionen, Armeekorps ꝛc. war, welche man nur mit den schon im Frieden vorhandenen Beständen zu formiren im Stande sei.

Der Kaiser befahl mich demnächst in den ersten Tagen des Monats Mai in sein Kabinet, gab mir Kenntniß von seinen Plänen und bat um meine Mitwirkung. Marschall Niel, welchen der Kaiser vorher über

seine Absichten in Bezug auf meine Person aufgeklärt hatte, unterließ nicht, mich in jeder Weise zu ermuthigen. Er befahl allen Abtheilungs-Chefs seines Ressorts, sich ganz zu meiner Verfügung zu stellen und mir alle diejenigen Dokumente auszuhändigen, welche ich zu meiner Arbeit gebrauchen würde.

Während der Kaiser sofort ans Werk ging und jede Minute, die er sich von den Staatsgeschäften losmachen konnte, ausnutzte, um sich den eingehendsten und sorgfältigsten Studien zu widmen, beschränkte ich mich meinerseits darauf, hauptsächlich die administrative Frage einer Prüfung zu unterziehen. Ich hatte den Vorzug, bei diesen Studien durch zwei Intendantur-Beamte von hervorragender Bedeutung unterstützt zu werden: den Militär-Intendanten Pagès und den General-Intendanten Rondeau, Verwaltungsdirektor im Ministerium des Krieges. Der Kaiser beendete seine Arbeit am 20. Januar 1868; er hatte acht Monate dazu gebraucht; sein Manuskript wurde dem Druck übergeben und in hundert Exemplaren fertig gestellt. Zehn erhielt der Kriegsminister, je eins der General Leboeuf und General Frossard, Vorsitzender des Artillerie- und Ingenieur-Komitees, zwei bekam ich, den Rest behielt der Kaiser in seinem Arbeitszimmer.

Marschall Niel übergab ein Exemplar unter „Vertraulich“ jedem seiner Abtheilungs-Chefs und richtete dann folgendes Schreiben an den Kaiser:

„Sire!

Ich gelange soeben in den Besitz der werthvollen Arbeit, welcher Eure Majestät sich in ebenso gewissenhafter, wie hervorragender Weise unterzogen haben. Sie ist für uns von unermeßlichem Werthe und wird uns die Wege zeigen, welche wir einzuschlagen haben, um unsere nationalen Kräfte besser wie bisher zu sammeln.

Es wird selten einen Fürsten gegeben haben, welcher, wie es bei Euer Majestät der Fall ist, eine derartige tiefgründliche Kenntniß aller derjenigen Faktoren besitzt, welche eine Armee ausmachen. Ich wage Euer Majestät in dieser Hinsicht meinen Glückwunsch auszusprechen. Ich habe die Exemplare unter Verschluß und werde nur den in Generalstellung befindlichen Chefs des Kriegsministeriums davon Kenntniß geben.

Ich verharre 2c. Marschall Niel, Kriegsminister.“

Der Titel, den die Denkschrift des Kaisers trug, lautete: „Organisation der Armee im Jahre 1868“. Ich möchte ihren Inhalt in meinem Bericht

nicht in der ganzen Ausdehnung wiedergeben und mich nur darauf beschränken, einen Ueberblick und die Schlußfolgerungen[1]) zu geben.

Ein Vorwort gab Aufschluß über den Gegenstand der Arbeit, wie ich ihn auf den vorhergehenden Blättern entwickelt habe. Es folgte eine Reihe von Uebersichten, welche im Einzelnen den Leser sowohl über die Zusammensetzung eines jeden wesentlichen Bestandtheils einer auf dem Kriegsfuß befindlichen Armee, von der Kompagnie, der Eskadron, der Batterie an bis zur Brigade, der Division und dem Armeekorps hinauf orientirten, als auch genaue Mittheilungen über die Organisation des Generalstabes und der Verwaltungs-Branchen, die zu diesen Abtheilungen gehören, brachten.

Diesen Uebersichten schloß sich ein Entwurf an, welcher die Bildung dreier Armeen und dreier Reserve-Armeekorps zum Gegenstand hatte, so daß man eine allgemeine Uebersicht über diejenigen Truppenmassen erhielt, welche Frankreich im Jahre 1868 auf die Beine zu bringen vermochte.

Den Schluß bildete ein die Gesammtheit noch einmal vor Augen führendes Exposé, welches wohl den wichtigsten Bestandtheil ausmachte. Der Kaiser wies darin auf die „incomplets" hin, unter denen damals unsere Armee auf Friedensfuß zu leiden hatte und die unter allen Umständen und sobald als möglich verschwinden müßten, wenn man nicht wie in den Jahren 1853 und 1859 Gefahr laufen wollte, bei einem Kriegsausbruche unsere Armee nicht schnell und exakt genug auf den Kriegsfuß überführen zu können.

Das Ergebniß der Arbeit des Kaisers war, daß, wenn es gelang, die „incomplets" vor dem 1. Juli des laufenden Jahres verschwinden zu machen, man zu diesem Zeitpunkt in der Lage sein würde, die Formation dreier Armeen und dreier Armeekorps, von denen weiter oben die Rede war, mit einem Effektivstande von 696 794 Mann, welche die Armee auf Kriegsfuß zählen konnte, zu ermöglichen — nicht eingerechnet in dieser Zahl alle diejenigen Mannschaften, welche auf Grund des neuen Gesetzes zu demselben Zeitpunkte schon der mobilen Nationalgarde angehörten.

Von diesen 696 794 Mann mußten auf die zu bildenden drei Armeen und drei Armeekorps 489 976 Mann gerechnet werden; der Rest fiel auf die Depots im Innern des Landes, welche die Bestimmung hatten, die im Felde stehende Armee auf voller Stärke zu erhalten. Alle diese

[1]) Die Arbeit ist in ihrem ganzen Umfange nach dem Kriege 1870 in einem der Feder des Herrn Lachapelle entsprungenen Werke (Amyot, Verlagsbuchhandlung, Paris, rue de la Paix) erschienen.

Berechnungen basirten auf der Annahme, daß ein Krieg am 1. Juli 1868 ausbrechen konnte. Ich lasse in Nachstehendem eine Uebersicht folgen, welche, diese Annahme vorausgesetzt, Aufschluß über die Zusammensetzung unserer Armee zu diesem Zeitpunkt giebt:

1. Armee	129 665	Mann,	312	Geschütze,
2. „	120 891	„	294	„
3. „	87 113	„	216	„
Kaiserliche Garde	32 580	„	72	„
1. Reserve-Korps	26 047	„	24	„
2. „	39 361	„	36	„
Im Ganzen	489 978	Mann,	918	Geschütze.

Außerhalb Frankreichs das Besatzungs-Korps in Algerien:

54 321 Mann, 36 Geschütze.

Am Schluß dieser Zahlen hatte der Kaiser folgende Betrachtungen, die „incomplets“ betreffend, angestellt:

Zu den für die Verwendung im Felde bestimmten Armeen sollten 918 Geschütze gehören, die in 153 Batterieen zu formiren waren. Viel mehr zählte die Französische Artillerie zu jener Zeit, im Jahre 1868, nicht. Brachte man diese 918 Geschütze in Ansatz auf den Totalbestand unserer Feldarmeen, so kamen höchstens zwei und ein halbes Geschütz auf 1000 Kombattanten. Dieses Verhältniß hatte in den Feldzügen, die wir bisher geführt hatten, als vollkommen ausreichend gegolten.[1])

Sollte man sich aber auch im Jahre 1868 damit zufrieden geben? Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn man die Artillerie einer Armee unverhältnißmäßig vermehrt, diese in ihrer Beweglichkeit entschieden Einbuße erleidet. War aber andererseits nicht doch dem Umstande ernstlich Rechnung zu tragen, daß die Preußische Armee über drei Geschütze auf 1000 Kombattanten verfügte? Der Kaiser betonte mit Nachdruck die Nothwendigkeit, entweder die Zahl der Artillerie-Regimenter oder aber

1) In seinem Werke über den Krieg 1870—71, welches erst nach Fertigstellung meiner Erinnerungen, zwei Jahre später, erschien, behauptet der General Ambert, daß die Rhein-Armee mehr als drei Geschütze auf 1000 Mann zählte, während der Kaiser in seiner Denkschrift nur zwei und ein halbes Geschütz in Ansatz bringt. Dies kommt aber daher, weil die Rhein-Armee nur die Zahl von 489 978 Kombattanten erreicht hat. Vierzehn Tage nach der Kriegserklärung konnten wir überhaupt erst 250 000 Mann dem Feinde entgegenstellen. Am 5. August, als aus der Rhein-Armee zwei Armeen gebildet wurden, die eine unter dem Marschall Bazaine, die andere unter dem Marschall Mac Mahon, zählte der Effektivbestand beider Armeen überhaupt nur 210 000 Mann. Anmerk. des Verf.

diejenige der Batterieen in jedem Regiment, allerdings nur in einem der Stärke der Armee angepaßten Verhältnisse, zu vermehren.

Diese Nothwendigkeit ergab sich besonders für die reitende Artillerie, die nicht im Stande war, die Kavallerie-Divisionen in ausreichender Weise mit Batterieen zu versehen.

Der Friedensstand der Artillerie und des Trains wies allerdings ein Defizit von 4405 Mann und 20 000 Pferden auf, und mußte es daher als ein dringendes Bedürfniß erachtet werden, Maßnahmen zu treffen, welche ihre sofortige Kompletirung im Mobilmachungsfalle möglich machten.

Die Zahl der Artillerie und Train-Kompagnien belief sich auf kaum ein Drittel des Standes, welcher nothwendig war, um die Ausstattung der Armee auf Kriegsfuß zu ermöglichen.

Auch entsprach die Zahl der Kadres mehrerer Spezialwaffen kaum den geringsten Anforderungen an die Kriegsformation. So war es nöthig, die Zahl der Generalstabsoffiziere um mindestens 90 Offiziere, die der Intendantur um 56, die der Verwaltungsbeamten um 80 zu erhöhen.

Der Stand des Krankenpflege-Personals mußte um 1900 Mann vermehrt werden.

Im Uebrigen würden wir im Stande gewesen sein, allen anderen Anforderungen in kürzester Zeit entsprechen zu können.

In der That besaßen wir für die Fortschaffung der Bagagen der Regimenter und des Generalstabes 24 800 Fahrzeuge; die nothwendige Zahl belief sich auf 3507. Es bedurfte also nur der Neubeschaffung von 687 Fahrzeugen, welche die Werkstätten von Vernon in wenigen Monaten liefern konnten.

Der Train bedurfte zur Fortschaffung seiner Belastung 2496 Fahrzeuge — er besaß beinahe die doppelte Anzahl.

Was die Bewaffnung anbetrifft, so war bis zum 1. Juli des laufenden Jahres die Lieferung von 379 000 Chassepots durch unsere Werkstätten und diejenigen des Auslandes, mit welchen wir Verträge abgeschlossen hatten, sicher gestellt. Zu diesem Zeitpunkt würde somit die ganze Infanterie unserer für die Verwendung im Felde bestimmten Armee mit der neuen Waffe versehen sein. Immerhin hätte die Anfertigung des Chassepot-Gewehres unentwegt fortgesetzt werden müssen, bis die normale Zahl, das heißt der dreifache Bedarf 1 200 000 Gewehre, bereitgestellt war.

In unseren Arsenalen lagerten 3 400 000 Patronen für das neue Gewehr. Anweisung sollte gegeben werden, diesen Vorrath in kürzester Frist auf 200 000 000 zu bringen.

Unsere Feldartillerie war mit 400 Schuß für das einzelne Geschütz versehen. Es sollten die nöthigen Schritte gethan werden, um den Vorrath in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu verdoppeln und zu verdreifachen, so daß für jedes Geschütz 1600 Schuß in den Arsenalen niedergelegt würden.

Wie aus dieser summarischen Aufführung hervorgeht, und ich mache den Leser besonders hierauf aufmerksam, hatte der Kaiser in seiner Denkschrift sich nicht allein darauf beschränkt, die Grundzüge einer durchgreifenden und vollständigen Neuorganisation unserer Armee festzulegen, er hatte auch nicht verabsäumt, die Bedingungen klar vorzuzeichnen, unter denen einzig und allein ihre Kriegsformation im Mobilmachungsfalle bewirkt werden könne. Mit einer ganz besonderen Sorgfalt hatte er es sich angelegen sein lassen, die Nachtheile der „incomplets“ in Friedenszeiten hervorzuheben, damit das Kriegsministerium, in gehöriger Kenntniß dieses Uebelstandes, Maßregeln treffen konnte, sie verschwinden zu machen. Die Mittel und Wege allerdings, wie man zum Ziele kommen konnte, hatte er nicht angegeben; aber war das nicht Sache derjenigen Männer, welche an der Spitze der Kriegsverwaltung standen; war es nicht Aufgabe seiner Minister, welchen die Verpflichtung oblag, ihre Thätigkeit in dieser Richtung geltend zu machen und den gesetzgebenden Körper mit der Prüfung ihrer Vorschläge zu beauftragen. Anstatt dessen blieb die Denkschrift des Kaisers mit allen ihren Hinweisen für Jahre ein verlorenes Blatt

In seinem Schreiben an den Kaiser hatte der Marschall Niel die Worte gebraucht: „Ihre Arbeit wird uns die Wege zeigen, welche wir einzuschlagen haben, um unsere nationalen Kräfte besser wie bisher zu sammeln.“ Was that man im Ministerium, um dieses Versprechen des Marschalls wahr zu machen? Nichts oder fast nichts. Soll man den Chefs der Kriegsverwaltung und ihrem Personal einen Vorwurf daraus machen? Ich möchte diese Frage nicht beantworten, aber gewiß ist, daß oft genug Klagen über diese Herren laut wurden.

Sechstes Kapitel.

Besuch des Kaisers im Lager von Châlons. Soirée beim Prinzen Napoleon.

Im Laufe des Monats Juni 1868 besuchte der Kaiser das Lager von Châlons, in welchem ich damals eine Infanterie-Division kommandirte. Wenige Tage vor seiner Ankunft hatte General von Moltke im Preußischen Abgeordnetenhause bei Gelegenheit eines Exposés, welches er über den augenblicklichen Stand der Bewaffnung der verschiedenen Armeen Europas gab, einige bedrohliche Worte an die Adresse Frankreichs gerichtet; obwohl der General wohlweislich vorsichtig genug gewesen war, Namen nicht zu nennen, hatte die Französische Presse doch richtig verstanden, sich der Rede bemächtigt und sie eingehend und mit großer Lebhaftigkeit kritisirt. Ich sprach darüber mit dem Kaiser und verbarg ihm nicht, daß das Echo der Worte des Generals bis in das Lager gedrungen sei und dort auf die Offiziere einen im höchsten Grade peinlichen Eindruck gemacht habe.

„Mir sind diese Worte unbekannt," antwortete der Kaiser, „man sollte sich aber nicht darüber aufregen. Die Beziehungen meiner Regierung zu der Berliner sind so gut, wie ich sie nur wünschen kann. Wir leben in vollem Frieden. Man wird sich in Berlin hüten, Frankreich zu reizen, davon bin ich fest überzeugt."

„Um so besser," erwiderte ich, „Sire, wenn wir Frieden haben. Aber dann wäre wohl der Augenblick gekommen, wo man die finanziellen Hülfsquellen des Landes auf das Aeußerste anspannen müßte, um unsere Streitkräfte zu vermehren. Ich kenne kein Mittel, welches eine größere Garantie für die Aufrechterhaltung des Friedens böte, als dieses. Sind wir fertig, wird Niemand daran denken, uns anzugreifen."

„Gewiß," entgegnete der Kaiser, „das ist das Einzige, was jetzt zu thun übrig bleibt; aber wie wollen Sie von dem gesetzgebenden Körper die Mittel erlangen, welche wir nothwendiger Weise haben müssen, um das Heer achtunggebietend hinzustellen. Sie wissen, daß ich schon den Versuch gemacht habe, unsere nationalen Kräfte zu vermehren und die Armee neu zu organisiren. Kann ich denn mehr thun, als ich gethan habe?"

Bei einer neuen Gelegenheit im November 1869 versicherte mir der Kaiser abermals, daß an Krieg nicht zu denken sei.

„Und dennoch," sagte er, „dieses Mal würde es gewiß nicht unklug sein, einen Feldzugsplan auszuarbeiten; eine derartige Angelegenheit muß immer in Friedenszeiten erledigt werden."

„Sire," erwiderte ich, „einen Feldzugsplan auszuarbeiten wird nur derjenige im Stande sein, welcher, eingeweiht in die Geheimnisse der Diplomatie, weiß, welche Mächte er mit Bestimmtheit als Verbündete ansehen kann. Ein Feldzugsplan, welcher nur mit möglichen oder wahrscheinlichen AllianCen rechnet, dürfte nicht ernsthaft zu nehmen sein."

„Oh," entgegnete der Kaiser, „warum sollte man nicht auch einen Plan festlegen können, ohne Rücksicht auf sichere oder wahrscheinliche Verbündete zu nehmen. Im Uebrigen glaube ich mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß wir Italien auf alle Fälle, Oesterreichs moralische Unterstützung gewiß und im günstigen Falle auch seine aktive Hülfe für uns haben würden."

Der Kaiser ging nicht weiter auf dieses Thema ein und berührte es auch nicht eher wieder, als einige Monate später, im Anfang des Jahres 1870. Während des Aufenthalts des Kaisers im Lager von Chalons fand ich auch Gelegenheit, dem Kriegsminister, welcher ihn dahin begleitet hatte, eine Denkschrift vorzulegen, in welcher ich auf die Art und Weise hinwies, wie in der Preußischen Armee für die Fortbildung aller Offiziere Sorge getragen würde und wie, obwohl ein Gesetz die Beförderung der Offiziere nach der Anciennetät vorschrieb, doch zu den höheren Stellungen nur Offiziere von außerordentlicher Befähigung gelangten.

Ich hatte in meiner Denkschrift das Verlangen gestellt, daß unsere Generalstabsschule in eine höhere Kriegsschule, ähnlich der in Berlin bestehenden, umgewandelt würde, zu deren Besuch eine große Zahl Offiziere aller Waffen, die aus den fähigsten der ganzen Armee auszuwählen seien, herangezogen werden sollte, um ihnen eine höhere allgemeine Bildung zu geben.

Die Verordnung, welche eine neue Kategorie junger Offiziere schuf, die nach zweijährigen in der Generalstabsschule absolvirten Studien mit einem Diplom zur Anwartschaft auf dereinstige Verwendung im großen Generalstabe ausgestattet würden, hatte in der Armee keine günstige Aufnahme gefunden, aber sie hatte wenigstens den Vortheil — und das darf nicht unberücksichtigt bleiben —, daß sie nicht nach Preußischen Vorbildern ins Leben gerufen worden war.

Unter den Erinnerungen, welche in mir aus dem Jahre 1869 auftauchen, befindet sich übrigens eine, die ich der Kenntniß des Lesers nicht

vorenthalten möchte, da sie zwei Männer betrifft, die im Jahre 1870 in Frankreich eine der wichtigsten Rollen gespielt haben.

In den letzten Tagen des Monats Dezember war nämlich eine Einladung des Prinzen Napoleon an mich ergangen, in welcher er mich aufforderte, bei ihm zu Mittag zu essen. Bei meiner Ankunft fand ich im Salon desselben Herrn Emil Ollivier, den General Trochu, den Präsidenten Bonjean und einige andere Herren vor. Ich möchte hierbei vorweg bemerken, daß es gerade die Zeit war, wo die ganze Presse die Bildung des Kabinets Ollivier ankündigte. Man unterhielt sich von den Bemühungen des Letzteren, sein Ministerium zusammenzubringen. Es war für mich nicht schwer, nunmehr den Grund zu durchschauen, weshalb der Prinz die beiden Herren, Herrn Emil Ollivier und den General Trochu, zusammengeführt hatte. Er wollte dem Ersteren Gelegenheit geben, den General und seine militärische Denkungsart kennen zu lernen, und einen Einblick in die Charakter-Eigenschaften des Letzteren zu gewinnen. So waren wir kaum von Tische aufgestanden, als auf Anregung eines der vornehmsten Tischgenossen die Konversation ausschließlich auf das Gebiet der Armee übergespielt wurde, ein Umstand, welcher dem General Trochu reichlich Gelegenheit bot, sein so verführerisches und elegantes Sprachtalent leuchten zu lassen. Er wartete wohlverstanden die Aufforderung dazu nicht ab und führte seinen Zuhörern in einer längeren Rede alle die Schäden und Mängel vor Augen, welche nach seiner Ansicht an dem Mark der Französischen Armee ihr Zerstörungswerk ungehindert ausübten. Er kennzeichnete in eingehendster Weise den blinden Chauvinismus, dem sie verfallen war, und geißelte scharf das Flitterwerk, den glänzenden äußeren Putz, überhaupt die Art und Weise, wie man die Uniformen ausstaffirte. Schließlich rief er den Herren alle die Punkte wieder in das Gedächtniß, welche er in seinem im Jahre 1867 veröffentlichten Buche niedergelegt hatte. Nachdem er geendet, brach Herr Emil Ollivier in die Worte aus: „Sie halten uns seit einer Stunde unter dem Zauber Ihrer Worte, ich weiß Ihnen nicht genug dafür zu danken.“ Als einen Augenblick später alle Gäste ihre Hüte nahmen und sich bei der Prinzessin Clotilde und dem Prinzen Napoleon verabschiedeten, nahm mich dieser bei Seite und sagte zu mir:

„Es ist aber durchaus nicht nothwendig, daß Alle auf einmal gehen, bleiben Sie doch noch einen Augenblick.“

„Man muß gestehen,“ nahm ich die Unterhaltung mit dem Prinzen wieder auf, „daß der General Trochu mit seiner Art zu reden einen gewaltigen Eindruck hervorruft.“

„Ja, gewiß," antwortete der Prinz, „wollen Sie aber die Güte haben und mir mittheilen, was von alle dem, was er gesagt hat, für uns übrig bleibt? Hat er uns auch nur eine einzige Angabe darüber gemacht, wie er die Mängel, welche er an allen Ecken und Enden der Armee sieht, abzustellen gedenkt?" Aus den äußerst schmeichelhaften Worten, welche Herr Emil Ollivier an den General Trochu nach Beendigung des Gesprächs gerichtet hatte, glaubte ich, entnehmen zu sollen, daß der General von ihm dazu berufen werden würde, in sein Kabinet, welches in den nächsten Tagen zu Stande kommen mußte, einzutreten.

Am 2. Januar 1870 war Herr Emil Ollivier zum Ministerpräsidenten ernannt worden — aber General Trochus Namen fand ich nicht in der Ministerliste. Hatte Herr Emil Ollivier überhaupt den Versuch gemacht, seine Mitarbeiterschaft zu gewinnen, oder hatte er sich vor einer Opposition beugen müssen, die entweder vom Kaiser selbst oder seinen Kollegen im Kabinet ausgehen mochte, dessen Vorsitz er übernehmen sollte?

Ich habe es nicht ergründen können.

Siebentes Kapitel.

Das Plebiszit. — Uebernahme des Kommandos einer Division in Paris.

Im Jahre 1870, gerade zur Zeit des Plebiszits, kommandirte ich eine Infanterie-Division in Paris. Die Regimenter dieser Division waren in der Prinz Eugen-Kaserne, auf dem Platz des Château d'eau, der Courtille, in der Straße Faubourg du Temple und Neully untergebracht. Ich gehe über die Ereignisse hinweg, welche zu diesem Zeitpunkt die Hauptstadt in Athem erhielten. Ich würde dadurch den Rahmen meiner Arbeit, die nur militärischen Erinnerungen gewidmet sein soll, überschreiten, und werde mich daher in diesem Kapitel darauf beschränken, nur die so äußerst delikate Situation eines Truppenkommandanten zu schildern, in welche er sich hineinversetzt sieht, wenn plötzlich die politische Agitation sich des Pöbels bemächtigt.

Es war eine der unglücklichsten Maßnahmen der Regierung, als sie sich bei dem Appell an das Volk in Gestalt des Plebiszits dafür entschied, auch die unter der Fahne stehenden Soldaten wie jeden Bürger an der Abstimmung Theil nehmen zu lassen. War bei der Regierung überhaupt ein Zweifel möglich, daß, wenn sie unsern Soldaten auch nur für einen Augenblick Gelegenheit gab, sich jeder Unterordnung und Disziplin zu entziehen und sich voller Freiheit bezüglich ihrer Willensäußerung zu erfreuen, daß diese letztere gerade entgegengesetzt sein konnte derjenigen, welche sie bei ihren Führern unbedingt voraussetzen mußten? Es hieß die Französischen Soldaten wenig kennen, wenn man andere Erwartungen hegte.

Und in der That, es entstand eine gewaltige Bewegung bei den Herren der Regierung, als es klar wurde, daß eine recht große Anzahl Soldaten mit der Opposition gestimmt hatte.

In meiner Division war im Großen und Ganzen das Resultat für die Regierung nicht ungünstig. Nur eine einzige Truppe, das 7. Fußjäger-Bataillon, hatte sich in seiner großen Mehrheit gegen dieselbe ausgesprochen. Man wollte es sofort in die Provinz schicken. Ich hielt es indessen für meine Pflicht, zum Kaiser zu gehen, um ihm darüber Vorstellungen zu machen, wie wenig opportun mir eine solche Maßregelung erschien, und um ihm die Versicherung zu geben, daß der Vorwurf, welcher dem genannten Truppentheil aus seiner Haltung gemacht wurde, mir durchaus nicht die gute Meinung rauben könne, welche ich über seinen guten militärischen Geist besaß. Ich verbürgte mich dafür, daß, wenn es unglücklicher Weise in den folgenden Tagen in meinem Bezirk zu Ruhestörungen auf den Straßen kommen sollte, die ein Einschreiten des Militärs bedingten, ich mich zu ihrer Unterdrückung an die Spitze gerade dieses Bataillons stellen würde, in der festen Ueberzeugung, daß es in vollem Maße seine Schuldigkeit thun würde.

Der Kaiser ließ sich unschwer davon überzeugen. Das 7. Bataillon blieb in Paris und die Thatsachen sollten bald den Beweis liefern, daß ich, indem ich für dasselbe eingetreten war, keinen Fehlgriff gethan hatte.

In den auf die Abstimmung folgenden beiden nächsten Tagen kamen Unruhen in einigen Pariser Vierteln vor, die in der Vorstadt du Temple einen etwas ernstlichen Charakter annahmen.

Auch in der nächsten Umgebung meines Hauptquartiers drohten jeden Augenblick Unruhen auszubrechen; zu erheblichen Störungen kam es indessen nirgends. Dies war im Uebrigen kein Hinderungsgrund, daß nicht alle Augenblicke gewisse Freunde eines gewaltsamen Vorgehens mich zu bestimmen suchten, unverzüglich mit der bewaffneten Macht einzuschreiten,

um einen Aufstand zu unterdrücken, den sie als unmittelbar bevorstehend bezeichneten. Ich vermochte den Zustand nicht als so ernst aufzufassen.

Andererseits erhielt ich von Stunde zu Stunde Telegramme des Kommandanten von Paris, Marschall Canrobert, in welchen mir seitens der in permanenten Sitzungen bei ihm tagenden Mitglieder der Regierung dringend anempfohlen wurde, in besonnener Weise zu handeln und nicht eher Gewalt anzuwenden, ehe nicht die Unmöglichkeit sich ergeben hatte, dem Aufruhrgesetz Achtung zu verschaffen.

So zwischen zwei Feuern — auf der einen Seite die Leute, welche mir einen Vorwurf aus meiner abwartenden Haltung machten (ich wartete zu lange, sagten sie, nur aus dem Grunde, um ein Exempel statuiren zu können), und auf der andern die Minister, welche mir ans Herz legten, Blut nur im äußersten Nothfalle fließen zu lassen — hätte ich mich wohl durch die Zumuthungen der einen, wie die Rathschläge der andern Partei irritiren lassen können. Aber mein Entschluß stand unerschütterlich fest, nur so zu verfahren, wie ich es vor meinem eigenen Gewissen und den Befehlen gegenüber verantworten konnte, die mir von meinem militärischen Vorgesetzten, dem Marschall Canrobert, gegeben worden waren.

Begierig indessen zu erfahren, was wohl derjenige von mir verlangte, der über dem Marschall stand und der mein Verhalten mißbilligen konnte, begab ich mich in die Tuilerien und machte dem Kaiser von den Vorgängen Mittheilung.

„Sire,“ sagte ich, „ich habe meinen Truppenführern folgende Instruktionen gegeben; es sind diejenigen, welche ich selbst von Marschall Canrobert erhalten habe:

„Wenn ich den Befehl zum bewaffneten Einschreiten gebe, was erst geschehen wird, wenn die Polizeibehörde erklärt, daß sie der Bewegung in den Straßen nicht mehr gewachsen ist, soll von der Feuerwaffe erst Gebrauch gemacht werden, wenn auf unsere Soldaten geschossen worden ist.“

„Ich möchte alles vermeiden, Sire, was zu einem Vorwande dienen könnte, als hätten wir ein blutiges Renkontre heraufbeschwören wollen. Finde ich die Billigung Eurer Majestät? Wenn nicht, so bin ich sofort bereit, mein Kommando in andere Hände zu legen.“

„Sie haben nicht nur mein vollständiges Einverständniß,“ antwortete der Kaiser, „sondern ich ersuche Sie, ihr ruhiges, zielbewußtes und festes Verhalten auch fernerhin beizubehalten“.

Noch am selben Abend wurde seitens des Pöbels mit Errichtung von Barrikaden in der Vorstadt du Temple der Anfang gemacht; unter anderen entstand eine in unmittelbarer Nähe der Kaserne „Prinz Eugen“.

Ein dichter Haufe Rauflustiger hielt sie besetzt und hatte den Aufforderungen der Polizei, welche vergebliche Anstrengungen machte, ihn auseinander zu jagen, erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt.

Ich ließ das 7. Fußjäger-Bataillon und das 7. Linien-Infanterie-Regiment allarmiren, setzte mich an die Spitze der Jäger und ging gegen die Barrikade vor. Auf einige vierzig Schritte an dieselbe herangekommen, forderte ich den mich begleitenden Polizei-Kommissar auf, die durch das Gesetz vorgeschriebenen Bekanntmachungen zu erlassen. Während dies geschah, flogen einige Steine aus der Barrikade und einer derselben traf einen Hauptmann vom Generalstabe, welcher sich in meiner unmittelbaren Nähe befand; aber es fiel kein Schuß. Ich ließ darauf die ersten Kompagnien der Jäger gegen die Barrikade vorgehen; in einem Augenblick war sie genommen.

Die Meuterer stoben auseinander und verschwanden in den anliegenden Straßen; einige Kolbenstöße hatten genügt, um den Widerstand auch der Verwegensten zu brechen.

Ich gebe die Möglichkeit zu, daß in dem Gedränge auch zu dem Bajonett gegriffen worden ist, soweit ich aber orientirt bin, hat auch nicht ein Einziger sein Leben eingebüßt. Sobald die Ruhe wieder hergestellt war, gab mir der Marschall Canrobert Kenntniß von einem Schreiben des Kaisers, in welchem er der Armee von Paris und besonders dem kommandirenden General der 3. Infanterie-Division, speziell denjenigen Truppentheilen, welche in der Kaserne Prinz Eugen und Neully lagen, seine Anerkennung aussprach, „daß sie es verstanden hätten, nur durch ihre richtige und energische Haltung die aufrührerische Volksmenge im Zaume zu halten".

In Ausführung des kaiserlichen Willens brachte der Marschall den Inhalt dieses Schreibens in einem Tagesbefehl zur Kenntniß der Armee von Paris.

Achtes Kapitel.

Reise des Erzherzogs Albrecht nach Frankreich. Konferenz in den Tuilerien. — Meine Reise nach Wien. Besprechungen mit dem Erzherzog.

Im März und April des Jahres 1870 besuchte ein Oesterreichischer Fürst, der Erzherzog Albrecht, Frankreich, in der Absicht, die Organisation unserer Armee einem Studium zu unterziehen, unsere großen militärischen Etablissements, Arsenale, Hauptkriegshäfen und Festungen in Augenschein zu nehmen und sich ein Urtheil über die Leistungsfähigkeit und den Stand unserer militärischen Einrichtungen zu bilden. Der Hauptzweck aber seiner Reise, mit dem die Oeffentlichkeit allerdings nichts zu thun hatte, war, Gelegenheit zu finden, Ansichten über die wichtigsten Fragen, welche beide Staaten, Oesterreich wie Frankreich, gleichmäßig interessirten, in persönlicher Rücksprache mit dem Kaiser Napoleon III. auszutauschen.

Der Erzherzog Albrecht ist der Sohn und der würdige Erbe der hervorragenden Eigenschaften des Erzherzogs Karl, welcher in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts in so ruhmvoller Weise sein Genie dem eines Napoleon I. gegenüber zur Geltung brachte. Er ist der Onkel des Beherrschers der Oesterreichischen Monarchie, des Kaisers Franz Joseph. Er ist es, welcher im Jahre 1866 die Italienische Armee bei Custozza schlug, während der General Benedek, welcher die Hauptarmee Oesterreichs führte, bei Sadowa besiegt wurde.

Der Sieg von Custozza hatte dem Erzherzog in der Europäischen Militärwelt einen ganz hervorragenden Platz unter denjenigen Generalen angewiesen, welche man überhaupt für fähig hielt, Armeen im Felde führen zu können. Daher der Vertrauensposten, auf welchen ihn nach 1866 der Kaiser berufen hatte, insofern, als er ihm dauernd das Oberkommando seiner Armeen übertrug.

Der Erzherzog hatte den Kaiser schon mehrere Male gesehen, als mir der letztere an einem der ersten Tage des Monats April 1870 im Vertrauen mittheilte, daß beide sich in ihren Ansichten dahin geeinigt hätten, wie ein Zusammengehen Frankreichs und Oesterreichs in Voraus-

sicht eines Krieges zwischen einem dieser beiden Staaten und Preußen nur erwünscht sein könne. Sie hätten miteinander verabredet, sagte mir der Kaiser, daß ein gemeinsamer Feldzugsplan sobald als irgend möglich zwischen Frankreich und Oesterreich zur Berathung kommen sollte, ja, das Einvernehmen wäre schon so weit gediehen, daß der Erzherzog seine persönlichen Ansichten über diesen Plan geäußert habe.

Weiter hatte man vereinbart, sollte der Erzherzog sofort nach seiner Rückkehr nach Wien, die einen Monat später in Aussicht genommen war, sich des Einverständnisses seines Souveräns versichern, und würde demnächst der Kaiser Napoleon, nachdem er entsprechende Mittheilung erhalten habe, einen seiner zuverlässigsten Generale nach Wien senden, damit der Prinz die wesentlichen Grundzüge jenes Planes mit ihm besprechen und feststellen könne. Der Kaiser schloß seine vertrauliche Mittheilung, indem er mich davon in Kenntniß setzte, daß er mich für diese Mission ausersehen habe; auch forderte er mich auf, meine Vorbereitungen so zu treffen, daß ich in den ersten Tagen des Mai die Reise nach Wien antreten könne.

Am 18. desselben Monats avertirte mich der Kriegsminister, Marschall Leboeuf, daß wir im Verein mit dem General Frossard und dem General Jarras, Direktor des Kriegsdepots, am andern Tage vom Kaiser in den Tuilerien empfangen werden würden, um mit ihm die Frage eines gemeinschaftlichen Feldzugsplans für beide Theile, Frankreich und Oesterreich, einer Besprechung zu unterziehen.

In der Konferenz, welche am 19. Mai stattfand, entwickelte der Kaiser kurz die Ideen des Erzherzogs, welche dieser zwei Monate früher ihm mitgetheilt hatte. Unter anderem führte er an, daß nicht nur bei der Aufstellung des Feldzugsplans auf die Mitwirkung des Französischen und Oesterreichischen Heeres gerücksichtigt werden sollte, sondern daß dabei auch auf die Theilnahme Italiens gerechnet werden könne, dessen König Victor Emanuel seine Bereitwilligkeit erklärt habe, zur Niederhaltung der ehrgeizigen Preußischen Bestrebungen nicht zwar seine ganze Armee, wohl aber an 100 000 Mann zu den verbündeten Armeen der beiden großen Mächte, Frankreichs und Oesterreichs, behufs gemeinschaftlicher Aktion stoßen zu lassen.

Der Kaiser sprach dann seine eigene Ansicht aus und erklärte sich mit einem Plan einverstanden, welcher auf Grund dieser Voraussetzungen aufzustellen wäre; die Details der Ausführung, welche man später in Erwägung ziehen könne, sollten vorläufig so lange unberücksichtigt bleiben, bis Oesterreich sein Einverständniß mit den Vereinbarungen abgegeben habe.

War der Krieg erklärt, so sollten drei Armeen, jede zu 100000 Mann, eine Französische, eine Oesterreichische und eine dritte Italienische Armee gleichzeitig in das südliche Deutschland einmarschiren. Sie sollten zunächst ihre Vereinigung an einem möglichst in der Mitte der Süddeutschen Staaten gelegenen Punkte bewirken und dann ihre Operationen unter dem Oberbefehl eines Generals fortsetzen, welcher durch die drei verbündeten Souveräne gemeinschaftlich im Voraus designirt werden würde. Von den 300000 Mann, welche auf diese Weise zu einheitlicher Aktion in Süddeutschland versammelt werden würden, war ein Korps von 30- bis 40000 Italienern in München zu belassen, um die Hauptstadt Bayerns dauernd besetzt zu halten. Auf Grund dieser ersten Dispositionen konnte man sich der Hoffnung hingeben, daß gleich von vornherein ein Keil zwischen die Armeen Preußens einerseits und die Heere Bayerns, Württembergs und Badens andererseits getrieben oder doch zum Mindesten die Mobilmachung dieser drei Staaten in erheblicher Weise insofern gestört, beziehungsweise verzögert würde, als man ihnen einen vielleicht nicht unerwünschten Vorwand gab, sich in der Bereitstellung ihrer Truppen nicht zu übereilen.

War bis dahin alles nach Wunsch gegangen, so sollte die verbündete Armee, abzüglich jener in München stehenden 40000 Italiener, an den oberen Main marschiren, um in Franken mit einer Operationsbasis von Würzburg bis Nürnberg oder Amberg festen Fuß zu fassen. Von dieser Basis aus sollten dann die größeren Operationen ihren Anfang nehmen.

Während dieser Zeit, in welcher die drei Armeen den Süden Deutschlands überschwemmten, sollten alle übrigen Heerestheile Frankreichs und Oesterreichs so schnell als möglich konzentrirt werden, um zwei Hauptarmeen zu bilden, eine Französische an der Saar und im Unter-Elsaß, zu beiden Seiten der Vogesen, und eine Oesterreichische Armee zwischen Eger und Pilsen. Aus dem Rest aller seiner disponiblen Kräfte hatte Oesterreich sodann eine letzte Armee zu formiren mit der Bestimmung, die eigenen Landesgrenzen und die Deckung von Wien zu übernehmen.

Diese Letztere sollte in Böhmen an der Schlesischen Grenze zusammengezogen werden.

Nach Bereitstellung aller dieser Armeen hatte die Französische Hauptarmee den Rhein entweder oberhalb oder unterhalb Straßburgs zu überschreiten, ohne mehr Kräfte am Rhein zurückzulassen, als für durchaus nothwendig erachtet würde, um die Grenze nach der Saar hin zu decken; sie sollte demnächst gegen Franken weiter operiren. Dorthin sollte auch, nach vorheriger Vereinbarung der beiden Ober-Kommandos, die Oester-

reichische Hauptarmee in derart festgestellten Etappen vorrücken, daß beide am selben Tage ihre Vereinigung mit den auf der Basis Würzburg, Nürnberg, Amberg stehenden Korps bewerkstelligten. War diese Vereinigung auf der genannten Linie vollzogen, so blieb dem Oberkommandirenden nur übrig, seine Operationen dem Plane anzupassen, welchen Napoleon im Jahre 1806 zur Ausführung gebracht hatte. Die verbündete und nun unter einheitlicher Führung stehende, den Preußen bedeutend überlegene Hauptarmee würde dann nach Ueberwindung der Engpässe des Thüringer Landes ihren Weg über Weißenfels[1]) und Leipzig direkt auf Berlin nehmen. Auch ließ sich mit ziemlicher Gewißheit vermuthen, daß der erste ernste Zusammenstoß in der Leipziger Ebene erfolgen mußte, und die Chancen waren nicht gering, daß die Verbündeten siegreich aus diesem Kampfe hervorgehen würden.

Das waren im Großen und Ganzen die Hauptgrundzüge des Feldzugplanes, welchen der Kaiser der Kommission zur Berathung stellte. Sie riefen einige Einwände hervor, welche gleich zur Kenntniß des Kaisers gebracht wurden, unter denen einer, der wesentlichste, hier gleich erörtert werden möge:

Sowohl der Kriegsminister, wie die Generale Frossard, Jarras und ich, erklärten dem Kaiser einstimmig, daß als erste Bedingung eines glücklichen Gelingens der Grundsatz aufgestellt werden müsse, daß jene Mächte, welche mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machen wollten, sich verpflichteten, im Falle eines Feldzuges gegen Preußen an demselben Tage den Krieg anzunehmen oder zu erklären, und ebenso an demselben Tage mit der Mobilmachung ihrer Armeen zu beginnen. Der Kaiser theilte darauf den Herren mit, daß er mich in Aussicht genommen habe, nach Wien zu gehen, um mit dem Erzherzog Albrecht in weitere Besprechungen über den Kriegsplan, von dem er uns eben Kenntniß gegeben hatte, einzutreten, und so wurde auf den oben angeführten Einwand hin mir aufgegeben, die Forderung der gleichzeitigen Mobilmachung als eine conditio sine qua non hinzustellen und meine ganze Kraft einzusetzen, um die Zustimmung Oesterreichs zu erhalten.

Ich verließ Paris am 28. Mai und nahm für meine Reise nach Wien eine Route, welche mir der Kaiser vorgeschrieben hatte. Ich berührte Köln, Berlin, Dresden und Prag, um in diesen großen Garnisonstädten Gelegenheit zu finden, die Deutschen Truppen bei ihren Frühjahrsübungen sehen und mir ein genaues Bild über ihre Friedensstärken, den Grad ihrer Ausbildung und die neue Methode ihrer Taktik machen zu können.

[1]) Im Original steht = „Wassenfels“. Anm. d. Uebers.

Wien erreichte ich am 6. Juni. Schon am folgenden Tage konnte ich dem Erzherzog Albrecht ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers Napoleon überreichen, welches mich bei ihm beglaubigte, und sofort traten wir in die Besprechung der Frage, welche das Schreiben zum Gegenstand hatte, ein.

Ich übergehe hier alle die Einzelheiten, welche im Laufe unserer Konferenzen am 7., 8., 9., 13. und 14. Juni zwischen dem Erzherzog und mir verhandelt wurden, und beschränke mich darauf, nur die Grundzüge unseres Uebereinkommens zur Kenntniß des Lesers zu bringen.

Die Hauptfrage war einerseits, festzustellen, welche Zeit Frankreich gebrauchen würde, um seine Armee zu mobilisiren und an der Grenze zu konzentriren, auch in welcher Stärke sie dort erscheinen würde; andererseits kam es aber ebenso darauf an zu wissen, wie lange es in Oesterreich dauern würde, bis die Ueberführung seiner Armee auf den Kriegsfuß zur Thatsache geworden war, und nicht minder, welche Stärke dann diese Armee haben würde.

Was Frankreich betraf, so verursachte es mir keine Schwierigkeiten, den Erzherzog Albrecht hinreichend aufzuklären, um so weniger, als ich mich vor meiner Abreise von Paris beim Kriegsminister selbst genügend informirt hatte.

Es darf nicht vergessen werden, daß Marschall Niel, der damalige Kriegsminister, im Jahre 1868 dem Kaiser die Versicherung gegeben hatte, daß Dank den von ihm getroffenen Maßnahmen die Französische Armee innerhalb neun Tagen mobilisirt und an der Grenze konzentrirt werden könne; kurze Zeit darauf war er jedoch zu der Ueberzeugung gekommen, daß neun Tage nicht ausreichen würden und mindestens vierzehn oder fünfzehn Tage in Ansatz gebracht werden müßten. Da ich kein rechtes Vertrauen gewinnen konnte, daß alles so funktioniren würde, wie es der Marschall angenommen und angeordnet hatte, bat ich den Marschall Leboeuf, seinen Nachfolger, mich wissen zu lassen, inwieweit er die Durchführung des Mobilmachungsplanes des Marschalls Niel für gesichert hielt, und dieser hatte mich dahin beruhigt, daß er mich autorisirte, in Wien die Erklärung abzugeben, die Französische Armee würde in vierzehn Tagen mobilisirt sein und am fünfzehnten, wenn es erforderlich sei, die Grenze überschreiten. Dieser Zeitraum von fünfzehn Tagen war also die Zahl, welche ich dem Erzherzog Albrecht als die äußerste Grenze angab, in welcher Frankreich beim Ausbruch eines Krieges seine Armee auf den Kriegsfuß überführen und konzentriren könne.

Auch in Bezug auf die Stärkezahlen hatte ich mich beim Marschall Leboeuf informirt und in Erfahrung gebracht, daß, wenn der Kaiser in

seiner Denkschrift von 1868 die Stärke der Armee auf 489000 Mann ungefähr richtig berechnet hatte, doch davon immer noch die Zahl der Nicht-Kombattanten in Abzug zu bringen war, so daß, dies vorausgesetzt, ich dem Erzherzog die Stärke der Feldarmee mit Fug und Recht auf 400000 Mann mindestens angeben konnte. Demgemäß handelte ich.[1])

Als wir, der Erzherzog und ich, nun dazu übergingen, die Kräfte Oesterreichs zu berechnen, welche mit den Französischen und Italienischen Armeen zusammen in Aktion treten sollten, fand ich zunächst Gelegenheit, mich des Auftrages zu entledigen, welchen der Kaiser und der Kriegsminister mir vor meiner Abreise von Paris gegeben hatten. Ich eröffnete demzufolge dem Erzherzog, daß nach Ansicht meines Souveräns als erste Bedingung, welche dem Vertrage als Grundlage dienen müsse, anzusehen sei, daß bei einer Kriegserklärung die Mobilmachung der Armeen Frankreichs, Oesterreichs und Italiens zu ein und derselben Stunde ausgesprochen werden müsse und daß dementsprechend auch die ersten Kriegsoperationen der drei Armeen gleichzeitig ihren Anfang zu nehmen hätten.

Ueber die Stärke der Armeen, welche Oesterreich im Felde aufstellen konnte, machte mir der Erzherzog sofort die nöthigen und genauen Angaben. Sie erreichte nach seinen Berechnungen, wie er mir versicherte, eine derartige Ziffer, daß, wenn sie ihre Vereinigung mit den Armeen Frankreichs und Italiens bewirkt hatte, das verbündete Heer in einem Kriege gegen Preußen ungefähr 1300000 Mann zählen würde. Zu seinem schmerzlichen Bedauern, ergänzte der Prinz seine Angaben, würde es aber weder Oesterreich noch Italien möglich sein, dem Wunsche des Kaisers Napoleon, die Operationen der eigenen Armee gleichzeitig mit denen der Französischen Armee beginnen zu lassen, nachkommen zu können.

Der Erzherzog Albrecht erklärte mir in bestimmter Weise, daß er sich, so sehr es auch in seinen Wünschen läge, außer Stande sähe, im Namen Oesterreichs eine bindende Zusage zu geben, die seinerseits nicht erfüllt werden könne. So lange Oesterreich, sagte er, nicht eine durchgreifende Aenderung seiner militärischen Einrichtungen vorgenommen und andererseits sein Eisenbahnnetz nicht weiter ausgebaut habe, würde es mit unüberwindlichen Schwierigkeiten kämpfen müssen, um rechtzeitig die Armee auf den Kriegsfuß überführen und an den Grenzen konzentriren zu können. Da ferner der Krieg zwischen Frankreich und Preußen ganz plötzlich und unvorhergesehen ausbrechen könne und höchstwahrscheinlich der erste Zusammenstoß schon innerhalb der nächsten vierzehn Tage nach geschehener

[1]) Es stellte sich später heraus, daß diese Zahl viel zu hoch gegriffen war. Anm. d. Verf.

Kriegserklärung zu erwarten sei, so würde es thatsächlich ein Ding der Unmöglichkeit sein, die Mobilmachung des Oesterreichischen Heeres in einer so kurzen Frist auszuführen. Nach seinen mit größter Genauigkeit aufgestellten Berechnungen bedürfe Oesterreich mindestens eines Zeitraumes von zweiundvierzig Tagen, um seine Armee schlagfertig hinzustellen. Dieselben Schwierigkeiten ergäben sich für Italien. Dasselbe brauche, allein um die geforderten 100 000 Mann auf die Beine zu bringen, den gleichen Zeitraum von Tagen. Immerhin würde man, fügte der Erzherzog hinzu, dem Verlangen des Kaisers Napoleon soweit als irgend möglich entgegen zu kommen suchen.

Insofern erachte er es als ausreichend, daß eine Klausel in den Verträgen der verbündeten Mächte aufgenommen würde, dahin lautend, daß bei dem ersten Mobilmachungsbefehl, gleichviel, ob er von Frankreich oder Preußen ausginge, Oesterreich und Italien denselben Befehl für ihre Armeen erließen. Man könne sich dann, um Preußen nicht zu provoziren, den Anschein geben, als handele es sich nur um eine bewaffnete Neutralität. Setzten Oesterreich und Italien ihre Armeen auf den Kriegsfuß, so würde Preußen, im Unklaren über die geheimen Absichten dieser beiden Mächte, gezwungen sein, mit diesen Thatsachen zu rechnen, und um allen Eventualitäten begegnen zu können, eine größere Armee sowohl in Schlesien, wie auch in Sachsen an der böhmischen Grenze zurücklassen müssen.

Wenn die Verhältnisse sich in dieser Weise gestalten, suchte mir der Erzherzog begreiflich zu machen, würde Frankreich nichts aufs Spiel setzen, wenn es den Krieg zunächst allein mit seinen 400 000 Mann begönne und ihn während zweiundvierzig Tagen durchführte, was um so weniger irgend welche Schwierigkeiten bereiten könne, als die Preußische Armee keinesfalls überlegene, selbst nicht einmal gleichwerthige Kräfte gegenüber zu stellen im Stande sein würde.

Hatten die Armeen Oesterreichs und Italiens ihre Mobilmachung in diesen zweiundvierzig Tagen vollendet, so konnten die beiden Staaten die Maske abwerfen und die Vereinigung ihrer Armeen mit der Französischen bewerkstelligen.

Ich sprach lange Zeit mit dem Erzherzog über diese Ideen, indem ich immer wieder darauf zurückkam, ihm nahe zu legen, wie lebhaft der Kaiser es beklagen würde, wenn Oesterreich und Italien sich nicht entschließen könnten, gleichzeitig mit Frankreich den Krieg anzunehmen oder zu erklären. Der Prinz ging nun näher auf die Angelegenheit ein und versuchte, mich davon zu überzeugen, daß Oesterreich unmöglich mehr thun könne, wie er angegeben habe, und daß er als Vertreter der Interessen

des Reiches auch nicht mehr versprechen könne, als Oesterreich zu erfüllen im Stande sei.

Der Prinz wies den Gedanken einer gleichzeitig erfolgenden Kriegserklärung zurück, weil Oesterreich sehr viel Zeit gebrauchte, seine Armeen auf Kriegsfuß zu setzen. Konnte der vom Erzherzog Albrecht angeführte Grund als stichhaltig genug anerkannt werden, daß nach vollzogener Kriegserklärung zwischen Frankreich und Preußen Oesterreich während zweiundvierzig Tagen die Rolle eines neutralen Zuschauers spielte? das erschien doch sehr bestreitbar. Da mußte wohl noch ein anderes ernsteres Motiv vorhanden sein, welches der Erzherzog mich vielleicht nicht wissen lassen durfte, das ich aber doch noch vor meiner Abreise von Wien durchschaut zu haben glaube; ich werde seiner nur insoweit Erwähnung thun, als es Bezug hat auf die Lage, in welcher sich Kaiser Franz Joseph in politischer Hinsicht seinen Völkern gegenüber befand.

Der Kaiser hatte im Jahre 1859 und 1866 zwei unglückliche Kriege geführt, das lag noch im frischen Gedächtniß seiner Völker sowohl wie seiner selbst. Er durfte sich nicht in einen Krieg einlassen, ehe er nicht volle Garantie hatte, alle Chancen für einen glücklichen Ausgang auf seiner Seite zu haben. Das war wohl, soweit ich es zu übersehen vermochte, der Hauptgrund, weshalb die Mobilmachung des Oesterreichischen Heeres zweiundvierzig Tage dauern sollte.[1]) Ja! wie schnell würden der Erzherzog und ich uns wohl verständigt haben, wenn dem Prinzen nicht die Hände gebunden waren und er die Freiheit des Handelns gehabt; wenn es sich um keine andere Frage gehandelt hätte, als diese zweiundvierzig Tage, die für die Mobilmachung der Oesterreichischen Armee durchaus nothwendig sein sollten, einzuschränken.

Trotzdem ich mich auf diese Weise gezwungen sah, nunmehr endgültig darauf Verzicht zu leisten, die Bereitwilligkeit des Erzherzogs Albrecht zu erlangen, auf die vom Kaiser Napoleon III. als Basis des zu verabredenden Feldzugsplanes geforderte Bedingung, welche er als eine conditio sine qua non bezeichnet hatte, einzugehen, setzte ich ungeachtet dessen mit dem Prinzen die Verhandlungen fort.

Ich gab dem Erzherzog zu erwägen, daß, wenn Oesterreich wirklich zweiundvierzig Tage zur Mobilmachung seiner Armee gebrauchte und während dieser Zeit Preußen gegenüber den Schein der Neutralität wahren wollte, es immerhin Frankreich einen anderen nicht weniger wirksamen Dienst nach

[1]) Hier irrt sich indessen der Herr Verfasser. Die Oesterreichische Armee hätte im Jahre 1870 thatsächlich noch einen annähernd gleichen Zeitraum gebraucht, um vollständig schlagfertig im Felde erscheinen zu können. Anm. d. Uebers.

erfolgter Kriegserklärung leisten könne, als es durch die Mobilmachung seiner Armee und die daraus resultirende Demonstration geschah. Nach meinem Dafürhalten, sagte ich zum Prinzen, würde Oesterreich nur nothwendig haben, in dem Vertrage eine bindende Erklärung abzugeben, sofort nach erfolgter Kriegserklärung zwei Armee-Abtheilungen von je 35- bis 40000 Mann, zusammengesetzt aus Truppen, welche dem Friedensstande entnommen werden konnten, aufzustellen, die eine an die Sächsische und die andere an die Schlesische Grenze, bei Olmütz, zu werfen und damit eine Maßnahme zu treffen, welche die Oesterreichische Armee durchaus nicht an der Durchführung ihrer Mobilmachung hindern würde.

Der Erzherzog sagte zu, meinen Vorschlag in Erwägung ziehen zu wollen, und am 13. Juni wurden von dem Prinzen und mir alle diejenigen Bedingungen mündlich erörtert, welche dem Feldzugsplan ein festes Gepräge geben und demnächst der Billigung der drei betheiligten Souveräne unterworfen werden sollten. Nachdem wir diese Arbeit erledigt hatten, warf der Prinz die weitere Frage betreffs des Beginns der Operationen auf und sprach seine Ansicht dahin aus, daß, wenn der Krieg mit Preußen einmal zur Thatsache geworden sei, es nicht erwünscht wäre, die Feindseligkeiten durch eine Herbstkampagne zu eröffnen. Es kam seinem Ermessen nach darauf an, die verbündeten Armeen den Stoß in das Herz Preußens nicht zu einer Jahreszeit führen zu lassen, die für ihre Truppen hart und empfindlich, für die Preußische Armee aber um so günstiger sei, als der Norddeutsche Soldat die Unbilden einer rauhen Witterung besser ertragen könne, als der Französische, Oesterreichische und Italienische Soldat. Immerhin, fügte der Prinz hinzu, wenn man auch hoffen dürfe, die Wahl der Jahreszeit für sich zu haben, so verfolge er mit seinen Reflexionen keinen anderen Zweck, als darauf hinzuweisen, daß man nach Möglichkeit dafür Sorge tragen müsse, den Beginn des Feldzuges eher in den Frühling als in den Herbst zu verlegen.

Wie ich schon angeführt habe, waren die Einzelheiten des Feldzugsplans allerdings nur mündlich unter uns vereinbart worden. Die sehr genauen Notizen, welche ich mir im Laufe unserer Besprechungen gemacht hatte, würden nun wohl ausreichend genug gewesen sein, um meiner Regierung einen ziemlich treffenden Einblick in die Stipulationen des Vertrages zu ermöglichen. Dennoch bat ich den Prinzen, um nicht fehl zu gehen, nur das absolut Sichere unserer Abmachungen, ohne etwas hinzuzusetzen oder fortzulassen, zur Kenntniß des Kaisers, meines Souveräns, bringen zu können, mir die Erlaubniß ertheilen zu wollen, die Bedingungen des Vertrages schriftlich in einem Bericht wiedergeben zu dürfen, den ich

demnächst dem Kaiser Napoleon vorzulegen beabsichtigte. „Ich will sogar, um Ihren Wünschen entgegenzukommen, noch weiter gehen," gab mir der Prinz zur Antwort, „ich werde selbst den ganzen Vertrag aufsetzen und alle diejenigen Papiere hinzufügen, welche ich Ihnen während unserer Besprechungen als Beweismaterial vorgelegt habe; acht Tage genügen dazu, und werde ich Ihnen dann das Manuskript durch Kabinetskourier nach Paris übermitteln." Dieses liebenswürdige Anerbieten des Erzherzogs nahm ich mit Dank an.

Im Laufe der Unterhaltung ließ mich der Prinz an diesem Tage, den 13. Juni, auch wissen, daß der Kaiser Franz Joseph mich vor meiner Abreise von Wien persönlich zu sprechen wünsche. „Der Kaiser," sagte er mir, „wird Sie morgen im Schlosse zu Laxenburg empfangen, wo er sich augenblicklich aufhält. Es ist der Wunsch Seiner Majestät, daß ich Sie begleite und Ihre Vorstellung übernehme."

In dem Bericht an den Kaiser Napoleon, welchen der Leser in dem folgenden Kapitel finden wird, habe ich unsere Unterredung genau dem Inhalt entsprechend wiedergegeben.

Die Worte, welche der Kaiser von Oesterreich an mich richtete, waren durchaus nicht mißzuverstehen: sie ließen nur eine einzige Deutung zu. Er verlangte vor allen Dingen, daß ihm in einem plötzlich zwischen Frankreich und Preußen ausbrechenden Kriege die Möglichkeit unter allen Umständen gewahrt bliebe, seine Armeen zu den Französischen stoßen lassen zu können; denn nur in vereintem Vorgehen würde der Oesterreichisch-Ungarische Kaiserstaat einen Vortheil für sich erblicken können. Aber die eigene Verantwortlichkeit seinen Völkern gegenüber gestatte ihm nicht, daß, wenn die Kriegserklärung Frankreichs und Oesterreichs an ein und demselben Tage erfolge, er sich in einen Kampf einließe, dessen zugestandener Zweck einzig und allein die Niederhaltung des unersättlichen Ehrgeizes Preußens sei. Er gebrauche mehr als dies; seine Völker mußten die Ueberzeugung gewinnen, daß er zum Kriege gezwungen sei, und das würde erst an dem Tage der Fall sein, meinte er, an welchem der Kaiser Napoleon eine Französische Armee in das Herz der Süddeutschen Staaten vormarschiren lassen und sich zum Beschützer dieser Staaten gegenüber den Anmaßungen Preußens aufwerfen würde.

Während meines Wiener Aufenthalts besuchte ich auch Pest, um mir die in diesem Orte garnisonirenden Oesterreichisch-Ungarischen Truppen anzusehen.

Nachdem ich mich beim Erzherzog Albrecht verabschiedet hatte, verließ ich am 15. Juni Wien, um mich nach Prag zu begeben, nahm dort einen

Aufenthalt von vierundzwanzig Stunden und ging dann nach Dresden, München und Stuttgart, wo ich Sächsische und Württembergische Truppen zu beobachten Gelegenheit fand.

Am 22. Juni traf ich in Paris ein und begab mich gleich am anderen Morgen nach den Tuilerien, um dem Kaiser meinen ersten mündlichen Bericht über meine Mission abzustatten. Ich drückte ihm zunächst mein großes Bedauern aus, daß es mir nicht möglich gewesen sei, den Erzherzog Albrecht zu bestimmen, die bewußte Bedingung in dem Vertrage aufzunehmen, auf welche der Kaiser so großes Gewicht gelegt habe, und theilte ihm darnach die Motive mit, welche der Erzherzog angeführt hatte, um mir die Unmöglichkeit für Oesterreich zu zeigen, zu gleichem Zeitpunkt wie Frankreich losschlagen zu können. Bevor ich mich vom Kaiser verabschiedete, versprach ich ihm, binnen achtundvierzig Stunden schriftlich Bericht zu erstatten und wenige Tage später den Feldzugsplan zu überreichen, welchen der Erzherzog versprochen hatte, persönlich auszuarbeiten und durch einen Kabinetskourier mir zu übersenden.

Ich erhielt denselben auch noch vor Ablauf der Frist, welche er mir angegeben hatte, und brachte ihn sofort zum Kaiser, welcher mich bat, ihn vorzulesen.

Es war ein Ding der Unmöglichkeit, und ich habe die Gründe dafür angeführt, daß der Kaiser sich mit seinem Inhalt befriedigt erklären konnte. Er verhehlte mir auch nicht sein Bedauern, daß von den verschiedenen Vorschlägen, welche ich nach Wien überbracht hatte, gerade der wichtigste keine günstige Aufnahme gefunden habe.

Ich versuchte, den Kaiser darüber zu beruhigen und seine Aufmerksamkeit auf die Konzessionen zu lenken, die der Erzherzog gemacht habe und die immerhin geeignet waren, dazu beizutragen, die unangenehmen Folgen der Nichtannahme jener Bedingung, auf welche der Kaiser so großen Werth legte, in nicht unbedeutendem Maße abzuschwächen. „Sollte man nicht Grund zu der Annahme haben,“ sagte ich, „daß die ersten Demonstrationen Oesterreichs einen großen moralischen Effekt in Berlin hervorrufen werden, obwohl sie unter der Maske der Neutralität in die Erscheinung treten? — Wird nicht Preußen dadurch gezwungen sein, sich gegen Sachsen und Schlesien sichern zu müssen? Und schließlich,“ fügte ich hinzu, „würde es nicht möglich sein, in Berücksichtigung des Umstandes, daß noch keine unwiderruflichen Abmachungen getroffen sind, Oesterreich zu bewegen, Aenderungen in dem der Billigung des Kaisers vorliegenden Vertrage eintreten zu lassen, welche ihm vollen und ganzen Ersatz für die abgelehnte Bedingung gewähren würden, umsomehr, als

Alles, was mir der Erzherzog Albrecht gesagt hatte, auf mich den Eindruck der größten Aufrichtigkeit machte und darnach angethan war, nur auf die lebhaftesten Sympathieen Oesterreichs für Frankreich zu schließen."

Auf diese Einwände antwortete der Kaiser nichts. Als ich das Dokument, welches ich ihm gebracht hatte, in seinen Händen zurückließ und mich verabschiedete, nahm ich die feste Ueberzeugung mit, daß er auf diplomatischem Wege das Gebäude, zu welchem ich in Wien den Grundstein gelegt hatte, weiter ausbauen und daß er sicherlich in einem Offensiv- und Defensiv-Bündniß die unlösliche Vereinigung Frankreichs, Oesterreichs und Italiens im Falle eines Krieges mit Preußen zum Ausdruck bringen würde. In Wahrheit, ich konnte nicht annehmen, daß es anders kommen würde.

Neuntes Kapitel.

Wie die Dokumente, welche demnächst folgen werden, in meine Hände gelangten.

Die beiden Dokumente, welche ich dem Leser weiterhin vor Augen führen werde, sind auf eine Weise in meine Hände gelangt, welche ich doch nicht unerwähnt lassen möchte.

Als ich mich einige Tage nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in Versailles beim General Valazé, damals Unterstaatssekretär im Kriegsministerium, meldete, sagte der General zu mir: „Sie werden sehr erstaunt sein, mein guter Freund, wenn ich Ihnen ein von Ihrer Hand unterzeichnetes Dokument vorlege, welches ich mit dem lebhaftesten Interesse gelesen habe." „Was ist das für ein Schriftstück," fragte ich, „sollte es eine durch den Kaiser unter meiner Mitarbeiterschaft im Jahre 1867 über die Zusammensetzung und Organisation unserer Armee fertiggestellte Denkschrift sein?" „Oh nein," erwiderte der General, „diese Arbeit habe ich ein anderes Mal in meinen Händen gehabt; es handelt sich um ein Schriftstück von weit höherer Bedeutung." Indem er dann plötzlich eine

Schublade seines Schreibtisches aufzog, entnahm er derselben, um sie mir zu zeigen, zwei Manuskripte, welche ich weiter unten in Abschrift bringen werde.

„Es giebt Leute," sagte der General, „welche die Anklage gegen Sie erhoben haben, daß Sie zum Kriege gedrängt hätten. Ihr hier vorliegender Bericht an den Kaiser widerlegt diese Verleumdung in eklatanter Weise. Sie werden erstaunt sein, wenn ich Ihnen erzähle, wie ich zu diesem Dokument gekommen bin. Die Papiere des Marschalls Bazaine, welche derselbe in Metz zurückgelassen hatte, wurden mit Beschlag belegt und dem Kriegsministerium übergeben. Ein Beamter, welcher sie ordnete, fand in einem Tagebuch, welches auch nicht einen einzigen Buchstaben enthielt, diese beiden Dokumente und übergab sie mir. Es sind Staatspapiere," fuhr er fort, „und niemals werde ich sie herausgeben; ich würde sie nicht einmal Herrn Thiers aushändigen."

„Wenn diese Papiere Interesse für Sie haben," erwiderte ich, „so werden Sie einsehen, daß sie für mich noch von viel größerem Werth sind und so frage ich, ob es mir gestattet sein würde, falls Sie dieselben zu behalten wünschen, Abschrift zu nehmen?" „Gewiß," entgegnete der General, „ich werde sie sofort von einer diskreten Hand kopiren lassen." Einige Tage später händigte er mir die Abschrift aus.

In den letzten Tagen kurz vor Ausbruch des Krieges hatte ich die beiden Dokumente in dem Arbeitszimmer des Marschalls Leboeuf gesehen, welcher sie stets auf seinem Schreibtisch liegen hatte. Eines Tages fragte ich ihn, ob er es für unschicklich hielte, wenn ich ihn um die Erlaubniß bäte, die beiden Schriftstücke in meinen Verwahrsam zu nehmen. Er schlug mir meine Bitte mit den Worten ab: „ich brauche sie zu meinen Arbeiten."

Wie kamen sie in den Besitz des Marschalls Bazaine und nach Metz? Wahrscheinlich ist, daß der Marschall Leboeuf sie dem Kaiser überlieferte und dieser dieselben seinerseits bei seiner Abreise nach Metz mit andern Papieren dem neu ernannten Oberkommandirenden der Armee übergab, in dem Glauben, daß er manches Wissenswerthe aus ihnen entnehmen könne.

Später erfuhr ich, daß General Valazé sie dem nachmaligen Kriegsminister, General Cissey, ausgehändigt habe. Was dann aus ihnen geworden ist, habe ich nie erfahren.

Es wurde mir seiner Zeit mitgetheilt, daß auch einige höhere Regierungsbeamte Kenntniß von ihnen bekommen hatten. Da es somit unzweifelhaft war, daß sie ihres geheimen Charakters beraubt waren, glaubte ich nun auch keinen Anstand nehmen zu sollen, sie in meinen „Erinnerungen"

zu veröffentlichen und aus einer Reserve herauszutreten, welche mir hohe Rücksichten und das Vertrauen, das der Erzherzog Albrecht, Napoleon III. und der Kaiser Franz Joseph in den Monaten Mai und Juni 1870 in mich gesetzt hatten, für immer aufzuerlegen schienen.

Zehntes Kapitel.

Mission nach Wien. — Bericht an den Kaiser.

I.

Reisebericht.

Nachdem ich am 27. Mai Paris verlassen hatte, erreichte ich am Abend desselben Tages Köln und blieb dort den 28.; von Köln begab ich mich am 29. über Düsseldorf, Minden, Hannover, Braunschweig und Magdeburg nach Berlin.

Hier verweilte ich vom 30. Mai bis zum 1. Juni. Am 31. Mai war ich nach Potsdam herübergefahren, wo an diesem Tage gerade König Wilhelm eine Besichtigung des Lehr-Infanterie-Bataillons vornahm. Am 2. Juni verließ ich Berlin und fuhr am selben Tage bis Dresden, um hier in der Hauptstadt Sachsens einen eintägigen Aufenthalt zu nehmen. Am 4. Juni Abends erreichte ich Prag, welches ich indessen schon am 6. morgens wieder verließ, um mich am selben Tage noch nach Wien auf den Weg zu machen.

Nachdem ich mich in der Kaiserstadt vom 7. bis zum 9. Juni aufgehalten und dort drei aufeinander folgende, immer vierundzwanzig Stunden auseinander liegende Konferenzen mit dem Erzherzog Albrecht gehabt hatte, begab ich mich am 10. Juni nach Pest, um von dort am 12. nach Wien zurückzukehren. Ich wußte aus dem Munde des Erzherzogs Albrecht, daß er mich am 13. noch einmal zu sprechen wünschte und daß ich am folgenden Tage, dem 14., durch ihn Sr. Majestät dem Kaiser

Franz Joseph, welcher den Wunsch geäußert hatte, mich zu sehen, vorgestellt werden sollte.

In der That begleitete der Erzherzog mich am 14. Juni nach der Sommerresidenz des Kaisers, Laxenburg, und stellte mich Sr. Majestät vor, welcher mich in ein wohl über eine halbe Stunde dauerndes Gespräch zog.

Am 16. Juni verließ ich Wien, um mich über München, Ulm, Stuttgart und Mainz nach Paris zurück zu begeben, wo ich am 21. Juni morgens wieder eintraf.

In Köln, Berlin und Mainz habe ich es möglich gemacht, die Uebungen der Preußischen Truppen aus größter Nähe zu sehen, während ich in den großen Lager-Festungen Köln und Mainz auch noch Gelegenheit fand, mir ein Bild über die Lage und die Bedeutung ihrer Forts zu verschaffen.

In Dresden habe ich den Uebungen der Sächsischen Truppen beigewohnt und mir die Forts angesehen, welche die Preußen im Jahre 1866 um die Stadt aufgeführt haben.

In Ulm nahm ich einen Theil der Enceinte der Festung in Augenschein und richtete meine Aufmerksamkeit besonders auf das bedeutende Fort Wilhelmsburg.

In München beobachtete ich die Exerzitien einer Bayerischen Infanterie-Brigade.

Endlich in Prag, Wien und Pest fand ich Gelegenheit, aus nächster Nähe mir die Uebungen von Oesterreichisch-Ungarischer Infanterie, Kavallerie und Artillerie anzusehen.

Die Eindrücke, welche ich über die Zusammensetzung, die Haltung und Ausbildung der Deutschen Truppen erhielt, sind dieselben, wie sie in Frankreich bereits genugsam bekannt sind; man findet Aufzeichnungen darüber in den Berichten, welche in dem Archiv des Kriegsministeriums aufbewahrt werden. Ich glaube insofern, sie in meiner Arbeit unberücksichtigt lassen zu können; vielleicht finde ich später Gelegenheit, mich noch einmal mit ihnen zu beschäftigen und sie dann dem Leser in einem speziellen Bericht vor Augen zu führen.

Ich beschränke mich jetzt nur darauf, zu bemerken, daß sowohl die Ausbildung der Infanterie, als auch der Kavallerie und Artillerie der Preußischen Armee auf mich einen recht günstigen Eindruck machte; daß die letzteren beiden Waffen eine brillante Haltung unter dem Gewehr und bei ihren Uebungen zeigten; daß die Sächsischen und Bayerischen Truppen ausschließlich nach dem Preußischen Reglement arbeiteten und daß alle

Bataillone auf den Uebungsplätzen eine Stärke von 212 bis 220 Bajonetten (?) und alle Preußischen Kavallerie-Regimenter fünf Eskadrons, jede Eskadron 48 volle Rotten zählten. Die Batterieen erschienen zu vier mit sechs Pferden bespannten Geschützen. Ich unterlasse nicht anzuführen, daß die Pferde der Kavallerie sich in recht guter Verfassung befanden, während diejenigen der Artillerie im Allgemeinen einen weniger guten, ja recht mittelmäßigen Eindruck machten.

Die Bataillone der Oesterreichischen Infanterie zeigten ungefähr dasselbe Stärkeverhältniß, wie die Preußischen. Ihre Durchbildung schien eine gute zu sein, indessen vermißte ich bei den Leuten die straffe Haltung des Preußischen Soldaten. Sie gleichen uns Franzosen. Oesterreichische Eskadrons habe ich nur wenig gesehen; sie schienen recht gut ausgebildet zu sein. Die Oesterreichische Artillerie war recht beweglich und gut ausexerzirt. Die Pferde zeigen nicht die gute Verfassung unserer Französischen Artillerie-Bespannungen.

II.

Erste Unterredung mit dem Erzherzog Albrecht. Einwände Seiner Kaiserlichen Hoheit bezüglich des ihm vorgelegten Feldzugsplanes.

Der Erzherzog empfing mich zum ersten Male am Morgen des 7. Juni in seiner Sommer-Residenz im Schloß Baden. Nachdem ich dem Prinzen das Schreiben des Kaisers übergeben hatte, forderte Seine Kaiserliche Hoheit mich sofort auf, ihm nähere Mittheilungen über die in dem Schreiben Sr. Majestät enthaltenen Vorschläge zu machen.

Nachdem der Prinz mir gestattet hatte, ihn in eingehendster Weise über den Plan aufzuklären, der in Paris entworfen war, und nachdem er mit großer Aufmerksamkeit meinen mir als nothwendig erscheinenden Erläuterungen gefolgt war, gab mir der Erzherzog zu verstehen, daß es ihm lieb sei, wenn wir, die wir Beide nicht dazu berufen seien, Politik zu treiben, die Vorschläge nur von dem militärischen Gesichtspunkt oder — um mich seiner eigenen Worte zu bedienen — von dem akademischen aus beleuchteten.

Indem er dann auf die Prüfung der verschiedenen Punkte näher einging, erklärte mir Seine Kaiserliche Hoheit, daß er, trotzdem er weit entfernt sei, den Werth und die Bedeutung jener Erwägungen, auf Grund deren der Vertrag geschlossen werden sollte, zu unterschätzen, doch nur in loyaler Weise zu handeln glaube, wenn er einige Einwände machte, die

ihm thatsächlich begründet erschienen. Er wolle um keinen Preis, sagte er, daß Oesterreich sich irgendwie engagire oder Versprechungen mache, welchen in Zukunft, wenn es sich darum handele, sie einzulösen, nachzukommen unmöglich sein würde.

Zunächst war nicht zu übersehen, daß Frankreich einerseits und Oesterreich und Italien andererseits durchaus nicht unter denselben Bedingungen ihre Armeen weder auf den Kriegsfuß setzen, noch sie konzentriren konnten.

Frankreich befand sich in der Lage, sehr schnell mobilisiren zu können, viel schneller wie Preußen (?). Im Gegensatz hierzu gebrauchten Oesterreich und Italien viel mehr Zeit, um ihre Armeen auf Kriegsfuß setzen und sie schlagfertig machen zu können. Der Grund hierzu lag vornehmlich in dem Umstande, daß Frankreich ein sehr ausgedehntes und weitverzweigtes Eisenbahnnetz und eine Regierung besaß, welche vom Kriegsminister veranlaßt worden war, gewisse Maßnahmen gut zu heißen und durchzuführen, welche die Mobilmachung seiner Armee in erklecklicher Weise erleichterten. Unter anderem führe ich nur an, daß seitens des Staates der Landbevölkerung eine große Anzahl Pferde und Maulesel übergeben worden war, welche die Artillerie und der Train bedurfte, um vom Friedensetat auf den Kriegsfuß überführt werden zu können. Derartige Maßregeln waren in Oesterreich und Italien in keiner Weise getroffen worden. Oesterreich hatte ein wenig ausgebildetes Eisenbahnnetz; auch würde man dort mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt haben, wenn man sich in die Zwangslage versetzt sah, eine große Anzahl Pferde für die Kompletirung der Armee mit Vorspann beschaffen zu müssen.

Die Schnelligkeit, mit welcher Frankreich im Stande war, seine Reserven einzuziehen, zu bekleiden, auszurüsten, zu bewaffnen und den unter den Fahnen stehenden Truppen zuzuführen, und die Divisionen und Armeekorps an der Grenze zu konzentriren, diese Schnelligkeit konnten die anderen Mächte uns nicht nachahmen. Es bedurfte nur eines Zeitraumes von fünfzehn Tagen, um unsere Truppen bereit zu stellen; am sechzehnten Tage nach Emanation des Mobilmachungsbefehls konnten sie, zu Armeen vereinigt, die Grenze überschreiten. Preußen gebrauchte, nur um ein Armeekorps in den Grenzen seines Bezirks, d. h. in seinen Standorten, mobil zu machen, fünfzehn volle Tage, und wollte es, nachdem jedes Armeekorps zu seiner Mobilmachung in seinem Bezirk fünfzehn volle Tage verloren hatte, mehrere Armeekorps an irgend einem Punkte seiner Grenze konzentriren, so mußte es für jede aus dem Innern des Königreiches nach der Grenze führende durchgehende Eisenbahnlinie so viel

Wochen in Ansatz bringen, als es Armeekorps dahin zum Transport zu bringen beabsichtigte.

Abgesehen von den fünfzehn Tagen, welche schon mit der Mobilmachung der einzelnen Korps verloren gingen, mußten also, um zwei Korps konzentriren zu können, noch zwei Wochen vergehen; drei Korps würden in vier Wochen, vier Korps in fünf Wochen konzentrirt sein, und um sieben Korps auf demselben Punkt der Grenze zu vereinigen, hätte es fünf Wochen bedurft, noch den sehr günstigen Ausnahmefall in Berechnung gezogen, daß drei Korps, welche aus dem Innern nach diesem Punkt geschafft wurden, eine große Eisenbahnlinie, drei andere gleichfalls aus dem Innern kommende Korps eine zweite Route benutzen konnten; also — fünfzehn Tage für die Mobilmachung an Ort und Stelle und drei Wochen für den gleichzeitigen Transport auf zwei verschiedenen Eisenbahnlinien.

Diese Berechnungen könnten als durchaus zustimmend betrachtet werden, versicherte der Erzherzog; sie waren das Resultat seiner Erfahrungen, die er im Jahre 1866 mit den Preußen gemacht hatte, als sie sich alle erdenkliche Mühe gaben, ihre Armee so schnell als möglich zu mobilisiren und zu konzentriren; sie gründeten sich auch auf die Studien, welche er neuerdings angestellt hatte, um einen Einblick in die zeitigen Verhältnisse auf Preußischer Seite und in die in großem Umfange in Angriff genommenen neuen Arbeiten zu erhalten, welcher sich die Preußischen Generalstabs-Offiziere zur Ermöglichung einer noch schnelleren Konzentrirung der Armee unterzogen hatten.

Oesterreich gebrauchte unter allen Umständen einen Zeitraum von sechs Wochen, um seine Armee auf den Kriegsfuß setzen zu können. Dieselbe Zeit würde nach Angabe des Erzherzogs die Italienische Armee nothwendig haben. Es genügt der Hinweis auf diese Schwierigkeiten, um den Beweis zu liefern, daß es ein Ding der Unmöglichkeit war, einen gemeinschaftlichen Feldzugsplan Frankreichs, Oesterreichs und Italiens auf dem Gedanken aufzubauen, daß diese drei Mächte gleichzeitig drei Armeen von je 100000 Mann, eine Französische, eine Oesterreichische und eine Italienische Armee in dem Augenblick, mit welchem Frankreich seine Mobilmachung beendet haben würde, in Süddeutschland einmarschiren zu lassen. Welches nun auch immerhin die anderen Bedingungen des Vertrages sein mochten, diejenige, auf welche so viel Werth zu legen war und auf welche es hauptsächlich ankam, konnte weder von Oesterreich noch Italien erfüllt werden, und so erschien es vollkommen ausgeschlossen, daß man den Plan so zur Ausführung brachte, wie er vorgeschlagen war.

Und doch bot gerade ein überraschender Einfall in Süddeutschland die größten Chancen für einen durchschlagenden Erfolg; nur Frankreich allein vermochte ihn in Scene zu setzen.

Sobald man zu der Einsicht gekommen war, daß Oesterreich und Italien nicht im Stande seien, ihre Armeen mit derselben Schnelligkeit wie Frankreich bereit zu stellen, kam es darauf an, einen anderen Plan, welcher mehr Aussicht auf Gelingen bot, ausfindig zu machen. Ueberdies, bemerkte der Prinz, gäben die Lehren der Vergangenheit und die Beispiele, welche man aus den Kriegen des ersten Kaiserreichs entnehmen könne, zu bedenken, daß es seine großen Schwierigkeiten habe, drei Armeen verschiedener Nationalität auf einem Punkte zu vereinigen, um sie gemeinsam gegen ein Objekt operiren zu lassen. Es war kaum damit zu rechnen, daß man diese drei Armeen dem Befehle eines Oberkommandirenden würde unterstellen können; blieben aber die drei Kommandirenden der verschiedenen Armeen unabhängig voneinander, so lag wohl die Befürchtung nahe, daß diese drei Generale nicht immer denselben Willen, geschweige denn dieselbe Intelligenz haben würden.

Nach diesen Betrachtungen entwickelte der Erzherzog in knapper Fassung den Feldzugsplan, über welchen er damals mit dem Kaiser in Paris unterhandelt hatte.

In der zweiten Unterredung, welche ich mit dem Erzherzog am 8. Juni hatte, ging derselbe mehr auf die Einzelheiten ein und begründete seine Vorschläge mit den Berechnungen, welche der Leser weiterhin finden wird, nachdem ich den Plan, welchen der Erzherzog aufgestellt hatte, in seinem ganzen Umfange, so getreu wie möglich, in dem nächsten Kapitel zur Kenntniß gebracht haben werde.

III.

Feldzugsplan des Erzherzogs Albrecht.

Ich beabsichtige in diesem Kapitel den Feldzugsplan, über welchen der Erzherzog Albrecht bei seiner Anwesenheit in Paris sich mit dem Kaiser unterhalten hatte, und von welchem er glaubte, daß bedeutende Vorzüge ihn geeignet erscheinen ließen, an Stelle desjenigen zu treten, dessen Grundzüge von Französischer Seite zu seiner Kenntniß gebracht worden waren, nur in großen Zügen wiederzugeben, ohne auf Details einzugehen, welche in dem Manuskript des Prinzen enthalten sind. Ich

werde dann die Motive und sonstigen Erwägungen anführen, welche zur Erläuterung des Planes dienen sollten.

Die von dem Erzherzog gemachten Vorschläge können wie folgt zusammengefaßt werden:

Frankreich, Oesterreich und Italien sollten sich bereit halten, um mit allen disponiblen Kräften gemeinschaftlich im nächsten Frühjahr den Feldzug eröffnen zu können.

Die Mobilmachung der Armeen war spätestens für Mitte März in Aussicht genommen, so daß die ersten Operationen mit dem Monat April ihren Anfang nehmen konnten. In dem der Mobilmachung vorhergehenden Monat sollten bereits alle die vorbereitenden Maßregeln getroffen werden, welche, ohne Argwohn zu erregen, das Friedensverhältniß gestattete.

Der Mobilmachungsbefehl selbst sollte bei den drei verbündeten Mächten an ein und demselben Tage erlassen werden. (In Dänemark wahrscheinlich auch, man nimmt es wenigstens an.)

Frankreich würde seine Mobilmachung in fünfzehn Tagen beendet haben und nach Ablauf dieser Frist seine Armeekorps organisirt, eingetheilt und an seinen östlichen und nordöstlichen Grenzen konzentrirt haben, bereit, dieselben zu überschreiten. Nur die Truppen, welche aus Algerien nach Europa herüber beordert würden, konnten sich dann noch auf dem Seetransport oder auf dem Marsch nach dem Innern befinden, um zu den Armeekorps zu stoßen, denen sie zugewiesen waren.

Am sechzehnten Tage nach dem in Frankreich erlassenen Mobilmachungsbefehl sollten die Französischen Armeen ihre Operationen mit einer Offensive gegen Preußen aufnehmen. An diesem Tage mußte die Grenze überschritten werden. Was die Bundesgenossen Frankreichs anbetraf, so konnten sie, was sie auch thun mochten, um die Mobilmachung ihrer Armeen zu beschleunigen, nicht vor sechs Wochen, welche sie zur Mobilmachung und Konzentrirung ihrer Armeen brauchten, daran denken, selbst die Offensive zu ergreifen. Sie waren gezwungen, sechs Wochen lang Preußen gegenüber den Schein der Neutralität aufrecht zu erhalten; „sie hatten indessen ihre Vorbereitungen zum Kriege in derart accentuirter Weise zu treffen, daß ihre Armeen während dieser sechs Wochen die ganze Aufmerksamkeit Preußens auf sich zogen und es zwangen, einen Theil seines Heeres, um allen Eventualitäten gewachsen zu sein, zurückzuhalten, während gleichzeitig die Französischen Operationen ihren Anfang nehmen würden".

Frankreich sollte, um den Feldzug eröffnen und durchführen zu können, zwei Armeen über die Grenze führen und zwar eine erste Armee, die Hauptarmee, mit der Bestimmung, in Deutschland zu operiren auf dem rechten Rheinufer; eine zweite schwächere Armee an oder jenseits der Saar in der Rheinpfalz.

Oesterreich hatte eine große Armee aufzustellen, welche die Bestimmung erhielt, sich mit der ersten Französischen Armee zu vereinigen und im Zusammenhang mit ihr gegen Preußen vorzugehen. Diese Oesterreichische Hauptarmee sollte „innerhalb sechs Wochen nach Ausgabe des Mobilmachungsbefehls an der Böhmischen Grenze zusammengezogen werden“. Im Innern des Kaiserreichs würde Oesterreich die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Bewachung der wichtigsten Plätze den Depottruppen und den in der Bildung begriffenen Bataillonen anvertrauen, während ein schwächeres Beobachtungskorps Mähren und die Galizische Grenze besetzt hielte.

Die Französische erste Armee sollte fünf Armeekorps mit sechzehn Infanterie-Divisionen, die zweite Armee drei Armeekorps mit neun Divisionen stark sein.

Die Oesterreichische, in Böhmen stehende Armee wuchs vom Tage der Mobilmachung an allmählich, bis sie in der letzten Periode des Feldzuges ihre größte Höhe in Stärke von dreiundzwanzig oder vierundzwanzig Infanterie-Divisionen erreicht hatte.

Es läßt sich heute schwer sagen, welche Kräfte Italien würde disponibel gemacht haben können, um sie zum verbündeten Heer stoßen zu lassen. Man berechnete ihre Stärke auf etwa 100 000 Mann, von denen nur die Hälfte in Verona konzentrirt und nach Ablauf jener sechs Wochen, welche sie zu ihrer Mobilmachung bedurfte, bereit gestellt werden konnte, um durch Tirol nach Bayern zu marschiren und dort entweder ihre Vereinigung mit der Französischen Armee oder doch wenigstens ihre Annäherung an dieselbe zu bewerkstelligen.

Die erste Französische Armee sollte den Rhein auf mehreren Punkten, bei Straßburg, unterhalb Straßburgs oder bei Neu-Breisach gleichzeitig überschreiten und als erstes Operationsziel ihre Vereinigung mit der in Böhmen stehenden Oesterreichischen Armee, sowie die schnelle Scheidung der Süddeutschen von den Norddeutschen Staaten, ganz besonders von Preußen, betrachten.

Um dieser Weisung nachkommen zu können, mußte sie beschleunigt über Stuttgart auf Nürnberg vormarschiren, um von hier aus den Oesterreichern die Hand zu reichen, indem sie entweder über Nürnberg hinaus

sich näher an die Grenze heranschob, oder aber abwartete, bis die Oesterreichische Armee die Grenze überschritt, um ihr entgegen zu gehen. Der Erzherzog berechnet, daß die Spitze der Französischen Armee Nürnberg am fünfundvierzigsten Tage nach erhaltenem Mobilmachungsbefehl und am neunundzwanzigsten Tage nach dem Ueberschreiten des Rheins erreichen konnte, wohlverstanden unter der Annahme, daß sie auf den Fußmarsch angewiesen war und wenig oder gar nicht die Eisenbahnlinien benutzte, welche nur in geringer Ausdehnung ihre Marschlinien begleitete.

Der Prinz konstatirte ferner, daß zwei oder drei Tage nach Ablauf dieser fünfundvierzig Tage die Oesterreichische Armee in der Lage sein würde, sich in der Richtung auf Nürnberg oder Bayreuth in Bewegung zu setzen.

Gleichzeitig mußte nun auch die Italienische Armee so weit gekommen sein, daß sie ihrerseits die Operationen aufnehmen und auf München marschiren konnte. Benutzte sie zu ihrer ersten Vorwärtsbewegung die Eisenbahn über den Brenner, so stand sie in kürzester Zeit einige Tagesmärsche entfernt von der Französischen Armee, bereit, die weiteren Bewegungen derselben zu erleichtern.

Die Idee, welche der Erzherzog allen seinen Kombinationen zur Ausführung des Planes, welchen er vorschlägt, zu Grunde legt, beruht auf der Annahme, daß die Französischen und Oesterreichischen Armeen ihre Vereinigung bei Nürnberg durch den Vormarsch der ersteren vom Rhein her sicher bewirken würden, ohne von der Preußischen Armee daran gehindert zu werden und ohne daß die Französische Armee Gefahr laufen würde, in ihrer linken Flanke ernstlich bedroht oder gezwungen zu werden, eine Schlacht annehmen zu müssen, zu welcher sie nur schwächere oder gleiche Kräfte heranziehen konnte. Die Französische Armee sollte unter allen Umständen vermeiden, eine Schlacht zu liefern oder anzunehmen, da ein höheres Interesse dringend ihre Vereinigung mit der Oesterreichischen Armee forderte, bevor sie irgend eine Schlappe erlitten hatte. Selbst eine glückliche Schlacht würde sie bedeutend geschwächt und unfehlbar ihren Marsch verzögert haben, ein Umstand, der mit schwerwiegenden Nachtheilen verbunden war und den man durchaus vermeiden mußte.

Um seiner Ansicht den nöthigen Nachdruck zu geben, wies der Erzherzog darauf hin, daß die Französische Armee, da Preußen nicht im Stande sei, seine Armeen mit derselben Schnelligkeit zu mobilisiren und zu konzentriren wie Frankreich, schon Nürnberg erreicht haben würde, ehe Preußen günstigsten Falles nur ungenügende Kräfte am unteren oder oberen Main zusammengezogen hätte, um der Französischen Armee im

Zentrum Süddeutschlands den Weg zu verlegen. Der Prinz betonte ferner, daß auch die Annahme, die Bayerischen und Württembergischen Heeresabtheilungen würden beim Beginn des Feldzuges den Versuch machen, ihre Vereinigung mit den in Eilmärschen dem Rheine zustrebenden Preußischen Armeekorps so schnell als möglich zu bewerkstelligen, nichts in seiner Anschauung der Sachlage ändern könnte. Die Armeen der Süddeutschen Staaten würden zu der Zeit, wo die Französische Armee den Rhein überschritte und durch Württemberg marschire, noch viel weniger wie die Preußen im Stande sein, eine energische Aktion in Scene zu setzen. Dazu ginge ihre Mobilmachung viel zu langsam von Statten und außerdem würden sie ihre Armeen voraussichtlich in der Festung Ulm konzentriren, so daß sie auch durch diesen Umstand gezwungen wären, eine defensive Haltung anzunehmen.

Der Erzherzog machte schließlich geltend, daß ihn eine der wichtigsten Rücksichten dazu bestimmte, eine große Oesterreichische Armee in Böhmen zusammenzuziehen und eine Vereinigung mit der Französischen Hauptarmee in der Gegend Nürnbergs anzustreben. Es sei dies das Bewußtsein, daß man Preußen, wie es der Kaiser Napoleon I. in seiner herrlichen Kampagne von 1806 gegen Preußen gemacht habe, auch heutigen Tages ganz wie dazumal auf der kürzesten Linie angreifen müsse, um seine politischen und militärischen Lebensadern schnell zu unterbinden, und das könne nur auf dem geraden Wege nach Berlin geschehen.

Das ist aber jene Linie, welche, von der Böhmischen Grenze ausgehend, in elf Märschen über Dresden nach der Hauptstadt Preußens führt. Für die Französische bei Nürnberg oder in Franken stehende Armee würde es die vom Kaiser Napoleon I. 1806 eingeschlagene Linie sein, welche in Leipzig mit der Dresdener Route zusammentrifft. Nimmt man an, daß die beiden verbündeten Armeen bei Nürnberg miteinander Fühlung genommen haben, so bliebe ihnen nur übrig, Arm an Arm auf den beiden angegebenen Straßen vorzumarschiren, um dann im Augenblick der Vereinigung in den Sächsischen Ebenen bei Leipzig oder Weißenfels [1]), wo schon so oft die Geschicke des Kaiserreichs und Deutschlands sich entschieden haben, zu einer einzigen Armee zusammengeschmolzen zu werden, wo dann ein Kampf entbrennen würde, den die verbündeten Armeen mit einer mindestens doppelten Ueberlegenheit aufnehmen könnten. Sobald die Heere die Grenzen Böhmens und des Thüringer Landes überschritten hätten, würde eben der Feldzugsplan der Alliirten kein anderer sein, als

---

[1]) Im Original steht „Weißenfelds". Anm. d. Uebers.

der, welchen Napoleon I. im Jahre 1806 in so glücklicher Weise Preußen gegenüber zur Geltung gebracht habe.

Der von dem Erzherzog in Aussicht genommene Plan ging allerdings von der Voraussetzung aus und man wird die Richtigkeit zugeben, daß in einem Kampfe, welcher gemeinschaftlich von Frankreich, Oesterreich und Italien gegen Preußen unternommen wurde, diese letztere Macht nicht daran denken konnte, selbst über den Rhein die Offensive zu ergreifen, um einen Einbruch in Französisches Gebiet zu unternehmen, welcher seine Armeen über die Saar, die Mosel und durch Lothringen und die Champagne bis Paris führen würde. Preußen brauchte nur in Erwägung zu ziehen, daß der Weg von Mainz bis Paris recht weit sei, im Verhältniß zu dem, der die Böhmische Grenze von Berlin trennt, um von vorne herein sich einen solchen Gedanken aus dem Sinn zu schlagen. Andererseits mußte Preußen mindestens die freie Verfügung über acht Armeekorps haben, wenn es das Wagniß unternehmen wollte, die Offensive über die Saar zu ergreifen. Was würde es in diesem Falle in Sachsen der Oesterreichischen in Böhmen stehenden Armee gegenüber zu stellen haben? Es ist viel logischer anzunehmen, daß Preußen sich bei seinen Maßnahmen von der Ueberlegung leiten lassen wird, wie auch nur eine schwächere Französische, die Saarlinie haltende Armee genügen würde, um ein Vorgehen auf dem linken Rheinufer, wenn nicht ganz unmöglich zu machen, so doch zum Mindesten in nicht unerheblicher Weise zu verzögern. Preußen wird sich darüber klar sein müssen, daß der geringste Zeitverlust oder Aufenthalt seiner an der Saar operirenden Kräfte, in Berücksichtigung der Entblößung der Böhmischen Grenze, sofort das Signal für die Vorwärtsbewegung der Oesterreichischen Armee auf Berlin geben würde; daß ferner diese Armee, hatte sie einmal Berlin erreicht, innerhalb acht Tagen ein Armeekorps nach Stettin werfen konnte, ein Umstand, welcher sie in den Stand setzte, sofort die Hand auf diese kurze Linie (Berlin-Stettin) zu legen und damit das Königreich Preußen in zwei Theile zu theilen, von denen der nördliche die alten Preußischen Provinzen, der andere südwestliche aber die neu erworbenen Provinzen umfaßte, von denen man annehmen konnte, daß sie noch nicht so innig mit Preußen verschmolzen waren. Um diesen Gefahren aus dem Wege zu gehen, würde Preußen sicherlich auf ein Vorgehen in der Rheinprovinz Verzicht leisten.

Aus denselben oder wenigstens ähnlichen Gründen konnte man darauf rechnen, daß Preußen davon Abstand nehmen würde, seine Hauptmassen am Main zu konzentriren, um den Vormarsch der Französischen Armee auf Nürnberg zu bedrohen.

Es müßte zu diesem Zweck wiederum sieben oder acht Korps an diesem Flusse aufstellen.

Um aber die Versammlung dieser sieben oder acht Korps zu ermöglichen, würde es, wie ich schon oben nachgewiesen habe, mehr Zeit nothwendig haben, als die Französische Armee Tage gebrauchte, um Nürnberg zu erreichen.

Aus allen diesen Gründen schien es keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Preußische Armee mit allen ihren Kräften sich hinter dem Thüringer Wald und in Sachsen konzentriren würde, um so die aus den Engpässen Thüringens und Böhmens herausführenden Straßen zu überwachen.

Sollte aber, allen Berechnungen des Erzherzogs zuwider, die Französische Armee bei ihrem Vorgehen in der Richtung auf Nürnberg in ihrer linken Flanke durch eine Preußische, vom Main oder aus Franken kommende Armee bedroht werden, so würde sie, da die verbündeten Mächte den größten Werth darauf legen, daß diese Armee, um unnöthigen Verlusten aus dem Wege zu gehen, nicht schlagen sollte, bevor ihre Vereinigung mit den Oesterreichischen Armeen thatsächlich vollzogen sei, ihren Marsch in der Richtung Nürnberg aufgeben. Sie würde dann der Preußischen Armee ausweichen und die Donau entweder oberhalb oder unterhalb Ulms überschreiten. Sobald sie dann ihren Uebergang bewerkstelligt hatte, konnte sie auf dem rechten Donauufer auf Donauwörth und Ingolstadt[1]) marschiren, um ihre Vereinigung mit der Oesterreichischen Armee bei Regensburg zu bewirken.

Es lag dann die Nothwendigkeit vor, eine stärkere Oesterreichische Heeresabtheilung, welche vielleicht vorher bei Pilsen gesammelt worden war, ihr entgegen marschiren zu lassen. Die Vereinigung hätte allerdings dann erst einige Tage später stattfinden können; aber das Endresultat blieb dasselbe. Auch in diesem Falle befand sich die Preußische Main-Armee, welche die Französische Armee zum Abmarsch nach der Donau gezwungen hatte, nicht in der Lage, in das Herz der Süddeutschen Staaten vordringen und sich der Donau nähern zu können, um den Spuren der Französischen Armee zu folgen; denn sie würde sich, wenn sie es wagte, arg kompromittirt haben insofern, als sie nicht nur einen Flankenmarsch an der Oesterreichischen Front entlang unternehmen mußte, sondern sich auch zu sehr von den in Sachsen stehenden Armeekorps entfernte.

---

[1]) Im Original steht „Donauwerth und Ingolstad". Anm. d. Uebers.

Um die weiteren Operationen der bei Ulm über die Donau gegangenen Französischen Armee zu unterstützen, würde demnächst eine Italienische Armee aus Tirol debouchiren, um die Verbindung mit der einen oder der anderen Armee aufzusuchen. Als Operationsobjekt war ihr München anzugeben, welches von ihr besetzt bleiben sollte, um Bayern und Württemberg im Zaum zu halten, während die große Französisch-Oesterreichische Armee die entscheidenden Operationen in Massen gegen Berlin aufnahm.

Die Aufgabe der an der Saar stehenden zweiten Französischen Armee in der Rheinpfalz würde eine weit einfachere sein. Sie hätte die Bestimmung, beim Beginn der Operationen der ersten Armee die Offensive über die Saar an dem Tage zu ergreifen, wo die Französische Hauptarmee den Rhein überschreiten würde. Die offensive Bewegung sollte ihrerseits in einer Weise zur Ausführung kommen, daß Preußen über die wirklichen Absichten Frankreichs im Unklaren blieb, und wären, um diesen Zweck zu erreichen, Anordnungen zu treffen, die einen Theil der zur Hauptarmee gehörenden Truppen auf solchen Punkten der Grenze disponirten, daß der Feind sich täuschen ließ in dem Glauben, es seien Truppentheile, welche einen integrirenden Bestandtheil der Saar-Armee ausmachten. Man wollte mit einem Wort versuchen, beim Feinde den Glauben zu erwecken, daß die Hauptarmee an der Saar stand, und ihr nächstes Ziel sei, Mainz und die Rheinpfalz zu besetzen, und gab sich der Hoffnung hin, dadurch den größten Theil der Preußischen Kräfte auf das linke Rheinufer herüber zu ziehen, um dann, wenn die Preußen in diese Falle gegangen waren, und zwar in dem Augenblick, wo die erste Armee Frankreichs sich zum Vormarsch auf die Hauptstadt Württembergs anschickte, mit der Saar-Armee energisch vorzustoßen. Die Annahme war nicht ungerechtfertigt, daß dann der größte Theil der in die Rheinpfalz eingedrungenen Preußischen Kräfte dieselbe sofort verlassen würde, um auf die andere Seite des Mains überzugehen oder nach Sachsen zu marschiren, wo in diesem Augenblick der verwundbarste Punkt Preußens lag.

Nahmen die Ereignisse an der Saar thatsächlich den hier geschilderten Verlauf, so war in Ueberlegung zu ziehen, ob man nicht, wenn die Räumung der Rheinpfalz durch die Preußische Armee genügend festgestellt war, einige Divisionen der Saar-Armee entnehmen und mit ihnen die in Deutschland operirende Französische Hauptarmee verstärken sollte.

An den Seegestaden Preußens oder von den Herzogthümern her war auch die Mitwirkung der Französischen Flotte in Aussicht genommen, die an Bord als Landungskorps allerdings nur die Truppen der Marine-Infanterie haben würde.

In der Erwartung, daß die Dänische Armee in der Stärke von ungefähr 30- bis 40000 Mann zu diesen Truppen stoßen würde, konnte man immerhin auf eine erfolgreiche Diversion rechnen.

Endlich verlangte der Erzherzog ausdrücklich, daß der Gedanke an einen Herbstfeldzug gegen Preußen von vorn herein ausgeschlossen sein sollte.

Der Prinz war der Ansicht, daß die verbündeten Mächte allen Grund hätten, den Beginn der Feindseligkeiten in den Frühling zu verlegen. Sie würden in diesem Falle sechs Monate vor sich haben, welche ausreichen dürften, um die Operationen dem erwünschten Endziel entgegenführen zu können. Allerdings durfte man sich nicht der Hoffnung hingeben, mit einem einzigen großen und glücklichen Kampf den Preußischen Nationalstolz zu brechen und Preußen zu zwingen, um Frieden zu bitten. Man mußte sich darauf gefaßt machen, wahrscheinlich nach einer in den Sächsischen Gefilden geschlagenen Schlacht die Preußische Armee, die voraussichtlich hinter der Elbe von Neuem Stellung genommen haben würde, energisch verfolgen, angesichts derselben die Elbe überschreiten und in einer zweiten Schlacht oder gar nach weiteren Kämpfen den Versuch machen zu müssen, Preußen zur Waffenstreckung zu zwingen.

Begann man den Krieg erst Ende des Sommers, so lief man leicht Gefahr, daß die Zeit, das heißt die günstige Zeit zur Durchführung des Feldzuges nicht ausreichen würde. Da nämlich vom Oktober an auf vierundzwanzig Stunden siebzehn oder achtzehn Stunden Nacht kommen und die Tage zu dieser Zeit in Preußen sehr kurz sind, würde man gezwungen sein, die Märsche in nicht unerheblicher Weise zu verkürzen.

Auch konnte man nicht mit Unrecht annehmen, daß die verbündeten Armeen vielen nächtlichen Ueberfällen inmitten einer in hohem Grade feindselig gesinnten Bevölkerung, die sich vielleicht gar im Aufstande gegen die Invasion befand, ausgesetzt sein würden.

Endlich sprach auch das sehr kalte und nasse Klima Preußens mit, welches für die Französischen und Oesterreichischen Soldaten verderblich werden konnte, während die Preußischen größeren Widerstand seinen Einflüssen entgegenzusetzen vermochten.

IV.

Einwände, welche man gegen den Plan des Erzherzogs Albrecht erheben kann.

Der Erzherzog spricht seine Ueberzeugung aus, daß der Vormarsch der Französischen Armee vom Rhein auf Nürnberg, welchen er für nöthig

hielt, um dort ihre Vereinigung mit der großen Böhmischen Armee zu bewirken, durch eine Preußische Armee, welche sich am Rhein konzentriren wollte, um der ersteren in die linke Flanke zu fallen, weder bedroht, noch gehindert werden könne. Er stützt seine Ansicht auf Erwägungen, welche von ihm, wie er sagt, mit großer Sorgfalt angestellt sind und die ihn zu dem Schluß geführt haben, daß die Französische Armee Nürnberg schon zu einer Zeit erreicht haben würde, zu welcher die Preußische Armee noch garnicht daran denken könnte, mit sieben oder acht Armeekorps in Süddeutschland aufzutreten. Als Belag für seine Anschauung führt er ferner an, daß Preußen mit Rücksicht auf seine argbedrohte Lage an der Böhmischen Grenze unter keinen Umständen sieben oder acht Armeekorps am Main oder in Franken versammeln könne, um dann energisch gegen Stuttgart oder Nördlingen vorzugehen.

Den Erwägungen des Prinzen kann man nur die Ergebnisse der Untersuchungen gegenüberstellen, welche das Kriegsdepot mit großer Genauigkeit und der wünschenswerthen Sorgfalt anstellen konnte und welche uns darüber aufklären werden, ob nicht doch der Erzherzog sich ein wenig in der Zeit verrechnet hatte, welche er für die Preußische Armee in Ansatz brachte und für durchaus nothwendig hielt, um ihre Armeekorps mobilisiren und an der Grenze konzentriren zu können. Auf Grund der vorhandenen Daten, welche das Kriegsdepot im umfangreichsten Maße besitzt, würde sich auch feststellen lassen, ob die Berechnungen des Erzherzogs nicht auch vielleicht der Französischen Armee eine Schnelligkeit in der Mobilmachung ihrer Armeekorps und deren Beförderung zur Grenze zuschrieben, welche sie thatsächlich nicht erreichen konnte. Zunächst dürfte man geneigt sein, anzunehmen, daß fünfzehn Tage für die Mobilmachung und Konzentrirung der Französischen Armee an der Grenze genügen würden, zumal wenn der Konzentrationspunkt und die Zusammensetzung der Truppen, welche dort die verschiedenen Divisionen und Armeekorps bilden sollten, vorher bekannt waren. Selbstverständlich mußten unbedeutende Verzögerungen für die aus Algier nach Frankreich berufenen Truppen eintreten. Das zweite von dem Erzherzog angeführte Motiv, daß Preußen, bedroht von der Böhmischen Seite, darauf Verzicht leisten würde, eine große Armee nach Süddeutschland zu werfen, bot doch manchen Angriffspunkt. Die Wahrscheinlichkeit dafür lag allerdings vor; mit absoluter Sicherheit war aber darauf nicht zu rechnen, wie im IV. Abschnitt weiter oben nachgewiesen ist.

Der ernsteste Einwand, den man beim Studium des Planes des Erzherzogs machen konnte, war aber doch wohl der, welcher die Situation

kennzeichnet, in welche die Regierung des Kaisers in dem Augenblick kommen konnte, wo Frankreich allein Preußen den Krieg erklären und ihn mit Nachdruck auf das rechte Ufer des Rheines überspielen würde, während die beiden verbündeten Mächte für eine ganze Reihe von Tagen strenge Neutralität beobachten wollten.

War Frankreich im Stande — mochte es noch so sehr auf die Aufrichtigkeit seiner Verbündeten rechnen —, während zweiundzwanzig oder fünfundzwanzig Tagen den Krieg allein führen zu können, ohne daß die öffentliche Meinung sich darüber beunruhigte oder der Regierung gar feindlich gesinnt wurde?

V.

Zweite und dritte Besprechung mit dem Erzherzog am 8. und 9. Juni.

An diesen beiden Tagen versuchte der Prinz, mich von der Zweckmäßigkeit des von ihm entworfenen Planes, wie er ihn mit dem Kaiser besprochen hatte, zu überzeugen und mir klar zu machen, daß seiner Ansicht nach seine Vorschläge, die er auch heut noch aufrecht erhalte, alle nur wünschenswerthen Bedingungen in sich vereinigten.

In dieser zweiten Berathung, welche ich mit dem Erzherzog am 8. Juni hielt, machte mich Seine Kaiserliche Hoheit mit dem Dokument bekannt, über welches er den Tag vorher gesprochen hatte und dessen Inhalt ich in dem folgenden Abschnitt anführe.

VI.

Berechnung der Stärken der kriegführenden Armeen.

Man kann die Stärke einer Armee auf verschiedene Weise berechnen. Drei Punkte bleiben aber besonders zu berücksichtigen, um ein nur einigermaßen genaues Bild zu erhalten; diese sind:

1) Feststellung der Zahl der Menschen, Thiere und Fahrzeuge, welche eine Armee nothwendig hat, um sich fortbewegen, marschiren und kantonniren zu können.
2) Bestimmung des Stärkeverhältnisses der verschiedenen Waffengattungen an Infanterie, Kavallerie und Artillerie zueinander, also z. B. 18000 Mann, 2000 Pferde, 42 Geschütze bedeuten 18000 Mann, 2000 Pferde und 42 Geschütze, die zur Führung des eigentlichen Kampfes bestimmt sind.

3) Feststellung der im Kampfe wirklich auftretenden Gefechtsstärken, welche aus Nr. 2 hervorgehen, wenn man die Manquements, die Kranken und Lahmen, die zu irgend einem Zweck Abkommandirten, sowie diejenigen Truppentheile in Abzug bringt, welche detachirt oder zum Schutz der Verbindungslinien bestimmt, nicht am Kampfe Theil nehmen können. Um jedes Mißverständniß zu vermeiden, weise ich darauf hin, daß alle nachstehend aufgeführten Zahlen einzig und allein die nach Nr. 2 zum Kampf bestimmten Mannschaften in Ansatz bringen, ohne Einbegriff derjenigen Truppen, welche nur als Besatzung von Plätzen, wie die Landwehr, die Mobilgarden und die Depot-Truppen, bestimmt sind.

I. Armee des Norddeutschen Bundes.

Die Armee des Norddeutschen Bundes, die Hessen einbegriffen, besteht aus 368 Bataillonen, 304 Schwadronen und 1212 Geschützen und zwar:

	Mann	Pferde	Geschütze
	377200	47500	1212
Im Laufe des Jahres sollte sie um 2 Regimenter Kavallerie und 12 reitende Batterieen vermehrt werden, so daß sie dann aus 368 Bataillonen, 312 Eskadrons und 1284 Geschützen bestehen würde. In den Deutschen Armeen zählt das Bataillon 1025 Mann, das Kavallerie-Regiment 4 Feld-Eskadrons und die Batterie 6 Geschütze. Die Gesammtstärke würde sich also belaufen auf	377200	48750	1284
Die Bayerische Armee zählt 58 Bataillone, 40 Eskadrons, 32 Batterieen, also	59450	6250	192
Württemberg hat 19 Bataillone, 16 Eskadrons, 9 Batterieen, also	19475	2500	54
Baden hat 18 Bataillone, 12 Eskadrons und 7 Batterieen, also	18450	1875	42
Die Stärke der Süddeutschen Armeen beläuft sich demnach auf	97375	10625	288
und so erhält man für ganz Deutschland .	474575	59375	1572

Um gar nicht fehl zu gehen, sind die Bayerischen und Württembergischen Truppen bei Berechnung der feindlichen Kräfte mit in Ansatz gebracht.

Es bleibt nur dabei in Erwägung zu ziehen, ob es der diplomatischen Aktion nicht vor Ausbruch des Krieges gelingen würde, ihre Neutralitätserklärung zu erreichen. Setzt man diesen für uns günstigen Fall voraus, so kann man annehmen, daß sie sich im zweiten Theil des Feldzuges uns anschließen würden.

II. Französische Armee.

Sie besteht aus 344 Bataillonen in Frankreich, 28 in Algerien, also im Ganzen aus 372 Bataillonen, 270 Eskadrons und 164 Batterieen. Das Bataillon zählt abzüglich der Fouriere, Schneider, Schuhmacher und Burschen 870 Mann; das Kavallerie-Regiment zu fünf Schwadronen hat 686, das zu vier Schwadronen 550 Pferde. Ein fahrendes, ebenso ein reitendes Artillerie-Regiment besteht aus 8 Batterieen mit zusammen 48 Geschützen. Die Garde-Artillerie-Regimenter haben je 6 Batterieen mit 36 Geschützen per Regiment. Außerdem sind noch die Gebirgs-Batterieen in Rechnung zu stellen, welche in Deutschland mit Ausnahme in Tirol (?) ganz fortfallen. Einbegriffen sind in dieser Berechnung nicht: Die Depot-Bataillone der Linien-Infanterie, die Zuaven, die Depots der kaiserlichen Garde, der Fußjäger, des Fremden-Regiments, der Spahis, der eingeborenen Tirailleure und einer Depot-Eskadron per Kavallerie-Regiment.

Die Französische Armee zählt demnach an Kombattanten:

	Mann	Pferde	Geschütze
	323640	37080	984
Von diesen Zahlen ist abzusetzen:			
A. das Fremden-Regiment, zwei von den Linien-Regimentern, welche in Algerien bleiben mußten, und 3 Bataillone leichter Afrikanischer Infanterie;			
B. einige fünfte Schwadronen;			
C. mindestens zwei fahrende Batterieen für Algerien;			
D. die Begleitschwadronen für die Hauptquartiere; im Ganzen 16 Bataillone, 14 Eskadrons und 2 Batterieen.			
Die Europäische Armee würde demnach höchstens stark sein	309720	35185	972

III. Oesterreichische Armee.

Die Stärke der Oesterreichischen Armee, die Grenztruppen einbegriffen, aber ausschließlich der Ersatztruppen und der Landwehr, beziffert sich auf 503 Bataillone, 287 Schwadronen und 156 Batterieen zu 8 Geschützen, die 10 Gebirgsbatterieen nicht mitgerechnet, also auf:

	Mann	Pferde	Geschütze
	461726	43419	1248
Das Linien-Bataillon zählt 917 bis 920 Mann, das Jäger-Bataillon 930 Köpfe; die Eskadron 150 Säbel; 41 Kavallerie-Stäbe mit 9 Kombattanten.			
Von dieser Zahl muß bei einem Kriegsausbruch in Absatz gebracht werden:			
A. Die vierten und fünften Bataillone der früher Venezischen Regimenter, welche noch nicht vollzählig sind, und einige fünfte Bataillone von Regimentern, welche im Jahre 1866 sehr gelitten hatten; dann die vierten Bataillone der Grenz-Regimenter, die in ihren Standorten verblieben; zusammen 41 Bataillone;			
B. einige Infanterie-Divisionen, welche die Festungen besetzt halten mußten; 70 Bataillone, 7 Eskadrons, 15 Batterieen. Hier diene zur Erläuterung, daß im Jahre 1871 die Oesterreichische Infanterie über ein zwanzigstes Bataillon mehr verfügen und weniger Bataillone in den Festungen zurücklassen wird. Im Jahre 1871 soll ihre Stärke 492 Bataillone erreichen			
C. Es müssen ferner noch abgesetzt werden 7 Eskadrons, welche im Augenblick der Mobilmachung aufgestellt werden sollten; die Augmentation an Pferden in den anderen Schwadronen; die Begleit-Detachements und die bei den Depots zurückbleibenden Pferde, also per Regiment			
Vortrag	461726	43419	1248

	Mann	Pferde	Geschütze
Uebertrag	461 726	43 419	1248
384 Pferde. Es müssen also im Ganzen von den oben stehenden Summen abgezogen werden: 111 Bataillone, 47 Eskadrons und 5 Batterieen mit einem Stande von	101 807	16 419	120
so daß beim Beginn eines Feldzuges verfügbar blieben.	359 919	27 000	1128
In einigen Wochen würde man aber Zuwachs erhalten — vergleiche die Angaben unter B. — von	64 220	1 209	120
so daß in der zweiten Periode des Krieges vorhanden sein müßten	424 139	28 209	1248

IV. Italienische Armee.

Die Italienische Armee zählt 365 Bataillone, 114 Eskadrons und 90 Batterieen; das Linien-Bataillon hat 650 Köpfe, das Kavallerie-Regiment 670 Pferde. Es ist wenig wahrscheinlich, daß mehr als die Hälfte die Alpen überschreiten wird, da der Rest in Italien zur Aufrechthaltung der Ordnung nicht entbehrt werden kann.

Die höchste Zahl, welche man als für einen Krieg in Deutschland disponibel ansehen kann, beläuft sich auf 116 Bataillone in 12 Divisionen, 96 Eskadrons und 60 Batterieen, oder 136 280 Mann, 10 730 Pferde und 360 Geschütze, von denen sechs Wochen nach Einberufung der Reserve-Mannschaften die Hälfte, etwa 68 640 Mann, 5360 Pferde und 180 Geschütze, schlagfertig sein mußten!

In Summa würden in den ersten beiden Monaten des Feldzuges zur Verfügung stehen:

	Mann	Pferde	Geschütze
Franzosen	309 720	35 180	972
Oesterreicher	360 019	27 000	1128
Italiener	68 640	5 360	180
In Summa:	738 379	67 540	2280
Zwei Monate später kann diese Zahl durch die Oesterreichischen und Italienischen Verstärkungen	132 860	15 620	300
sich auf in . . . . Summa:	871 239	83 160	2580
erhöhen.			

V. Dänische Armee.

Sie besteht aus 31 Bataillonen zu 840 Kombattanten, 16 Eskadrons zu 125 Pferden und 12 Batterieen zu 6 Geschützen, was eine Stärke ergiebt von:

	Mann	Pferde	Geschütze
	26040	2000	72
Gesammtstärke der verbündeten Mächte in der ersten Periode des Feldzuges	764419	69540	2352
In der zweiten Hälfte, eingerechnet 3500 Mann Französischer Marine-Infanterie, kommen hinzu	136360	15620	300
Gesammtsumme:	900779	85160	2652

Zeit, welche für Ueberführung der Armeen auf Kriegsfuß nothwendig ist.

In Preußen rechnet man von dem Tage an, wo die Reserve-Mannschaften zu den Fahnen einberufen werden, drei Wochen, um die Armeekorps zu mobilisiren.

Die Vereinigung mehrerer Korps an der Grenze fordert eine weitere Woche für ein Korps und eine Eisenbahnlinie.

Das 8. Korps würde z. B. in drei Wochen hinter der Saarlinie aufmarschirt sein; nach vier Wochen konnten das 7. und 11. Korps, nach fünf Wochen auch noch das 10. und 4. die Saar erreicht haben.

Da Preußen mit weniger als acht Korps in Frankreich nicht einzumarschiren wagen darf, d. h. mit mindestens 270 Bataillonen, so folgt daraus, daß eine Offensive über die Saar vor sechs Wochen nach Einberufung der Reserve-Mannschaften nicht zu befürchten ist.

Im Jahre 1866 wurden nach vorhergegangenen zweimonatlichen mehr oder weniger geheimen Vorbereitungen die Gestellungsordres für die Augmentations-Mannschaften am 3. und 5. Mai ausgegeben; für den letzten Theil der Landwehr am 12. Mai. Am 16. Juni, nach vierundvierzig und zweiundvierzig Tagen, drangen drei Divisionen der Elb-Armee in das Königreich Sachsen ein, wo sie wußten, daß nicht ein einziger Oesterreicher stand. Vom 22. zum 26. Juni überschritt man die Oesterreichische Grenze. Es war also thatsächlich ein Zeitraum von sieben Wochen zwischen Ausgabe des Mobilmachungsbefehls und dem wirklichen Beginn der Kampagne verflossen. Die Truppen Hessens und Badens müssen, obwohl Letzteres außerhalb der Grenzen des Norddeutschen Bundes liegt, und trotz der tief wurzelnden Abneigung ihrer Bewohner, als ein

integrirender Bestandtheil der Preußischen Armee angesehen werden. Ihre Truppen stehen in drei Wochen marschbereit; die Badenschen voraussichtlich in und um Rastatt.

Die Bayerische und Württembergische Armee, welche auf Grund geheimen Vertrages unter dem Befehle Preußens stehen, gebrauchen voraussichtlich viel mehr Zeit zu ihrer Mobilmachung; man kann mindestens fünf Wochen für die erstere und vier Wochen für die letztere rechnen. Eine große Französische Armee aber würde, wenn sie die Schnelligkeit, mit welcher sie mobil machen kann, im höchsten Grade ausnutzt, binnen drei Wochen nach Absendung der Gestellungsordres an die Reserve-Mannschaften und des Befehls zur Ablieferung der auf dem Lande untergebrachten Pferde, die Ostgrenze überschreiten können, vorausgesetzt, daß die Vorbereitungen nach allen Richtungen hin einen Monat vorher unter möglichster Geheimhaltung derselben getroffen sind, das heißt, daß man für die schleunige Heranziehung der Grenztruppen an die Truppenkörper, zu denen sie gehören und an den für die Konzentrirung der Armeekorps bestimmten Punkte Sorge trägt; daß man die Transportschiffe in den algerischen Häfen bereit hält; daß man zu gleicher Zeit große Aufkäufe von Pferden, Mauleseln rc. macht, derart, daß man nach erlassenem Mobilmachungsbefehl, innerhalb fünfzehn Tagen, unter allen Umständen folgende Resultate erreicht hätte:

a. Alle Menschen und Pferde müßten in den Depots ihrer Regimenter eingetroffen sein, und, nachdem sie dort ausgerüstet waren, ihre Garnisonen, theilweise auch mit Benutzung der Eisenbahn, erreicht haben.

b. Der Transport der Truppen aus Afrika mit Schiff und Eisenbahn müßte beendet sein.

c. Konzentrirung der Truppen, um ihre Reserven einzustellen, und beschleunigte Fußmärsche derselben zur Sammelstelle der Armeekorps.

Die dritte Woche verging dann mit dem Aufmarsch der Armee an der Grenze, während die Eisenbahnen in dieser Zeit die Nachzügler und die Vorräthe nachführten.

In Oesterreich geschieht die Versammlung der Truppen, Dank seiner geographischen Lage, seines geringen Bestandes an Transportmaterial, seiner verschiedenen politischen Organisation und endlich infolge Mangels eines Gesetzes, betreffend die Beschaffung der nöthigen Pferde, sehr viel langsamer.

Sechs Wochen sind nöthig, um nach ertheiltem Mobilmachungsbefehl die ganze Armee auf eine der Grenzen des weiten Reiches zusammen-

zuziehen, und dabei noch nicht einmal eingerechnet einige Wochen geheimer Vorbereitungen, die hauptsächlich den Ankauf der Pferde und den Transport der Vorräthe betreffen.

Italien ist in dieser Hinsicht unberechenbar. Die Schwäche der Regierung, der üble Wille des Volkes, die geringe Ordnung in der Armeeverwaltung und die Erschöpfung der Finanzen würden der Regierung so viel Hindernisse in den Weg legen, daß sie ihren eingegangenen Verpflichtungen kaum würde nachkommen können. Ein Monat geheimer Vorbereitungen (?) und vier weitere Wochen würden sicher vergehen, ehe die erste Division, noch vier Wochen, ehe die zehnte Division, d. h. die Hälfte der Truppen, in Verona organisirt sein würde.

Dänemark könnte seine Armee innerhalb drei Wochen auf den Kriegsfuß gesetzt haben.

Nach den Uebersichten und Zahlen, welche der Erzherzog in dem soeben dem Leser vor Augen geführten Dokument angeführt hat und die den Eindruck großer Genauigkeit machen, war allerdings den Angaben des Prinzen gegenüber der Einwurf berechtigt, daß sie doch insofern nicht ganz richtig waren, als Frankreich im Falle eines Europäischen Krieges nicht zwei, wohl aber acht Linien-Regimenter, außer dem Fremden-Regiment in Algier, belassen mußte. Ebenso hatte der Prinz angenommen, daß, den gleichen Fall vorausgesetzt, in der gesammten Artillerie nur zwei Batterieen zur Verwendung in Algerien kommen würden, während man sechs Batterieen in Ansatz bringen mußte, allerdings unter der Voraussetzung, daß das in Algerien garnisonirende Artillerie-Regiment drei Gebirgsbatterieen für die Armee in Europa abgeben würde. Immerhin, muß hinzugefügt werden, konnte man sich doch noch vielleicht dazu entschließen, nur zwei Batterieen in Algier zu belassen, wenn es sich nämlich erst herausstellte, daß Gebirgs-Batterieen in einem Kampfe mit Deutschland nicht mehr zur Verwendung kommen würden. Das war indessen eine Frage zweiter Ordnung.

In seiner Entgegnung auf diese Einwände unterließ der Erzherzog allerdings nicht, seine Ansicht dahin auszusprechen, daß, wenn der Kaiser Napoleon sich entschlösse, einen Krieg gegen Deutschland zu führen, ihm die Stärke der in Algier zu belassenden Armee mit einem Effektivstande von 5400 Mann viel zu hoch gegriffen erschiene. Auch wies der Erzherzog besonders darauf hin, wie doch zweifelsohne der Schwerpunkt der Interessen Frankreichs in einem Kriege mit Preußen durchaus nicht in Algier, wohl aber da zu suchen sei, wo die Geschicke des Kaiserreichs und der Napoleonischen Dynastie ebenso gut wie die des Oesterreichischen

Kaiserstaates und der Habsburgischen Dynastie entschieden werden würden. „Algier," meinte der Prinz, „könne für Frankreich nicht verloren gehen, selbst dann nicht, wenn es zeitweise, und wahrscheinlich nur für einige Monate, sich in Ansehung des Umstandes, daß zum Schutze seiner Etablissements und seiner Kolonisten nur eine auf das Minimum reduzirte Truppenzahl und die aus der Miliz gebildeten Korps vorhanden seien, in einer etwas exponirten Lage befände. Der springende Punkt bliebe immer, dem stärksten Gegner, welchen man am Rhein finden mußte, auch mit den stärksten Kräften der beiden großen verbündeten Armeen gegenüber treten zu können. Sobald der Kaiser siegreich in Deutschland gewesen sei, würde die Ordnung und Ruhe, wenn sie überhaupt einen Augenblick in den Kolonieen beim Beginn des Krieges gestört worden wäre, sehr bald wieder hergestellt werden."

Der Erzherzog führte, auf die geographische Lage Norddeutschlands auf der Karte hindeutend, weiter aus, daß, wenn Preußen überhaupt auf einem Punkte seiner Grenzen verwundbar sei, dieser Punkt vornehmlich auf der Böhmischen Seite zu suchen sei, und daß auf diesem Umstand besonders der Feldzugsplan basire, über welchen er sich mit dem Kaiser in Paris unterhalten habe. Die Entfernung von der Böhmischen Grenze, von Eger, selbst von Prag oder Pilsen aus bis Berlin sei sehr kurz; von Eger oder Schlackenwerth bis Berlin sind achtzehn oder siebzehn Tagesmärsche, von Prag nach Berlin neunzehn, von Pilsen über Dresden achtundzwanzig Tagesmärsche bis Berlin.

Der große Fehler, welchen Oesterreich im Jahre 1866 begangen habe, sei der, daß es seine Armee in Mähren statt in Böhmen konzentrirt habe, und es unterliege keinem Zweifel, daß, wenn es den Spieß umgedreht und Preußen von Böhmen aus selbst bedroht hätte, das heißt, von der Linie aus, welche, von den Defileen des Erzgebirges und der Elbe ausgehend, einer Armee gestattet, sich in weniger als zwanzig Tagen auf Berlin zu werfen, die Preußischen Armeen niemals im Stande gewesen wären, auf Wien vorzumarschiren. Weiter ließe sich anführen, daß das Preußische Gebiet wie der Körper einer Biene auseinander gerissen sei, deren Taille in Berlin, dem politischen Centrum und dem Herzen der Monarchie, in der ungefähren Mitte derselben kurzen Linie, welche von Böhmen über Dresden nach Stettin läuft, zu suchen ist. Eine feindliche Armee, welche sich zunächst dieser Berliner Linie und dann der Stettiner bemächtigt, was ungefähr in achtundzwanzig Marschtagen geschehen sein könne, würde Preußen mit einem Schlage in zwei Theile getheilt haben, von denen der eine, der südwestliche, diejenigen Provinzen umfaßt, welche

sich mit den neuen Verhältnissen noch am wenigsten befreundet hatten und nur lose mit dem Königreiche zusammenhingen.

Brach der Krieg mit Preußen aus, so kam es nicht nur darauf an, daß Oesterreich nicht dieselben Fehler machte, wie im Jahre 1866, sondern auch, daß man bei einem gemeinsamen Vorgehen Frankreichs und Oesterreichs den Angriff auf den schwächsten Punkt der Preußischen Grenzen, den ebengenannten, richtete.

Nach Ansicht des Erzherzogs konnte es nicht zweifelhaft sein, daß, wenn eine starke Französische Armee den Rhein bei Straßburg und Breisach überschritt und über Stuttgart und Nördlingen vormarschirte, sie über Nürnberg, Bayreuth und Bamberg den Anschluß an die Oesterreichische Armee, selbst wenn letztere in Böhmen stand, gewinnen müsse. Auch sprach der Prinz seine feste Ueberzeugung aus, daß diese Bewegung, welche er der Französischen Armee vorschrieb, durchaus keine Gefahr für sie haben würde. Die Befürchtung, daß auf ihrem Marsch nach Nürnberg eine Preußische Armee in ihrer linken Flanke erscheinen könne, um sie zu beunruhigen, oder gar sich auf die rückwärtigen Verbindungen zu werfen, sei ganz ausgeschlossen. Gelang es, was in den Augen des Erzherzogs keine schwer zu lösende Aufgabe war, die Vereinigung der beiden Armeen herbeizuführen, ehe die eine oder die andere sich gezwungen sah, eine größere Schlacht annehmen zu müssen, schien der Enderfolg vollkommen gesichert; denn, vereinigt am oberen Main, brauchten sie im ganzen weiteren Verlauf des Krieges nur den Feldzugsplan zum Muster zu nehmen, welchen Napoleon seinem Kampf gegen Preußen 1806 zu Grunde gelegt hatte, ein Plan, der hauptsächlich deshalb zu so glänzenden Erfolgen führte, weil der Kaiser alle seine verfügbaren Kräfte nicht an einem Punkt in Böhmen — damals gehörte Oesterreich nicht zu seinen Verbündeten —, sondern so nahe als möglich an Böhmen, nämlich in Franken, konzentrirt hatte, von wo aus sie in einer Richtung auf Berlin vormarschiren konnten, welche sich der von Böhmen ausgehenden oben bezeichneten Linie am meisten nähert.

Die Engpässe Böhmens und Thüringens sollten dann mit einer die Kräfte Preußens weit überflügelnden, erdrückenden Uebermacht überschritten und ein Einfall in Sachsen gemacht werden, wo wahrscheinlich in den Ebenen von Leipzig oder Weißenfels [1]) die erste große und entscheidende Schlacht geschlagen werden würde. Alle Chancen des Erfolges hätte man auf seiner Seite, denn man verfügte in diesem Augenblick, wenn die

[1]) Im Original steht „Werssenfels". Anm. d. Uebers.

Italienischen Kräfte zu den Französisch-Oesterreichischen stießen, über 738000 Bajonette gegen 474000 Preußische, und selbst wenn man einerseits in Erwägung zieht, daß die Italienische Armee in München vielleicht stehen geblieben war und den beiden verbündeten Armeen nicht nach Sachsen folgte, andererseits annahm, daß die Bayerischen und Württembergischen Kontingente sich nicht dem Preußischen angeschlossen hatten, so konnte man den 377000 Preußischen Bajonetten immer noch 669000 der verbündeten Armeen entgegenstellen.

Der Erzherzog Albrecht zeigte sich sehr überzeugt davon, daß eine imposante Armee, welche sich auf so viel Bajonette stützte, ohne irgend welche Gefahr zu laufen, in ihrer Flanke oder im Rücken angegriffen zu werden, den Marsch unternehmen konnte, den er in seinem Plan zur Vereinigung mit der in Böhmen stehenden Oesterreichischen Armee über Nürnberg und Bayreuth in Aussicht genommen hatte. Zur Bekräftigung der Richtigkeit seiner Anschauung, bemerkte der Prinz, könnten die Korps der Armee, um welche es sich handelte, wie er in seiner diesbezüglichen oben erwähnten Arbeit anführt, fünfzehn Tage nach Erlaß des Mobilmachungsbefehls konzentrirt und bereit sein, den Rhein zu überschreiten. Bis zu dieser Zeit, fünfzehn Tage nach der Kriegserklärung, war es für Preußen, mochte es seine schon im Voraus festgestellten Anordnungen noch so schnell zur Ausführung bringen, nicht möglich, ein anderes Resultat zu erreichen, als daß jedes einzelne seiner Armeekorps die Mobilmachung beendet hatte und in seinem Bezirk konzentrirt war. Zur selben Zeit mußte die Mobilmachung der Oesterreichischen Armee seit fünfzehn Tagen ihren Anfang genommen haben.

Oesterreich wie Italien würden dann allerdings noch nicht in der Lage sein, entweder auf diplomatischem Wege oder auch mit der That schon aus ihrer Reserve herauszutreten und den Abschluß eines Offensiv- und Defensiv-Bündnisses, beziehungsweise ihr gemeinsames Vorgehen mit Frankreich, Preußen zu notifiziren. Frankreich hingegen sah sich genöthigt, den Krieg an Preußen zu erklären; denn der sechzehnte Tag nach begonnener Mobilmachung seiner Armeen würde derjenige sein, wo es die Grenze überschreiten und mit der Eröffnung der Feindseligkeiten den Anfang machen sollte.

Lag aber, vom politischen Standpunkt aus betrachtet, für Frankreich unleugbar eine große Unbequemlichkeit darin, den Krieg allein beginnen zu müssen, so kann man andererseits es als gewiß annehmen, daß Preußen sich keinen Täuschungen über die geheimen Absichten der beiden verbündeten Mächte hingeben würde. Sah es, daß diese damit vor-

gingen, ihre Armeen zu mobilisiren und zu konzentriren, so durfte es nicht zögern, ihnen gegenüber, oder auch nur Oesterreich gegenüber, diejenigen Gegenmaßregeln zu treffen, welche es für eine Abwehr als geeignet finden würde. Sobald es aber auch andererseits in Erfahrung brachte, daß Frankreich, abgesehen von einer bedeutenden, an der Saar stehenden Armee, sich anschickte, den Rhein zu überschreiten und eine zweite mächtige, wenn nicht noch stärkere Armee in das Herz Süddeutschlands einmarschiren zu lassen, würde es wahrscheinlich in aller Eile seine Kräfte in Bewegung setzen, um sie am Rhein, am Main, am Neckar, in Sachsen und in Schlesien derart zu disponiren, daß es Preußen in kürzester Zeit möglich war, sie so stark als irgend angängig auf den Punkt zu werfen, welcher ihr als der zunächst und am meisten bedrohte erscheinen mußte.

Der Erzherzog ist der Ansicht, daß diejenige Französische Armee, welche die Bestimmung habe, in Süddeutschland einzurücken, um sich mit der Oesterreichischen Armee zu vereinigen, bedeutend stärker als die an der Saar operirende Armee sein müsse. Sein in Vorschlag gebrachter Feldzugsplan gründet sich hauptsächlich auf diese Annahme; auch glaubt er, daß Preußen dieselbe Anschauung haben und seine Dispositionen beim Beginn des Krieges bezüglich Vertheilung seiner Kräfte an der Rheingrenze, in Sachsen und Schlesien darnach treffen würde. Seiner Ansicht nach dürfe Preußen überhaupt nicht einen Augenblick daran denken, selbst die Offensive auf dem linken Rheinufer zu ergreifen. Sollte es unbegreiflicher Weise dennoch offensiv auf dieser Seite vorgehen, so wäre eine Katastrophe unausbleiblich; es würde sich gezwungen sehen, die Sächsische Grenze zu sehr entblößen zu müssen, gerade an der Stelle, wo die in der Versammlung begriffene Oesterreichische Armee stets eine ernste Bedrohung Berlins bedeute, und zwar in ganz anderer Weise, als es der Fall sein würde, wenn eine Preußische Armee, welche über die Saar und Mosel vorgeht, Verdun oder Paris bedrohen könnte.

Eine solche Preußische Armee würde noch als schwach gelten müssen, wenn sie selbst aus sieben oder acht Armeekorps bestünde. Wie sollte der Rest der Preußischen Truppen Berlin mit Erfolg decken, wenn man besonders die Entfernung vom Rhein zur Saar und von der Saar nach Paris mit der von Böhmen nach Berlin in vergleichende Erwägung zieht? Der Erzherzog war ursprünglich der Ansicht, daß die Französische Saar-Armee nur verhältnißmäßig schwach zu sein brauche, so fest hatte sich ihm die Ueberzeugung aufgedrängt, daß sie in der Rheinpfalz keine ernstlichen Kämpfe zu bestehen haben würde, und daß diese Armee nur eine defensive Stellung hinter der Saar zu nehmen und sich höchstens in

den Besitz von Saarbrücken, Saarlouis, Neunkirchen, Homburg und vielleicht noch von Kaiserslautern zu setzen brauche, ohne noch weiter auf Neustadt oder Mainz ausholen zu müssen. Als Motiv führt der Prinz an, daß man beim Ausbruch eines Krieges die Deutsche Bevölkerung der Rheinpfalz, Hessens und Rhein-Bayerns schonen müsse, um sie an sich zu ziehen und zum Abfall von Preußen zu bewegen.

Der Erzherzog änderte indessen seine Ansicht, als man ihm vorstellte, daß das einzige Mittel, den Vormarsch der Französischen ersten Armee in Deutschland, wie er ihn im Auge hatte, zu erleichtern, die Täuschung sei, in welche man Preußen unmittelbar nach der Mobilmachung der Französischen Armee dadurch versetzen müsse, daß man zunächst so starke Massen wie möglich an der Saar erscheinen lasse und mit denselben, für eine gewisse Reihe von Tagen, einen energischen Vorstoß über die Saar unternehme, der sie so weit in die Rheinpfalz hineinführe, daß der Feind annehmen müsse, Frankreich habe seine Hauptkräfte auf dem linken Rheinufer massirt und marschire auf Mainz. Man würde auf diese Weise voraussichtlich einen bedeutend größeren Theil der Preußischen Armee an den Rhein und in die Rheinpfalz locken. War dieses Resultat erreicht, würde es immer noch Zeit sein, in der Rheinpfalz eine mehr defensive als offensive Haltung anzunehmen, um alle irgendwie auf dem linken Rheinufer entbehrlichen Kräfte der großen in Deutschland operirenden Armee zuführen zu können.

Ob die Französische Saar-Armee nun mehr oder weniger weit in der Rheinpfalz vorging, so ist es doch als ganz sicher anzusehen, daß die Preußische Armee, sobald es zu ihrer Kenntniß gekommen war, daß eine bedeutende Französische Armee den Rhein überschreite und ihren Marsch über Stuttgart nach Franken angetreten habe, nur sehr schwache Kräfte auf dem linken Rheinufer zurücklassen würde, um mit ihrer Hauptmasse nach Osten einestheils an den unteren und oberen Main, anderentheils nach Sachsen abzumarschiren und hier gegen die Böhmische Grenze Front zu machen.

Man kann annehmen, daß Preußen dann seine Armeekorps in folgender Weise verwenden würde:

Am Rhein und in der Rheinpfalz	2 Korps
Am unteren Main und zwischen Mannheim und Würzburg[1])	4 „
In Sachsen	4 „
In Schlesien	2 „
In den Herzogthümern	1 „
Summa:	13 Korps.

[1]) Im Original steht „Mauheim und Würtzburg“. Anm. d. Uebers.

Oder will man die Sache auf die Spitze treiben und annehmen, daß Preußen in diesem Augenblick unter dem Eindruck handelt, daß es vorläufig weder auf die Oesterreichische Armee in Böhmen, noch auf die in Schlesien stehende Armee Rücksicht zu nehmen brauche, so ergiebt sich eine annehmbare Vertheilung seiner Kräfte wie folgt:

Am Rhein	2	Korps
Am Main	7	„
In Sachsen	2	„
In Schlesien	1	„
In den Herzogthümern	1	„
Summa:	13	Korps [1].

Nimmt man an, daß Preußen seine Kräfte in dieser Weise vertheilte, so glaubte der Erzherzog bestimmt voraussagen zu können, daß die Bewegung der Französischen Armee, welche vom Rhein auf Nürnberg marschirte, in keiner Weise durch eine Preußische am Rhein sich versammelnde Armee gestört werden könne. In der That, sagte der Prinz, kann Preußen am Main mit nur drei Armeekorps erst innerhalb vier Wochen auftreten, und zwar braucht es zwei Wochen, um jedes dieser vier Korps in ihrem eigenen Bezirk mobil zu machen und zu konzentriren, eine Woche, um das zweite Korps, und eine andere Woche, um auch das dritte Korps aus dem Innern an den Main zu schaffen. Um vier Korps am Main zu konzentriren, bedürfte Preußen eines Zeitraumes von fünf Wochen; für fünf Korps sechs Wochen und für sieben Korps acht Wochen vom Tage des erlassenen Mobilmachungsbefehls an gerechnet. Nahm man andererseits an, daß die für die Operationen in Deutschland bestimmte Französische Armee aus fünf Armeekorps bestand, von denen zwei vier Infanterie-Divisionen, zwei drei Infanterie-Divisionen und das Korps der Kaiserlichen Garde, als das fünfte, zwei Divisionen zählte, so erschien es nicht unwahrscheinlich, daß die Armeekorps dieser Armeen am fünfzehnten Tage nach Erlaß der Mobilmachungsordre schlagfertig am Rhein bei Straßburg und Breisach standen, so daß sie am sechzehnten Tage den Rhein überschreiten konnten, derart, daß man im Stande war, festen Fuß auf dem rechten Rheinufer zu fassen und den Strom an den angegebenen Stellen zu überbrücken.

Wenn man den Marsch dieser Französischen Armee, welche wenigstens 240000 bis 250000 Mann stark sein konnte, vom Rhein bis Nürnberg

[1]) Es sind dies die 13 Korps, über welche Preußen disponiren kann, eingeschlossen das 12. Sächsische Korps und das Garde-Korps.

verfolgt, wird man, sagte der Erzherzog, zu der Ueberzeugung kommen, daß sie an keinem ihrer Marschtage einem vom Main kommenden Angriff einer Preußischen Armee auf ihre linke Flanke ausgesetzt ist, denn es erscheint als ein Ding der Unmöglichkeit, daß diese Preußische Armee so stark sein sollte, um sich mit ihr messen zu können. Richtet die Französische Armee ihren Marsch stets so ein, daß sie ihre fünf Armeekorps in dreimal vierundzwanzig Stunden auf einem Punkt vereinigen kann, was unschwer zu erreichen ist, so würde ihre Avantgarde in Nürnberg am fünfundvierzigsten Tage nach Ausgabe des Mobilmachungsbefehls eintreffen. Am selben Tage könnte Preußen nur fünf Armeekorps am Rhein konzentrirt haben. Wenn man endlich sich die Situation vergegenwärtigt, in welcher sich nicht am fünfundvierzigsten, wohl aber am fünfundzwanzigsten Tage zum Beispiel die beiden Französischen Armeen und die Preußische befinden, so wird man zu dem Schluß kommen, daß, wenn die Avantgarde der Französischen Armee an diesem Tage die Höhe von Stuttgart erreicht und nothwendigerweise ihre Kavallerie auf wichtige Punkte wie Ludwigsburg und Stadthausen[1]) und am Neckar, Hall, in Marsch gesetzt hatte, die Preußische Armee erst drei Armeekorps am Main versammelt haben konnte.

Die Badischen, Bayerischen und Württembergischen Kontingente, welche den Versuch machen konnten, beim Beginn der Operationen der Französischen Armee in Deutschland sich mit den Preußischen am Main stehenden Kräften zu vereinigen, worauf der Prinz schon hinwies, hat derselbe unberücksichtigt gelassen, da die Süddeutschen Staaten, wenn man auch von ihnen annahm, was sehr problematisch erschien, daß sie ihren Verpflichtungen Preußen gegenüber nachzukommen suchen würden, ihre Armeen sicher viel langsamer wie Preußen und Oesterreich mobilisirten, jedenfalls aber viel langsamer wie Frankreich. Die Schnelligkeit der Französischen Armee würde sie, mehr wie es bei Preußen der Fall war, in die Unmöglichkeit versetzen, etwas Ernsthaftes zu unternehmen, bevor die Französische Armee ihre Vereinigung mit der Oesterreichischen bewerkstelligt haben würde. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß das Badische Kontingent sich damit begnügen wird, Rastatt zu besetzen und sich in seiner nächsten Nähe zu halten, wie ebenso sich die Württemberger und Bayern in Ulm einschließen werden. Man kann selbst hoffen, daß, wenn die Französische Armee in Süddeutschland maßvoll und nicht als Feind auftritt, die Württembergische und Bayerische Regierung wenig Eifer an den

[1]) Im Original steht „Ludweiburg und Stadhausen“. Anm. d. Uebers.

Tag legen werden, Preußen zu unterstützen. Sie würden kaum bedauern, durch eine Französische Armee zur Unthätigkeit gezwungen zu sein, und es ließ sich wohl als sicher annehmen, daß ihre Armeen nichts thun würden, um eine Vereinigung mit den am Main stehenden Preußen herbeizuführen. Nahm man aber an, daß die Kontingente Badens, Württembergs und Bayerns doch zu den Preußen stießen, so würde diese Verstärkung trotzdem an der Lage der Dinge, wie sie oben geschildert ist, nichts ändern: es mußte in allen Fällen der Französischen Armee gelingen, Nürnberg zu erreichen, ehe die Preußische Armee in genügender Stärke in ihrer linken Flanke erscheinen konnte. Im Uebrigen berücksichtigt der Erzherzog bei dieser Annahme wohl, daß alle Truppenbewegungen bei den Operationen der Französischen, Preußischen und Oesterreichischen Armee nach ihrer Mobilmachung und von dem Tage an, wo die Französische Armee den Rhein überschritten und die Preußische Armee ihre Korps am Main konzentrirt haben würde, auf den gewöhnlichen Straßen, das heißt mittelst Fußmarsch und nicht auf den Eisenbahnen, die doch voraussichtlich von einer oder der anderen Partei, noch wahrscheinlicher aber von beiden Seiten zerstört sein würden, stattfinden mußten.

Wenn auf der einen oder der anderen Seite noch die Eisenbahnen benutzt wurden, so konnte dies nur auf den rückwärtigen Verbindungen der Armeen oder vorübergehend für Detachements geschehen, welche man schnell auf einen Punkt der vorderen Linie dirigiren wollte.

Noch ein anderes Beispiel: Am fünfunddreißigsten, dem Mobilmachungsbefehl folgenden Tage, würde die Avantgarde der Französischen Armee Nördlingen erreicht haben; drei Tage später konnte sie um diesen Punkt konzentrirt sein. Zu dieser Zeit standen auf Preußischer Seite erst vier Korps am Main, und dreier weiterer Tage bedurfte es mindestens, um es ermöglichen zu können, die linke Flanke der bedeutend überlegenen Französischen Armee durch den Vormarsch der aus vier Korps bestehenden Armee zu bedrohen. Sollte die Preußische Armee, obwohl so viel schwächer, wirklich versuchen, in das Herz Süddeutschlands vorzudringen, um den Marsch der Französischen Armee zum Stehen zu bringen? Sie wird nicht wagen, daran zu denken, denn am fünfunddreißigsten Tage nach dem in Oesterreich gegebenen Mobilmachungsbefehl würde ein Preußisches, am oberen Main oder bei Nördlingen, angesichts der Französischen Armee, konzentrirtes Heer sehr dem Angriff derselben ausgesetzt und gleichzeitig ebenso von der Oesterreichischen in Böhmen stehenden Armee bedroht sein [1]).

[1]) Vom fünfundzwanzigsten Tage ab sollte ein Oesterreichisches Korps, dessen Mobilmachung zu dieser Zeit nahezu beendet war, auf der Straße Pilsen-Amberg stehen.

Das würde für Oesterreich und Italien der Augenblick sein, ihre Neutralität aufzugeben, anstatt zweiundvierzig Tage nach erfolgtem Mobilmachungsbefehl mit der Kriegserklärung zu warten und ihre Armeen denen Frankreichs zuzuführen. Würden sie es thun? Die Erklärungen des Erzherzogs lassen hoffen, daß Oesterreich nicht zaudern werde, zu marschiren.

In dem vom Erzherzog vorgelegten Plan berücksichtigt derselbe wenig die von den Württembergischen und Bayerischen Truppen besetzte Festung Ulm und zwar aus dem Grunde, weil er glaubt, daß diese Heeresabtheilungen nicht im Stande sein würden, von diesem Platze aus die Bewegung der Französischen Armee zu hindern. Er ist der Ansicht, daß der Werth dieser Festung überhaupt sehr überschätzt worden ist; daß unter den Forts, welche die Stadt umgeben, die beiden hauptsächlichsten, von denen die Veste Wilhelmsburg auf dem linken Donauufer gelegen ist, von einem auf den diesen Forts benachbarten, auf denselben Ufern 1800 bis 2000 Meter entfernt gelegenen Höhen stehenden Französischen Armeekorps äußerst bedroht und wahrscheinlich in wenigen Tagen genommen sein würden. Auch deutet nichts darauf hin, daß man in Ulm auch nur die geringsten Vorbereitungen zu einer schnellen Armirung der Festung getroffen habe. Die Verbindungen der Preußischen Main-Armee mit den bei Ausbruch der Feindseligkeiten in Ulm stehenden Württembergern und Bayern würde, das ließe sich mit Sicherheit annehmen, unterbrochen sein, bevor die Armirung auch nur halb fertig gestellt sei. Man könnte dem Erzherzog entgegen halten, daß, wenn man auch das größte Vertrauen in die Richtigkeit seiner Ueberlegungen und Studien, denen er sich unterzogen hatte, um die Zeit festzustellen, welche Preußen gebrauchen mußte, um seine Armeen auf Kriegsfuß überführen, konzentriren und jenseits seiner Grenzen verwenden zu können, setzen wollte und auch thatsächlich setzte, es doch immerhin ein großer Fehler gewesen wäre, wenn man jede Gefahr für die ungestörte Bewegung der Französischen Hauptarmee, welche Se. Kaiserliche Hoheit im Auge hatte, für ausgeschlossen hielt, eine Bewegung, während deren ganzer Dauer dieselbe doch beständig in ihrer linken Flanke und im Rücken arg bedroht war, und zwar in ersterer Richtung durch die Preußische Main-Armee, und viel mehr noch als man annahm, wahrscheinlich in ihrem Rücken durch ein Preußisch-Badisches Korps, welches bei Rastatt formirt sein konnte.

Die Klugheit forderte ohne Zweifel, daß man Preußen eine viel größere Schnelligkeit zutraute, als der Prinz für die Mobilmachung und den Transport seiner Kräfte auf die beim Beginn der Feindseligkeiten

zur Konzentration ausgewählten Punkte in Berechnung gezogen hatte. Nach der Ansicht des Erzherzogs sollte die in Süddeutschland eingedrungene Französische Armee ihre Vereinigung mit der Oesterreichischen Armee suchen, ohne sich auf eine Schlacht einzulassen, aus welcher sie, selbst wenn sie siegreich blieb, nur geschwächt hervorgehen könne. Man mußte dann sehr sicher sein, daß die Preußische Armee, während der großen Bewegung, welche man der Französischen ersten Armee zumuthete, ihr in ihrer linken Flanke bei Stuttgart nicht fünf Korps anstatt drei, wie der Erzherzog berechnet, bei Nördlingen nicht sieben oder acht, zwischen Nördlingen und Nürnberg vielleicht gar neun Korps entgegen warf zu einer Zeit, wo die Oesterreichische Armee ihren Aufmarsch nicht so weit vollendet hatte, daß sie ihren Vormarsch beginnen konnte, um den Franzosen die Hände zu reichen.

In einer besonderen Note, welche einen gewissen Zweifel in dieser Beziehung zum Ausdruck brachte, war darauf hingewiesen worden, daß bei der Ungewißheit, in welcher man sich angesichts der andauernden und beharrlichen Bemühungen der Preußischen Offiziere, eine denkbar größte Schnelligkeit in der Konzentrirung ihrer Armeen zu erreichen, darüber befinde, was Preußen wirklich leisten könne, es unerläßlich erscheine, auch den Fall ins Auge zu fassen, daß eine Französische auf Nürnberg marschirende Armee nach vollzogenem Rheinübergange plötzlich in ihrem Vormarsch durch eine in ihrer linken Flanke befindliche, entweder gleichbedeutende oder stärkere Preußische Armee angefallen werden könne. In einem solchen Falle durfte die Französische Armee keinen Augenblick Zeit verlieren. Sie mußte ihren Marsch auf Nürnberg aufgeben, eine große Schlacht vermeiden und sich der Einwirkung der Preußischen Armee dadurch entziehen, daß sie eine Schwenkung machte, welche auf dasjenige Armeekorps auszuführen war, welches zunächst Ulm stand, um dann in ihrer Gesammtheit auf das rechte Donauufer überzugehen. Dieser Uferwechsel war nach der jeweiligen Situation entweder ober- oder unterhalb von Ulm vorzunehmen. Hatte die Armee einmal das rechte Donauufer gewonnen, mußte dieselbe auf dieser Seite auf Donauwörth und Ingolstadt weiter marschiren, um Fühlung mit der Oesterreichischen Armee zu gewinnen.

In Voraussicht dieser Bewegung aber, zu welcher die Französische Armee unter Umständen gezwungen werden konnte, war es unerläßlich, daß die in Böhmen stehende Oesterreichische Armee, während sie in der Versammlung begriffen war, spätestens dreißig Tage nach dem Beginn der Mobilmachung 40—50000 Mann in Pilsen hatte, welche schlagfertig

bereit standen, in diesem Augenblick einen Vorstoß in der Richtung auf Regensburg in Scene zu setzen mit dem Zweck, auf dem rechten Donauufer, sei es bei dieser Stadt, sei es bei Ingolstadt, der Französischen Armee die Hand zu reichen.

Man darf indessen nicht vergessen, daß die Französische Armee, wenn sie in dieser Weise operirte, für eine gewisse Zeit, wenn nicht für immer ihre rückwärtigen Verbindungen, die auf den Rhein basirt waren, aufgeben mußte. Ein Preußisches Korps konnte, mit einem Badischen vereinigt, sich auf Rastatt und in den Rücken der Französischen Armee werfen und ihre Verbindungen mit Straßburg und mit Breisach unterbrechen. Wenn auch die Französische Armee deshalb noch nicht verloren war, so konnte doch ihre Vereinigung mit der Oesterreichischen eine nicht unerhebliche Verzögerung erfahren, einfach hervorgehend aus der Thatsache, daß die Bewegung, welche sie unter den Mauern von Ulm behufs Ueberganges über die Donau auszuführen hatte, einige Tage später und auf einem anderen Punkt zur Ausführung kam, als der Prinz beabsichtigt hatte; aber die Verzögerung, welche einmal nicht zu vermeiden war, konnte Oesterreich vielleicht erwünschte Gelegenheit geben, den Schleier gegenüber Preußen fallen zu lassen, gesetzt den Fall, daß es überhaupt sich bis zu diesem Zeitpunkt gezwungen gesehen hatte, mit Rücksicht auf die noch nicht zum Abschluß gekommene Konzentrirung seiner Böhmischen Armee den Anschein der Neutralität so lange zu wahren. Man konnte wohl annehmen, daß zu der Zeit, zu welcher die Französische Armee ihren Uebergang auf das rechte Donauufer bewerkstelligt hatte, die verbündeten Armeen Oesterreichs und Italiens so weit ihre Vorbereitungen beendet haben würden, daß sie mit den Operationen zu beginnen im Stande waren.

Die Italienische Armee, welcher die Wege durch das Oesterreichische Tirol offen standen, würde nach der von Oesterreich an Preußen übergebenen Kriegserklärung sofort auf München marschiren. Befand sie sich im Besitze dieser Stadt, so beherrschte sie Bayern und gestattete damit der Französischen Armee, eventuell die Eisenbahnlinie über den Brenner, welche an die von Verona über Mailand und Turin nach dem Mont Cenis führende Italienische Strecke anschließt, als Verbindungslinie mit dem Innern Frankreichs zu benutzen. Auch konnte man darauf rechnen, daß, wenn die Vereinigung der verbündeten Oesterreichischen und Französischen Armeen einmal stattgefunden hatte, die Möglichkeit für letztere gegeben war, sich wieder auf die über den Rhein und Brussach[1])

---

[1]) Soll wohl heißen Brumath oder Breisach. Anm. d. Uebers.

führende Linie unter Deckung derselben mit starken Kräften basiren zu können.

Auf die soeben besprochenen Einwände hin, welchen der Erzherzog die Erwägungen gegenüber stellte, die ihm die Ueberzeugung verschafft hatten, daß die Preußische Armee nichts zur Störung des Marsches der Armee auf Nürnberg unternehmen könne, gab er doch zu, daß eine gewisse Vorsicht, die er allerdings seinerseits für übertrieben erachte, nothwendig sei und so erklärte er sein Einverständniß mit den Vorschlägen, die man zu seiner Kenntniß gebracht hatte. Er ließ diese Kombination um so lieber zu, als er sich davon überzeugte, daß, wenn sie zur Ausführung kommen sollte, was er allerdings für ausgeschlossen hielt, doch alle Absichten des Feindes durch das Ausweichen der Französischen Armee und den Uebergang derselben auf das andere Ufer der Donau unter den Mauern Ulms, der sie plötzlich allen Angriffen entzog, durchkreuzt würden. Während dieser Bewegung, welche zu verhindern die Preußen nicht in der Lage sein würden, konnten sie nicht einmal auf eine Verfolgung der Franzosen sich einlassen oder Annäherung an Ulm suchen, denn sie würden zu sehr durch die in Böhmen befindliche Oesterreichische Armee bedroht sein. Ihre Armeekorps räumten wahrscheinlich, besonders wenn sie in größerer Anzahl vom Main gegen Stuttgart und den mittleren Neckar vorgegangen waren, in aller Eile Süddeutschland, um nach Sachsen, der Böhmischen Grenze und hinter die Defileen Thüringens zu marschiren. Der Erzherzog gab ferner zu, daß es beinahe eher zu wünschen wäre, die Französische Armee sähe sich gezwungen, oder glaubte sich gezwungen zu sehen, die Donau überschreiten zu müssen, da dann das Resultat oder das Hauptobjekt ihrer ersten Operationen, die Vereinigung mit der verbündeten Oesterreichischen Armee um so sicherer erreicht werden würde.

Es wäre nicht uninteressant, im Hinblick auf die Ansicht des Erzherzogs die Frage einer Untersuchung zu unterziehen, ob es für die verbündeten Mächte vortheilhaft sein könnte, einen Herbstfeldzug gegen Preußen in Aussicht zu nehmen. Der Prinz ist der Meinung, daß man nur im Frühjahr gegen Preußen losschlagen könne. Um in dieser Beziehung zu einem richtigen Urtheil zu gelangen, müßte man vor allen Dingen den Fall in Erwägung ziehen, daß der Krieg doch vielleicht länger dauerte und eine einzige große glückliche Schlacht nicht genügen würde, den Preußischen Nationalstolz zu brechen; daß es dann sehr wünschenswerth erschien, viele Monate und lange Tage vor sich zu haben, um die verbündeten Armeen große Märsche machen und ihre ersten Erfolge leichter ausbeuten lassen zu können; man müßte im Gegentheil die kurzen Herbst-

und Wintertage in einem Lande fürchten, in welchem die vielleicht in Aufruhr befindliche Bevölkerung zu nächtlichen Ueberfällen ihre Zuflucht nahm; andererseits wäre auch auf das kalte Klima und den vielfach sumpfigen Boden Rücksicht zu nehmen, an welchen die Preußen viel mehr gewöhnt sind, wie die Soldaten der verbündeten Armeen.

In seinem Feldzugsplan verlangte der Erzherzog, daß Frankreich zwei Armeen aufstellen sollte; die eine mit der Bestimmung, in Deutschland in Verbindung mit der Oesterreichischen Armee zu operiren, die andere auf dem linken Ufer des Rheins, an der Saar und in der Rheinpfalz. Da nach den bereits angeführten Motiven im Uebrigen Seine Kaiserliche Hoheit der Erzherzog der Ansicht war, daß Frankreich unbesorgt um einen von dieser Seite des Rheins her drohenden ernsten Angriff sein könne, hatte er die Forderung gestellt, daß die erste Armee so stark wie möglich, die zweite aber nur auf eine solche Höhe gebracht würde, als es unumgänglich nothwendig sei. Dem Prinzen mußte hierauf wohl oder übel eröffnet werden, daß Frankreich seine Nordost- und Nordgrenze nicht zu sehr entblößen könne; daß es bei einem Kriege mit Preußen nothwendigerweise auch auf Belgien Rücksicht nehmen, daß es die Rheinpfalz besetzen und Luxemburg beobachten müsse, wenn diese Festung auch, allerdings zum großen Mißfallen Preußens, neuerdings für neutral erklärt worden sei.

Um nicht den Unwillen des Erzherzogs zu erregen, wenn Frankreich nicht ganz, wenigstens nicht so, wie er es wünschte, auf seine Pläne einging, wurde ihm eine Note überreicht, durch welche er von der diesseits als dringend nothwendig erkannten Art der Zusammensetzung der beiden Französischen Armeen, um welche es sich handelte, Kenntniß erhielt, und in welcher darauf hingewiesen war, wie alle nur irgend disponiblen Kräfte zu ihrer Bildung verwandt werden sollten. Auf die von Französischer Seite gemachten Einwände betreffs Belgiens und der ehemaligen Festung Luxemburg wies der Prinz wiederholt darauf hin, daß das im Kriege gegen Frankreich und Oesterreich befindliche Preußen an eine Offensive auf dem linken Rheinufer nicht denken könne, da Berlin zu sehr von der Böhmischen Armee bedroht sei; daß es seinem sicheren Untergange entgegen gehen würde, wenn es eine Armee in Belgien einmarschiren ließe, und was Luxemburg anbeträfe, so könnte Preußen absolut kein Interesse daran haben, Truppen dort hinein zu werfen, da es sich eines großen Fehlers schuldig machen würde, wenn es Frankreich von dieser Seite her angreifen wollte, während es selbst sich in großartiger Weise schwächte, indem es die Truppen, welche es zur Besetzung von Luxemburg

verwenden mußte, die hier ganz überflüssig waren, am Main und in Böhmen sehr vermissen würde; daß endlich, was die Nordgrenze Frankreichs anbetrifft, sein Plan gerade den Vortheil böte, daß der Krieg durchaus lokalisirt würde, indem er weder Frankreich noch Preußen irgend einen Vorwand gäbe, die Neutralität Belgiens und Luxemburgs nicht zu respektiren. Als dem Erzherzog darauf mitgetheilt wurde, daß man es sehr gern sehen würde, wenn er die Redaktion des Feldzugsplanes, dem er den Vorzug vor dem gab, welcher ihm von Französischer Seite aus vorgelegt worden war, selbst in die Hand nähme, damit nichts dabei übersehen würde, auch die weiter oben bezeichneten Punkte, welche von ihm zur Sprache gebracht worden waren und die, sobald sie zur Kenntniß der Pariser Regierung kamen, ohne Zweifel auf einigen Widerstand stoßen würden, sämmtlich darin Berücksichtigung fänden, erklärte sich der Erzherzog bereit, Alles in wenigen Tagen selbst aufzusetzen und auf dem sichersten Wege nach Paris zu senden.

Auf den dem Prinzen gemachten Vorschlag, nicht nur einen einzigen Plan, sondern mehrere zu entwerfen, erklärte sich Seine Kaiserliche Hoheit damit einverstanden, daß Oesterreich neben dem einen Feldzugsplan, welcher vom Erzherzog aufgestellt war, als der einzig annehmbare und ausführbare galt und hauptsächlich im Auge behalten werden sollte, zwei andere Pläne entwerfen lassen solle, damit die Offiziere, die mit der Bearbeitung dieser drei Pläne betraut wurden, im Unklaren blieben, welcher von ihnen derjenige war, über welchen man sich gegenseitig einigen würde.

Der Erzherzog ging um so lieber auf diesen Vorschlag ein, als er des festen Glaubens war, daß diese Studien klar ergeben würden, wie der Plan, welchen er entworfen, der einfachste, gefahrloseste und vortheilhafteste sei.

VII.

Note, welche am 13. Juni dem Erzherzog Albrecht übergeben wurde.

Die für einen Krieg in Europa verfügbaren Feldtruppen der Französischen Armee:

1. Infanterie.

Zahl der Feldbataillone . . . . 338 Bataillone,
Zahl der Infanterie-Divisionen, welche man in der Stärke
von 13 und 12 Bataillonen formiren könnte . $26\frac{1}{2}$ Division.,

In Algier müssen zurückbleiben 8 Regimenter Infanterie, das Fremden-Regiment und 3 Bataillone leichter Afrikanischer Infanterie. Es bleiben also zur Bildung der Infanterie-Divisionen in Europa übrig:

98 Linien-Regimenter zu 3 Bataillonen	294	Bataillone,
20 Linien-Fußjäger-Bataillone	20	„
7 Garde-Infanterie-Regimenter zu 3 Bataillonen . .	21	„
3 Garde-Fußjäger-Bataillone	3	„
Gesammtsumme aller hier aufgeführten Bataillone:	338	Bataillone.

Davon lieferte:

die Linie	314	Bataillone,
die Garde	24	„

Mit den Linien-Bataillonen könnte man formiren:

20 Divisionen zu 13 Bataillonen einschließlich eines Fußjäger-Bataillons	260	Bataillone,
4 Divisionen zu 12 Bataillonen.	48	„
Divisionen, welche aus den Zuaven und den Algerischen Tiralleurs zu bilden wären. Aus der Kaiserlichen Garde könnten formirt werden:		
1 Division Grenadiere und Zuaven	11	„
1 Division Voltigeure, einschließlich eines Fußjäger-Bataillons	13	„
In Summa 26 Infanterie-Divisionen:	332	Bataillone.
Verfügbar blieben außerdem noch zwei noch nicht eingetheilte Regimenter, also eine Brigade zu 6 Bataillonen	6	„
Diese Brigade könnte vorläufig als Besatzungsbrigade des Kirchenstaates gelten, welche dort verbleibt . .	338	„

Die Französische Hauptarmee (Deutsche Armee) wäre zusammenzusetzen aus:

4 Armeekorps, gebildet aus der Linien-Infanterie;

Ein besonderes Korps, das der Kaiserlichen Garde, welches sobald als möglich der Armee zugetheilt werden und gewissermaßen als eine Reserve dieser Armee gelten sollte.

Für Bildung der zweiten Französischen Armee, Rhein- oder Saar-Armee, könnten drei Armeekorps Verwendung finden.

Die Infanterie der Hauptarmee, mit der Bezeichnung erste oder Deutsche Armee:

1. Korps — 4 Divisionen, davon 2 zu 13 und 2 zu 12 Bataillonen	50	Bataillone,
2. Korps — dieselbe Stärke wie das erste	50	"
3. Korps — 3 Divisionen zu 13 Bataillonen	39	"
4. Korps — dieselbe Stärke wie das dritte	39	"
Kaiserliche Garde	24	"
Gesammtstärke der Infanterie der Hauptarmee:	202	Bataillone
oder:	155540	Mann.

Die Infanterie der zweiten Armee:

5. Korps — 3 Divisionen zu 13 Bataillonen	39	Bataillone,
6. Korps — dieselbe Stärke	39	"
7. Korps — dieselbe Stärke	39	"
Gesammtstärke der Infanterie der zweiten Armee:	117	Bataillone
oder:	90090	Mann.

Verfügbar bleiben als nicht eingetheilt 19 Bataillone, d. h. eine Division zu 13 Bataillonen, welche bei einem Kriegsausbruch eine besondere Bestimmung erhalten könnte, dann die Brigade zu 6 Bataillonen, welche in Civita Vecchia verbleiben muß.

Vertheilung der Kavallerie auf die beiden Armeen.

2. Kavallerie.

Frankreich kann für einen Krieg in Europa über 57 Kavallerie-Regimenter verfügen, darunter 6 Regimenter der Kaiserlichen Garde. 3 Regimenter leichter Kavallerie und ebensoviel Regimenter Spahis sollten in Algerien Verwendung finden.

Hauptarmee (erste Armee).

Beim 1. Korps (4 Infanterie-Divisionen) ein Regiment für jede Infanterie-Division	4	Regimenter,
Kavallerie-Reserve des 1. Korps, eine Brigade zu 3 Regimentern	3	"
Das 3. Regiment dieser Brigade giebt die Stabswachen beim Hauptquartier und bei den Divisionen.		
Beim 2. Korps wie beim ersten	7	"
Beim 3. Korps: ein Regiment bei jeder Infanterie-Division	3	"
Vortrag	17	Regimenter.

Uebertrag	17	Regimenter,
Reserve-Kavallerie des Korps, eine Brigade zu 3 Regimentern	3	„
Da die Regimenter meist fünf Schwadronen statt vier zählen, oder wenigstens 1 oder 2 Regimenter zu fünf Schwadronen vorhanden sind, könnte man ihnen die Stabswachen entnehmen.		
Beim 4. Korps wie beim dritten	6	„
Beim großen Hauptquartier (der Garde entnommen) . .	1	„
General-Reserve der Armee: 2 Divisionen jede zu 4 Regimentern und ein Kavallerie-Korps bildend .	8	„
Gesammtstärke der Linien-Kavallerie, 34 Regimenter, ein Garde-Regiment	35	„
5 Garde-Regimenter	5	„
Gesammtstärke der Kavallerie der Hauptarmee:	40	Regimenter.

Zweite Armee (Hülfsarmee).

Beim 1. Korps (3 Infanterie-Divisionen)	3	Regimenter,
Reserve des 1. Korps	1	„
Beim 2. Korps	4	„
Beim 3. Korps	4	„
Beim großen Hauptquartier	1	„
General-Reserve der Armee (eine Division)	4	„
Stärke der Kavallerie der zweiten Armee	17	Regimenter,
Stärke der Kavallerie der ersten Armee	40	„
Gesammtstärke der sämmtlichen Frankreich zur Verfügung stehenden Regimenter.	57	Regimenter.

Vertheilung der Artillerie auf die beiden Armeen.

3. Artillerie.

Hauptarmee (erste Armee)[1]).

1. Korps: 4 Infanterie-Divisionen, 12 Batterieen; von der Reserve-Kavallerie-Brigade des Korps eine Batterie, welche als stets in der Reserve des Korps befindlich angesehen werden kann . . .	13	Batterieen[2]),
Vortrag	13	Batterieen,

[1]) Man glaubt, daß jedes fahrende oder reitende Regiment 8 Batterieen stellen kann, was noch nachzuweisen bleibt. Anm. d. Verf.

[2]) Hier liegt ein Versehen des Herrn Verfassers oder ein Druckfehler vor; anstatt 23 Batterieen können es nur 13 sein. Im Original steht aber 23 und ist diese Zahl dementsprechend von mir umgeändert. Anm. d. Uebers.

Uebertrag	13	Batterieen,
Reserve-Artillerie des Korps	10	„
2. Korps wie das erste	23	„
3. Korps (3 Infanterie-Divisionen)	9	„
Von der Reserve-Kavallerie-Brigade eine Batterie, die auch als zur Reserve des Korps gerechnet werden kann	1	„
Reserve-Artillerie des Korps	8	„
4. Korps wie das dritte	18	„
General-Artillerie-Reserve des Korps [1])	16	„
Stärke der Linien-Artillerie der Armee	98	Batterieen,
Garde-Artillerie	12	„
Gesammtstärke der Artillerie der ersten Armee:	110	Batterieen,
mit im Ganzen	660	Geschützen.

Artillerie der zweiten (Hülfs-) Armee.

Beim 1. Korps (3 Infanterie-Divisionen)	9	Batterieen,
Reserve des 1. Korps	4	„
Beim 4. Korps dieselbe Stärke	13	„
Beim 3. Korps desgleichen	13	„
Artillerie der Reserve-Kavallerie	1	„
Artillerie-Reserve der Armee	10 oder 9	„
Stärke der Artillerie der zweiten Armee	48	Batter. [2]),
mit	288	Geschützen,
Stärke der Artillerie der ersten Armee	110	Batterieen,
Gesammtstärke der Artillerie beider Armeen:	158	Batterieen,
mit	948	Geschützen.

Die in dieser Nachweisung aufgeführten Zahlen geben einen Ueberblick über die Gesammtstärke der Artillerie, welche auf einem Europäischen Kriegsschauplatze in der Voraussetzung zur Verwendung kommen könnte, daß sechs Batterieen in Algerien blieben und drei Gebirgs-Batterieen dieser Artillerie entnommen werden mußten. Man könnte somit über 948 Geschütze verfügen, während man in den Voranschlägen nur auf 916 Geschütze gerechnet hatte. Die Mitrailleusen bleiben außer Betracht.

---

[1]) Die General-Reserve-Artillerie der Kavallerie, 4 Batterieen, können aus der General-Reserve-Artillerie der Armeen entnommen werden. Anm. d. Verf.

[2]) Die Summe ergiebt 49 Batterieen; das Original führt indessen 48 auf. Anm. d. Uebers.

VIII.

Audienz des Generals Lebrun bei dem Kaiser Franz Joseph am 14. Juni.

Am 14. Juni Abends, an welchem ich Sr. Majestät vorgestellt werden sollte, begleitete mich der Erzherzog Albrecht gemäß der Instruktion, die er vom Kaiser Franz Joseph erhalten hatte, in das Schloß zu Laxenburg.

Der Kaiser empfing den Erzherzog, während er in den Alleen des Parks sich erging. Nachdem ich vorgestellt war und Se. Majestät einige freundliche Worte, welche sich auf den Kaiser Napoleon, die Kaiserin und den Kaiserlichen Prinzen bezogen, an mich gerichtet hatte, ging er sofort auf den Gegenstand meiner Mission an den Erzherzog ein.

Der Kaiser drückte sich ungefähr folgendermaßen aus:

„Der Erzherzog hat mich über die Fragen unterrichtet, welche zwischen ihm und Ihnen zur Verhandlung gekommen sind. Ich kann vom militärischen Gesichtspunkte aus nur mein Einverständniß mit dem Entwurf des Plans, der mir vorgelegt worden ist, erklären; darf Sie aber von vorn herein nicht darüber im Zweifel lassen, daß ich „den Frieden will; wenn ich mich zum Kriege entschließe, so muß ich dazu gezwungen werden. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß der Kaiser Napoleon sowohl meiner inner- wie außerpolitischen persönlichen Lage Rechnung tragen wird. Wenn ich den Krieg zur selben Zeit erkläre, wie er, so bin ich mir vollkommen darüber klar, daß Preußen, indem es von Neuem die Deutsche Frage aufrollt, nicht nur die Deutschen Völkerschaften im eigenen Lande und in Süddeutschland in gewaltiger Weise aufrütteln und in allgemeine Bewegung bringen, sondern auch die Deutschen Stämme Oesterreich-Ungarns in dieselbe hineinziehen würde, was für meine Regierung sehr fatal wäre.“

„Sollte aber der Kaiser Napoleon, in der Zwangslage den Krieg annehmen oder erklären zu müssen, sich dazu entschließen können, nicht als Feind, wohl aber als Befreier in Süddeutschland einzurücken, so würde ich meinerseits keinen Anstand nehmen, zu erklären, daß seine Sache auch die meine ist. In den Augen meiner Völker würde ich dann nichts Besseres thun können, als meine Armeen mit den Französischen zu vereinigen. Das bitte ich dem Kaiser Napoleon mitzutheilen; ich hoffe, er

wird sich mit mir davon überzeugen, daß meine politische, innere wie äußere Lage eine andere Handlungsweise nicht zuläßt."

Ich erwiderte dem Kaiser, daß ich bei meiner Abreise von Paris keinerlei Vollmacht erhalten habe, in Wien die politische Seite der Frage zu berühren, wie sie soeben von Sr. Majestät aufgeworfen worden sei; indessen hielt ich mich doch dazu berechtigt, die Erklärung abgeben zu können, daß, wenn der Kaiser Napoleon mich nach seiner Vorbesprechung mit dem Prinzen mit der Mission an den Erzherzog betraut habe, er ohne Zweifel in dem Bewußtsein gehandelt habe, daß es mit Rücksicht auf die politische Situation in Europa nur ein Akt der Klugheit sein würde, möglichst sofort eine Einigung der beiden Herrscher von Frankreich und Oesterreich-Ungarn dahin herbeizuführen, daß weder der Eine noch der Andere die Besorgniß zu hegen brauche, unvorbereitet überrascht zu werden, wenn man, ohne den Krieg zu wollen oder zu müssen, plötzlich etwa gezwungen wäre, ihn anzunehmen oder zu erklären.

Kaiser Franz Joseph entgegnete darauf, daß er ein solches Motiv, welches die Klugheit allerdings gebiete, nur billigen könne, und spielte dann die Unterhaltung auf andere Dinge über, welche mit dem bis jetzt besprochenen Gegenstande nichts zu thun hatten. Als er mich entließ, gab er mir auf, den Kaiser und die Kaiserin seiner aufrichtigen und unwandelbaren Freundschaft zu versichern.

Sowohl der Ton, mit welchem Kaiser Franz Joseph sprach, als auch einige seiner Worte, wie die folgenden: „Vor Allem wünsche ich den Frieden; soll ich Krieg führen, so muß ich dazu gezwungen werden," ließen mir keinen Zweifel über den Sinn, welchen ich diesen Worten Sr. Majestät beizulegen hatte. Ich sollte aus ihnen für meine Berichterstattung in Paris entnehmen, daß, wenn er auch den Krieg als möglich, wahrscheinlich, ja selbst als wünschenswerth erachte, nichts desto weniger erst das Oesterreichisch-Ungarische Land sowohl, wie das Ausland der Ueberzeugung sein müsse, oder doch wenigstens sagen könne, daß er den Frieden wünsche. Er hat nur damit seinen Wunsch ausdrücken wollen, daß wenn er eines Tages den Krieg an Preußen erklärte, die Oesterreichisch-Ungarische „Nation" durchdrungen sein müsse von dem Bewußtsein, daß nur die gebieterische Pflicht seinen Völkern und den Süddeutschen Staaten gegenüber ihn zum Losschlagen veranlasse.

Der Kaiser Franz Joseph hat zwei Mal im Jahre 1859 und 1866 unglücklich Krieg geführt. Er verkennt keineswegs, sagte mir der Erzherzog, daß seine Unterthanen diese Niederlagen noch nicht vergessen haben, und er wohl in Ueberlegung ziehen müsse, daß sie nur in dem Falle

bereitwillig seinem Rufe folgen und die Lasten eines dritten Krieges auf sich nehmen würden, wenn sie sich von der unabweislichen Nothwendigkeit dieses Krieges überzeugt hätten.

Paris, den 30. Juni 1870.

Der General-Adjutant des Kaisers.
gez. Lebrun.

Noten des Erzherzogs Albrecht.

I.

Eigener Plan des Erzherzogs Albrecht.

Erwägungen bezüglich des Beginns der großen Operationen auf dem linken Rheinufer.

10. Juni 1870.

Um den Feind täuschen zu können, muß man zunächst die eigene Armee, das Land und besonders die Eisenbahn-Verwaltungen irre führen; denn aus ihnen schöpft der Feind seine Informationen.

Will man Stuttgart ohne ernste Hindernisse erreichen, so muß der Feind in der Besorgniß leben, daß er vom linken Rheinufer aus angegriffen wird, und daß man Mainz zu belagern beabsichtigt. Es muß Alles geschehen, um ihn in dieser Annahme sicher zu machen.

Dreizehnter Tag
(vom Tage der Einberufung der Reserven an gerechnet).

Zwölf Divisionen formiren die Saar-Armee, davon acht Divisionen in Thionville, Metz und in der Nähe der Saar, um glauben zu machen, daß man von dieser Seite einen Preußischen Einfall befürchte;

Eine Division in den Plätzen der Maas (die der Sambre sind in keiner Weise bedroht);

Drei Divisionen echelonnirt in Dieuze, Lunéville und Nancy (Garde einbegriffen).

Reserve:

Drei Divisionen in Paris;
Eine Division in Hagenau;
Vier Divisionen echelonnirt in Straßburg und Hagenau;
Drei Divisionen echelonnirt zwischen Neu-Breisach und Belfort;
Zwei Divisionen in Lyon;
Zwei Divisionen auf dem Marsch von Algier[1]);
Auffällige Vorbereitungen um:

1) Die Rheinarmee, acht Divisionen, an der Lauter zu sammeln;
2) Diese durch vier aus dem Süden herangezogene Divisionen zu ersetzen;
3) Die Saar-Armee und die Reserve von Paris mit fünfzehn Divisionen in Unter-Lothringen zu konzentriren, so daß dreiundzwanzig Divisionen gegen Mainz und Koblenz Verwendung finden können.

Vierzehnter und fünfzehnter Tag.

Alle Verbindungen an der Grenze unterbrochen; die in den Plätzen der Maas stehende Division, durch Depottruppen ersetzt, sammelt sich bei Thionville; die zwischen Metz und der Saar stehenden acht Divisionen konzentriren sich per Fußmarsch bei Forbach; die drei zwischen Nancy und Pfalzburg echelonnirten Divisionen mit der Eisenbahn gegen Straßburg bis zur Gabelung der Linie nach Weißenburg vorgeschoben[2]). Die drei im Ober-Elsaß stehenden Divisionen konzentriren sich bei Neu-Breisach.

Am fünfzehnten Tage[3]). Abends.

Drei Divisionen stehen in der Nähe von Forbach; die Avantgarde vor Saarbrücken und Saarlouis, setzt sich, wenn irgend angängig, in den Besitz der erstgenannten Stadt;
Eine Division in Thionville;
Eine unterhalb Straßburgs;

---

[1]) Diese Angaben nach den Mittheilungen des Generals Lebrun. Anm. des Verf.

[2]) Das Ein- und Ausladen würde große Verlegenheiten und Zeitverlust bereiten. Anm. des Verf.

[3]) Im Original steht „am dritten Tage" Abends. Diese Angabe kann nur auf einem Schreib- oder Druckfehler beruhen und ist in Folge dessen in den fünfzehnten, als dem allein möglichen Tage, umgeändert. Anm. des Uebers.

Kavallerie bewacht die Lauter von Weißenburg bis Lauterburg;
Zwei Divisionen an der Gabelung der Eisenbahnlinien von Straßburg und Weißenburg;
Vier Divisionen in Straßburg;
Eine Division auf dem Fußmarsch hat Saverne passirt;
Von den drei in Paris befindlichen Divisionen ist eine in Straßburg angekommen, eine befindet sich im Marsch, eine in Paris;
Drei Divisionen in Neu-Breisach.

In der Nacht vom fünfzehnten zum sechzehnten Tage.

Die Avantgarde der vier aus dem Süden herangezogenen Divisionen in Colmar;
Uebergang der Avantgarden bei Hagenau, Straßburg und Neu-Breisach; Brückenschlag rc.

Am sechzehnten Tage. Abends.

Die Saar-Armee besetzt Saarbrücken und schiebt Avantgarden nach Neunkirchen und Homburg vor;
Die Thionviller Division marschirt an die Saar. Die bei Hagenau befindliche Division hat ihren Uebergang über den Rhein bewerkstelligt und beobachtet Rastatt;
Die vier Straßburger Divisionen stehen bei Wildstett und Kehl rc.;
Die Avantgarde besetzt Appenweier[1]) und Offenburg;
Drei Divisionen (von Nancy rc.) in Straßburg;
Zwei Divisionen (von Paris) in Straßburg;
Eine Division (von Paris) im Marsch;
Drei Divisionen vorwärts Neu-Breisach mit der Avantgarde in der Gegend von Freiburg;
Eine Division (aus dem Süden) in Neu-Breisach;
Drei Divisionen (aus dem Süden) im Marsch; ihre Spitze in Colmar.

Vom dreizehnten Tage an bilden die an den Rhein in Marsch gesetzten Truppen die große Armee.

Am siebzehnten Tage. Abends.

Neunkirchen[2]) und Homburg von der Avantgarde besetzt. Die Saar-Armee in Saarbrücken. (Anmerkung. Die Bewegungen dieser Armee werden sich einzig und allein nach denen des Feindes richten);

---

[1]) Im Original steht „Appenweier". Anm. des Uebers.
[2]) Im Original steht „Neukirchen". Anm. des Uebers.

Große Armee. — Eine Division in Rastatt;
Die Avantgarde vor Kniebis oder im Besitz dieser Stadt;
Vier Divisionen am Fuß der Höhen (an der Bergstraße)[1];
Fünf Divisionen haben den Rhein überschritten und lagern bei Kehl, Wildstett ꝛc.;
Eine Division erreicht Straßburg;
Drei Divisionen in Freiburg, die Avantgarde im Höllenthal;
Eine Division zwischen Freiburg und Alt-Breisach;
Eine Division in Colmar;
Zwei Divisionen im Marsch aus dem Süden.

Am achtzehnten Tage. Abends.

Eine Division vor Rastatt; die Avantgarde vorwärts Freudenstadt[2], Patrouillen jenseits Horla, die Eisenbahn unterbrechend;
Vier Divisionen in Kniebis;
Fünf Divisionen in Appenweier[3] und Renchen[4];
Eine Division vorwärts Kehl;
Eine Division (aus dem Süden) erreicht Straßburg;
Zwei Divisionen hinter Neustadt; Avantgarde in Neustadt; Patrouillen haben die Eisenbahn bei Hüfingen und Donaueschingen zerstört;
Eine Division auf Villingen;
Eine Division in Freiburg;
Eine Division in Alt-Breisach;
Eine Division im Marsch aus dem Süden.

An den folgenden Tagen.

Die Bewegungen werden fortgesetzt. Am einundzwanzigsten steht die Avantgarde vor Stuttgart; vier Divisionen besetzen diese Stadt am zweiundzwanzigsten; fünf andere am dreiundzwanzigsten, eine Division am vierundzwanzigsten. Im Ganzen befinden sich am vierundzwanzigsten zehn Divisionen vor Stuttgart; das rechte Flügel-Korps am dreiundzwanzigsten mit drei Divisionen in Tübingen, zwei Märsche von Stuttgart entfernt.

Sollte der Widerstand des Feindes eine Verzögerung in dem Marsch der vorderen Echelons herbeiführen, so würde dies auf das Endresultat

[1]) Im Original steht: „Bergstram". Anm. des Uebers.
[2]) Im Original steht: „Frendenstadt". Anm. des Uebers.
[3]) Im Original steht: „Appenmeier". Anm. des Uebers.
[4]) Im Original steht: „Renchen". Anm. des Uebers.

-- fünfzehn Divisionen vereinigt am sechsundzwanzigsten Tage — keinen Einfluß ausüben.

Demnach könnten sich an einer Schlacht bei Stuttgart betheiligen:

Am fünfundzwanzigsten:	13 Divisionen	[1])	
Am sechsundzwanzigsten:	15 „	171000	Mann.
Am siebenundzwanzigsten:	16 „	182000	„
Am achtundzwanzigsten:	17 „	193000	„

Am achtundzwanzigsten Tage.

Die Avantgarde steht in Nördlingen, Patrouillen in Gunzenhausen [2]), Donauwörth, Feuchtwang und Hall, das Korps des rechten Flügels sichert gegen Ulm.

Am fünfunddreißigsten Tage. Abends.

Wenn die Avantgarde nicht bei Nürnberg auf den Feind gestoßen ist, streift sie mit Patrouillen bis Rottenburg, Ferchheim [3]), Sulzbach; am siebenunddreißigsten Tage bis Würzburg, Bamberg, Bayreuth, Weiden.

Das Gros wird sich zwischen dem siebenunddreißigsten und dem vierzigsten Tage um Nürnberg konzentriren.

Steht der Feind mit starken Kräften bei Ansbach oder Nürnberg, wird die große Armee von Aalen oder Nördlingen aus die Donau erreichen, sie zwischen Günzburg und Neuburg überschreiten und auf Regensburg marschiren. In dem sehr unwahrscheinlichen Fall, — meiner Ansicht nach unmöglich, — daß der Feind Zeit und Gelegenheit gefunden hätte, mehr als 100000 Bajonette vor dem achtundzwanzigsten zwischen Stuttgart und Karlsruhe zu versammeln, könnte die große Armee die Donau oberhalb Ulm überschreiten und über Augsburg auf Regensburg marschiren. In ersterem Falle muß sie sich dort zwischen dem neununddreißigsten und zweiundvierzigsten Tage konzentriren; im zweiten Falle zwischen dem zweiundvierzigsten und sechsundvierzigsten Tage.

In diesem letzten Falle würde die Oesterreichische Armee schon die Bayerische Grenze überschritten haben.

Nach Preußischen Angaben brauchen die Preußen drei Wochen, um ein vollständiges, schlagfertiges Korps auf irgend einem Punkte ihrer Grenzen zu versammeln. Nehmen wir an, daß die Divisionen nach Verlauf von fünfzehn Tagen marschbereit wären, und daß die Deutschen Eisenbahnen nur zwei Tage nöthig haben, um eine ganze Division abzutransportiren, so folgt daraus, daß

[1]) Im Original nichts angegeben. Anm. d. Uebers.

[2]) Im Original steht: „Gunzenfousen“, „Feutwang“. Anm. d. Uebers.

[3]) Im Original steht: „Farchheim“. Anm. des Uebers.

am sechzehnten Tage

kaum zwei Divisionen (des achten Korps) an der Saar; die Badische Division, falls sie konzentrirt ist, in Rastatt zur Beobachtung des Rheins; die Württembergische Division zur Beobachtung des Schwarzwaldes bereit stehen; die beiden Bayerischen Korps in Formirung begriffen und vielleicht eine oder zwei Preußische Divisionen in Rastatt stehen würden.

Am zwanzigsten Tage.

Drei Korps (sechs Divisionen) an der Saar oder in Trier, 76 750 Bajonette.

Am zweiundzwanzigsten Tage.

Vier Korps (acht Divisionen) an der Saar oder in Trier, 102 500 Bajonette.

Diesen stehen seit dem fünfzehnten Tage gegenüber:

Neun Divisionen oder 102 500 Französische Bajonette.

Stuttgart ist im Besitz der Französischen Armee.

Die Württembergische Division und zwei Preußische Korps, 64- bis 65 000 Bajonette, konzentriren sich hinter dem Neckar.

Am sechsundzwanzigsten Tage.

Annahme: Einrücken eines dritten Preußischen und eines Bayerischen Korps; 116 000 Bajonette gegen 171 000 und vom achtundzwanzigsten Tage an gegen 193 000 Französische Bajonette.

Wohl zu bemerken ist, daß die vier Korps, welche sich seit dem zweiundzwanzigsten Tage hinter der Saar befinden, im Stande sein würden, einem Angriffe energischen Widerstand entgegen zu setzen; um aber selbst die Offensive ergreifen zu können, müßten sie mindestens sechs oder acht Tage mehr Zeit haben, da ihre Trains komplettirt, ihre Magazine mobil gemacht und in Marsch gesetzt werden müssen. Erst nach Verlauf von vier Wochen würden sie daran denken können, einen Einfall nach Lothringen zu unternehmen.

Es ist unbestreitbar, daß die mit Ostentation ins Werk zu setzenden Vorbereitungen zu einem Vorgehen gegen Mainz; daß die Ansammlung einer starken Armee in Lothringen die Aufmerksamkeit der Preußen nach dieser Richtung hin in hohem Grade in Anspruch nehmen werden; daß das Unerwartete des Beginns der Operationen und die Schnelligkeit der Bewegungen während der ersten acht Tage den Preußen um so weniger Zeit lassen wird, ernste Gegenmaßregeln zu ergreifen, als es immer ganze Tage und häufig noch mehr erfordert, um einen Eisenbahn-Fahrplan vollständig umzuändern.

Der Entwurf eines solchen Eisenbahn-Fahrt-Tableaus ist immer sehr komplizirt, besonders wenn man es mit einigen zwanzig verschiedenen Eisenbahnverwaltungen zu thun hat. Mehr wie je zuvor ist jeder Tag, mit welchem man dem Feinde einen Vorsprung abgewinnt, kostbar, ebenso wie jede Maßregel, mit der man seine Absichten durchkreuzt.

Nehmen wir in der That an, daß man in Berlin nach den eingegangenen Nachrichten einen Vorstoß auf Mainz vermuthete, und daß mit Ausführung der darauf hin ertheilten Befehle sowie mit den Eisenbahntransporten der Anfang gemacht worden ist, gerade zu einer Zeit, wo wenige Tage später gleichzeitig die Nachrichten über den an drei verschiedenen Punkten erfolgten Rheinübergang und den Vorstoß auf Neunkirchen und Homburg[1]) die Situation vollständig ändern, so sind drei Tage für die Preußen unbedingt verloren und sie selbst außer Stande, die in den oben erwähnten Berechnungen muthmaßlich in Ansatz gebrachten Truppenstärken rechtzeitig, das heißt vom sechzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Tage am Neckar zu vereinigen.

Daraus würde sich die Gewißheit ergeben, daß

1) ein Einfall in Lothringen nicht mehr stattfinden und
2) die Vertheidigung der Neckarlinie in der Nähe von Stuttgart mit gleich starken Kräften wie der Angreifer, selbst wenn man sich sofort dazu entschlösse, nicht mehr zur Zeit zur Ausführung kommen würde, da die am sechzehnten Tage Abends angeordneten Massen-Eisenbahn-Transporte nicht vor dem achtzehnten oder neunzehnten Tage beginnen können.
3) Ein Vorstoß von Rastatt auf Freiburg zur Unterbrechung der Verbindungen der Französischen Armee erst am vierundzwanzigsten Tage — vier oder fünf Tage vergingen mit Konzentrirung der Truppen — unternommen werden kann.

Dieser Vorstoß würde sich erst am fünfundzwanzigsten oder sechsundzwanzigsten Tage auf der Linie Kehl-Freudenstadt[2]) fühlbar machen, das heißt dann, wenn die Armee sie mit ihren Reserven und Trains passirt haben mußte, und auf der Linie Freiburg-Hüningen nicht vor dem achtundzwanzigsten Tage — im Uebrigen eine sehr gefährliche Bewegung; denn wer wollte den Preußen garantiren, daß die Französische Armee nicht Front machte, sie in ihrer linken Flanke anfiel und zwischen den Rhein und das Gebirge warf.

---

[1]) Im Original steht: „Neukirchen" und „Hamburg". Anm. des Uebers.

[2]) Im Original steht „Freudaustadt". Anm. des Uebers.

Aus diesem Grunde ist es auch nicht denkbar, daß der Stoß mit Energie und hinreichenden Kräften unternommen werden würde.

4) Fassen die Preußen den Entschluß, eine starke Armee jenseits des Mains, das heißt bei Ansbach und Nürnberg zu konzentriren, so würden sie wahrscheinlich diese Absicht sofort aufgeben, sobald die Haltung Oesterreichs und die Versammlung ihrer Armee in Böhmen sie nicht mehr im Zweifel über die Gefahr läßt, die ihnen durch die Stellung einer fast in ihrem Rücken befindlichen so starken Armee erwächst. In diesem Falle übrigens müßte die Französische Armee in aller Ruhe die Donau passiren und auf Regensburg marschiren können.

5) Es ist viel wahrscheinlicher, daß Preußen den Plan, zu dessen Ausführung es an der nothwendigen Zeit gebricht, aufgeben und sofort den Versuch machen wird, so viel Truppen als möglich, acht Armeekorps, 205 000 Bajonette höchstens, entweder am oberen Main oder hinter dem Thüringer Walde zu vereinigen, die Engpässe stark zu besetzen und außerdem vier Korps in Sachsen bei Dresden zu belassen.

Trifft diese Annahme zu, so steht einer Vereinigung der Verbündeten, deren Vorposten sich bei Eger und Weiden schon die Hand reichen, nichts mehr im Wege. Sie würden dann gleichzeitig die Offensive ergreifen und den linken Flügel des Feindes zu fassen suchen.

6) Wirft Preußen Oesterreich den Handschuh hin und dringt nach vier Wochen mit acht Armeekorps in Böhmen ein, so muß „die Oesterreichische Armee, von welcher gleich nach Erlaß des Mobilmachungsbefehls ein Korps bei Pilsen zusammen zu ziehen war,“ auszuweichen, Zeit zu gewinnen, eine Schlacht zu vermeiden und Annäherung an die Französische Armee zu gewinnen suchen.

7) In den beiden unter Absatz fünf und sechs vorgesehenen Fällen würde Preußen voraussichtlich sich Mühe geben, so viel Truppen als möglich in Thüringen und Sachsen zu versammeln. Vom dreiundzwanzigsten Tage an wäre für dasselbe jeder Zweifel über die Pläne der Verbündeten ausgeschlossen und mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß es höchstens nur ein Armeekorps auf dem linken Rheinufer lassen würde.

Was soll nun die Saar-Armee thun? Soll sie die Geister in Deutschland in Aufruhr bringen durch Eroberungen da unten, die kaum irgend einen Zweck haben?

Zwei oder drei Divisionen, vielleicht noch weniger würden ausreichen, um die Grenze gegen die Unternehmungen einzelner Parteigänger zu sichern; der Rest, sechs bis sieben Divisionen, würden vom achtundzwanzigsten Tage an — wenn der Feind nicht mit stärkeren Kräften droht — mit der Eisenbahn nach Straßburg geschafft werden, um von dort aus gleichsam als ein großes zurückgehaltenes Echelon hinter dem linken Flügel der großen Armee zu folgen.

Diese Maßnahme würde zu gleicher Zeit eine Rückenbeckung bedeuten und diejenigen Preußischen Heerestheile, welche am unteren Main oder hinter dem unteren Neckar zurückgelassen sein können, daran hindern, etwas Ernsthaftes zu unternehmen. Vom fünfzigsten bis zum fünfundfünfzigsten Tage müssen sich diese Heerestheile, verstärkt unterdessen durch die bis dahin vor Rastatt belassene Badische Division, auf Würzburg, oder wenn die Stellung oder die Bewegungen des Feindes sie daran hindern, auf Ansbach zurückziehen.

Zu diesem Zeitpunkt würden dann vierundzwanzig Französische Divisionen, die Italienische Armee und vierundzwanzig Oesterreichische Divisionen — vier von diesen decken die Preußisch-Oesterreichische Grenze auf dem rechten Elbufer —, im Ganzen 650000 Bajonette auf einer Ausdehnung von sechzehn Tagemärschen, zwölf Deutschen Armeekorps mit 300000 Bajonetten[1]) gegenüberstehen.

8) Die Operationen der verbündeten vereinigten Armeen müssen dann so schnell als möglich ihren Anfang nehmen, derart, daß man zwischen dem fünfzigsten und fünfundfünfzigsten Tage die Grenzen der Saar und des Thüringer Landes zu überschreiten im Stande war; zehn Tage später kann die Versammlung in den Ebenen zwischen Weißenfels, Altenburg und Leipzig vollzogen sein und unmittelbar darauf eine entscheidende Schlacht geliefert werden.

---

[1]) Ein Preußisches Korps in Schleswig, Theile eines Korps in Schlesien, am Rhein und dem oberen Main, die Süddeutschen bereits losgerissen von dem Preußischen Bündniß.

9) „Obgleich Alles versucht werden muß, um den Krieg so viel als möglich abzukürzen, darf man doch nicht aus den Augen verlieren, daß er sich auch in die Länge ziehen kann.“

Wer will überhaupt behaupten, daß nach einer ersten Niederlage die Preußische Armee und der Nationalstolz des Preußischen Volkes so niedergebrochen sein sollte, daß die Regierung sofort den Frieden nachsucht?

Wer kann wissen, ob es nicht noch auf die Hülfe Rußlands rechnet, oder ob die Armee es nicht möglich gemacht hat, sich rechtzeitig hinter die Elbe zurückzuziehen, um dort einen hartnäckigen Vertheidigungskampf zu führen?

Es würde sehr gewagt sein, nach einem Feldzuge von nur zwei Monaten schon auf den Frieden zu rechnen; auch muß man auf möglicherweise eintretende Verwickelungen rücksichtigen, welche Oesterreich plötzlich zwingen könnten, mit einem großen Theil seiner Kräfte noch vor Beendigung des Feldzuges sich auf Seite Preußens zu schlagen.

Das ist ein Grund mehr, um nichts zu versäumen, so stark und so schnell als möglich im Herzen Deutschlands auftreten zu können und ohne Aufenthalt bis Berlin und Stettin zu marschiren.

II.

Betrachtungen über die mögliche Art und Weise der Zusammensetzung der Armeen.

13. Juli 1870.

Ein Uneingeweihter kann sich kein Urtheil über die Stärke und Formation der in Algier erforderlichen Garnisonen bilden; nichtsdestoweniger ist die Verwendung aller nur irgendwie vorhandenen Kräfte in einem Europäischen Kriege derart nothwendig, daß ich auf diese Zahlen noch einmal zurückkommen muß.

I. Achtzehn Bataillone sollen Algier verlassen: neun Zuaven-, acht Turko-Bataillone — eins befindet sich schon in Paris — und ein Jäger-Bataillon. Man will sie, wie es scheint, ersetzen durch sechs Linien-Infanterie-Bataillone — acht Regimenter statt sechs — und durch den überschießenden Theil der vom Friedensfuß auf den Kriegsfuß überführten vierundzwanzig Linien-Bataillone und der drei Zuaven-Depots.

Wenn, wie das General-Gouvernement von Algier versichert, die Möglichkeit vorhanden ist, die Zahl der Turkos ansehnlich zu vermehren, warum sollte man nicht die acht Bataillone dieser Waffe — 7200 Mann — durch zwei Bataillone — fünftes und sechstes per Regiment —, also sechs Bataillone zu acht Kompagnien mit 1200 Mann im Ganzen die gleiche Zahl 7200 Mann ersetzen?

Verstärkt man noch die Depots der Zuaven um einige hundert Mann jedes, so würde man drei Linien-Regimenter weniger, also fünf statt acht erhalten. Ein viertes Bataillon kann außerdem erspart werden, indem man die Garnison auf ein Mindestmaß reduzirt und den Schutz der Küstenplätze durch die Nationalgarde versehen läßt.

II. Wenn man nicht auf die Garnison von Civita Vecchia rechnete, die vielleicht um drei Bataillone, von sieben auf vier Bataillone und diese Letzteren auf Kriegsfuß — vermindert werden kann, würde man im Stande sein, ein Linien-Regiment mehr in Algier zu belassen und dafür eine Division mehr für die Feldarmee zu gewinnen; also

fünf Linien-Regimenter und ein Fremden-Regiment in Algier,
ein Linien-Regiment in Italien.

Für die Feld-Armee:

94 Linien-Regimenter und 19 Jäger-Bataillone,
6 Zuaven- und Turko-Regimenter

100 Regimenter, mit fünfundzwanzig Divisionen, von denen neunzehn zu dreizehn Bataillonen und sechs zu zwölf Bataillonen formirt würden; im Ganzen also:

319 Linien-Bataillone und
24 Bataillone der Kaiserlichen Garde.

343 Bataillone anstatt 338 Bataillone, darunter sechs in Italien und dreizehn, über die noch nicht verfügt ist.

Das heißt: 319 Bataillone in der Feld-Armee und damit eine Vermehrung von vierundzwanzig Bataillonen oder 21000 Bajonetten.

III. Könnte man nicht ebensogut die fünften und sechsten Eskadrons der vier Regimenter Afrikanischer Jäger und der drei Französischen Regimenter in Algier — also vierzehn Eskadrons — außer den achtzehn Schwadronen Spahis in Algier belassen?

Werden diese sieben Kavallerie-Regimenter — Afrikanische Jäger und Französische Regimenter — an Pferden rechtzeitig augmentirt und die fünften und sechsten Schwadronen auf 200 Pferde per Schwadron gebracht, so würde die Zahl der Kavallerie in Algier keine Verminderung erfahren.

IV. Diese Vermehrung der Turkos und der Pferde der Kavallerie in Algier kann nach und nach und ohne, daß es auffällt, in dem dem Kriege vorangehenden Winter vorgenommen werden.

V. Hat man aber zwei Infanterie-Divisionen und drei Kavallerie-Regimenter mehr, so kann man:

a. Die vier ersten Armeekorps auf gleiche Stärke bringen:

Vier Infanterie-Divisionen zu 13 oder	12	Bataillone
also 16 Divisionen oder	202	"
Kaiserliche Garde zu 2 Divisionen oder	24	"
18 Divisionen oder	226	Bataillone
oder	203 400	Bajonette.

b. Die zweite Armee würde aus drei Armeekorps zu drei Divisionen ein jedes bestehen:

13 Bataillone = 9 Divisionen = 117 Bataillone mit 105 300 Bajonetten.

VI. Indem man die Zahl der Kavallerie-Regimenter der Armee um drei — von siebenundfünfzig auf sechzig — vermehrte und nur die fünften Schwadronen als Eskorte ꝛc. ꝛc. verwendete (rechnet man die sieben in Algier zurückgehaltenen ab, so bleiben noch dreiundzwanzig, die der Garde einbegriffen, zur Disposition), so ergeben sich zweiundvierzig Regimenter für die erste und achtzehn für die zweite Armee.

Erste Armee.

7 Armeekorps	28	Regimenter,
6 Garde-Regimenter	6	"
8 Reserve-Kavallerie-Regimenter	8	"
	42	Regimenter.

Zweite Armee.

4 Armeekorps	12	Regimenter,
6 Reserve-Kavallerie-Regimenter	6	"
	18	Regimenter.

VII. Vertheilung der Artillerie.

Erste Armee.

3 Batterieen per Infanterie-Division	12	Batterieen,
1 Batterie bei der Kavallerie	1	"
8 Batterieen Reserve-Artillerie der Armeekorps	8	"
Vortrag	21 × 4 = 84	Batterieen.

Uebertrag 84 Batterieen.

Reserve-Kavallerie . . . . 4 Batterieen ⎫
Armee-Reserve . . . . 12 " ⎬ 28 "
Kaiserliche Garde . . . . 12 " ⎭

112 Batterieen.

Zweite Armee.

3 Batterieen per Infanterie-Division . . . ⎫
4 Batterieen Reserve der Armeekorps . . . ⎭ 13 × 3 = 39 Batterieen,
Reserve-Kavallerie . . . . 4 ⎫
Armee-Reserve . . . . 9 ⎭ = 13 "

52 Batterieen.

VIII. Rekapitulation.

		Bataillone	Eskadrons	Batterieen	Bajonette	Säbel	Geschütze
Erste Armee	4 Armeekorps zu . .	51 und 50	28 —	21 —	45 900 und 45 000	4200 —	126 —
	also	202	112	84	181 800	16 800	504
	1 Kavallerie-Korps .	—	32	4	—	4800	24
	Reserve-Artillerie . .	—	—	12	—	—	72
	Kaiserliche Garde . .	24	24	12	21 600	3600	72
	Summa	226	168	112	203 400	25 200	672
		39	16	13	35 100	2400	78
Zweite Armee	3 Armeekorps zu . .	117	48	39	105 300	7200	234
	Reserve-Kavallerie .	—	24	4	—	3600	24
	Reserve-Artillerie . .	—	—	9	—	—	54
	Summa	117	72	52	105 300	10 800	312
	Gesammtsumme	343	240	164	308 700	36 000	984

11. Juni 1870.

Um des Gelingens sicher zu sein, muß der Krieg lokalisirt und Rußland verhindert werden, daran Theil zu nehmen. Dieses Reich kann den Ausbau seines Eisenbahnnetzes erst 1872 vollenden; augenblicklich hat es ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden, wenn es seine mobil gemachte Armee an seinen Grenzen konzentriren will, Schwierigkeiten, welche zum Theil unüberwindlich erscheinen, wenn das Thauwetter eine Vorwärts-

bewegung unmöglich macht, der unermeßliche Koth nicht getrocknet und die Flüsse und Kanäle noch nicht der Schifffahrt wieder geöffnet sind, was vor dem Anfang April bis Mitte Mai nicht zu erwarten ist.

Die Fastenzeit endet in Rußland erst Ausgangs April; da dieselbe von der Russischen Bevölkerung sehr streng innegehalten wird, so würde sich das Volk und damit auch die auf ein halbes Jahr beurlaubten Mannschaften unmittelbar darauf in hart mitgenommenem Zustande befinden und nicht im Stande sein, große Strapazen aushalten zu können.

Es ergiebt sich hieraus, daß eine starke Russische Armee sich schwerlich vor dem Monat Juni in Polen konzentriren oder seine Flotte in der Dänischen Ostsee erscheinen kann.

Wenn die entscheidenden Schläge der Verbündeten im Mai spätestens fallen und Preußen dann gezwungen sein sollte, um Frieden zu bitten, so wäre damit ein Eingreifen der Russischen Armee aus der Welt geschafft. Je mehr man in den Sommer hineinkommt, desto mehr wächst die Gefahr einer Intervention; im Juli ist die ganze Russische Armee in ihren Uebungslagern versammelt und einen Herbst- oder Winterfeldzug würde sie weit eher ertragen können, wie irgend eine andere Armee.

Preußen zieht seine Rekruten, anstatt im Oktober, um Ersparnisse zu machen, erst im Januar ein. Diese Quote ist also im März, namentlich in den nördlichen Provinzen, noch nicht fertig ausgebildet. So würde eine Mobilmachung der Armee am Anfang des März sehr unbequem für Preußen sein.

Im Jahre 1866 hatte es, obwohl der Krieg von langer Hand vorbereitet war, seine Reserven erst in den ersten Tagen des Mai einberufen; es hatte seine Kriegsvorbereitungen erst Mitte Juni beendet.

Eine andere sehr ungünstige Zeit für Preußen, zur Mobilmachung zu schreiten, ist, der Ernte wegen, der Monat Juli; aber dieser Uebelstand wird reichlich aufgewogen durch den Umstand, daß die Ausbildung der Armee bedeutend weiter vorgeschritten ist. Ein Herbstfeldzug muß dieser Macht auch bedeutend mehr Vortheile bieten, da die Preußischen Soldaten in bewundernswerther Weise die Unbilden der rauhen Witterung ertragen.

Oesterreich und Italien, welche ihre Rekruten im Oktober einstellen, würden hingegen ohne große Schwierigkeiten, wenn man nicht den geringen Stand an Pferden als einen Hinderungsgrund ansehen will, einen Feldzug im Frühling beginnen können; aber ein Krieg, der sich bis in den Winter hineinzieht, würde die Lazarethe mit ihren Kranken füllen und die Armeen derart schwächen, daß sie kaum im Stande sein würden, eine Schlacht liefern zu können.

Frankreich verstärkte sich von dem 1. Juli ab um ein Kontingent von 90000 Mann; aber um sofort daraus Nutzen ziehen zu können, müßte es seine Reserven im August einziehen, ein Umstand, welcher die Vereinigung der verbündeten Heere bis Ende September hinausschieben und die Ausdehnung des Feldzuges bis in Mitte des Winters hinein zur Folge haben würde, was unter allen Umständen vermieden werden muß. Abgesehen von der außerordentlichen Strenge des Klimas und bei dem offenbaren Mangel einer dichten Bevölkerung in Brandenburg und Pommern, muß man Rücksicht auf die kurzen Tage und die sehr langen Nächte nehmen, welche nur kleine Märsche gestatten und die in einem feindlichen und insurgirten Lande zu erwartenden Ueberfälle erleichtern.

Was soll auch die Französische Flotte im Herbst unternehmen?

Ende Oktober schon muß sie des Eises wegen die Ostsee verlassen und sich mit der Blockirung der Nordseehäfen begnügen.

Von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß von einem Herbst- oder Winterfeldzug auf Grund der vorauf angeführten Erwägungen, die gleiche Bedeutung für Oesterreich wie für Italien haben, Abstand zu nehmen ist, bleibt nur noch übrig, den günstigsten Zeitpunkt in militärischer Beziehung für den Beginn des Krieges herauszufinden, das heißt den Augenblick zu bestimmen, in welchem die Reserven zu den Fahnen einberufen werden sollen.

Dies muß in der ersten Hälfte des März zu einer Zeit stattfinden, wo in Frankreich Schnee und Kälte nicht mehr ein Hinderniß für den Transport der großen Massen bilden. Der Rhein würde dann gegen Ende des Monats, also nach der Schneeschmelze und nachdem die Flüsse eisfrei geworden, zu überschreiten sein. Gegen Ende April kann die Vereinigung der Verbündeten stattfinden und mit den Operationen der Anfang gemacht werden; die erste entscheidende Schlacht würde dann voraussichtlich noch vor Mitte Mai geliefert werden, also weit vor dem Zeitpunkte, zu welchem Rußland fühlbar einzugreifen vermag. Selbst eine längere Dauer des Feldzuges würde die Verbündeten insofern nicht weiter schädigen, als sie alle Vortheile der guten Jahreszeit sich zu Nutze machen können, um während der langen Tage des Juni größere Märsche zurückzulegen und damit mehr Schnelligkeit und Energie in ihren Bewegungen zu entwickeln.

16. Juni 1870.

Die drei folgenden Operationspläne sollen von dem Generalstabe in Paris einem eingehenden Studium unterzogen werden.

Erstes Projekt. Dasjenige, welches General Lebrun von Paris mitgebracht hat. — Konzentration von 350000 Mann (234000 Bajonette) an der Saar, um einen Vorstoß auf Mainz zu machen und sich in Besitz des linken Rheinufers zu setzen; Ueberschreiten dieses Flusses mit dem größeren Theil der Armee zwischen Mainz und Genersheim (wohl Gernsheim? Uebers.), um zu versuchen, den andern beiden verbündeten Armeen in Bayern die Hand zu reichen. — Formirung einer Armee des Centrums aus dem Italienischen Kontingent, 100000 Franzosen (66000 Bajonette) und 100000 Oesterreichern aus dem oberen Oesterreich. Diese drei Heerestheile sollen ihre Vereinigung in Memmingen bewerkstelligen, um dann über die Donau und den Main (Würzburg) vorzumarschiren. — Endlich Aufstellung einer dritten Oesterreichischen aus dem Rest aller verfügbaren Truppen bei Olmütz und in Böhmen zu bildenden Armee mit der Bestimmung, mit den Hauptkräften in Bayern einzurücken, um die Verbindung mit den andern verbündeten Armeen aufzunehmen.

Zweites Projekt (in den letzten Tagen in Wien vereinbart). Die Französische Armee soll, die Schnelligkeit ihrer Mobilmachung ausnutzend und nachdem sie den Feind über den wahren Angriffspunkt getäuscht hat, denselben mit einem Drittel ihrer Stärke von der Saar zurückdrängen, mit zwei Dritteln den Rhein überschreiten (am sechzehnten Tage nach Einberufung der Reserven), um auf dem kürzesten Wege Stuttgart und von da Nürnberg zu erreichen (kaum sechs Wochen nach erlassenem Mobilmachungsbefehl). — Sollte sie auf starke Kräfte hinter dem Neckar oder in der Gegend von Nürnberg stoßen, so würde sie sich nach rechts wenden und die Donau überschreiten, im ersteren Falle oberhalb, im letzteren Falle unterhalb von Ulm und auf Regensburg marschiren. — Die Oesterreichische Armee hat sich in Böhmen zu konzentriren, zunächst wenigstens ein Armeekorps nach Pilsen zu dirigiren, ein anderes zwischen Olmütz und Böhmen aufzustellen und dort ihre Mobilmachung zu vollenden, die allerdings erst sechs Wochen nach Einberufung der Reserven beendet sein kann. Die Italienische Armee, welche sich bei Verona und Udine zu konzentriren hat, soll dort den Augenblick abwarten, wo die Haltung Oesterreichs ihr erlauben wird, die Eisenbahnlinien dieses Landes zu benutzen, um so schnell als möglich Regensburg zu erreichen. — Von dem Augenblicke an, wo die Französischen und Oesterreichischen Vorposten sich die Hand gereicht haben, sei es zwischen Eger und Werder, sei es zwischen Regensburg und Schwandorf (in dem Fall, wo die Französische Armee gezwungen wäre, auf Regensburg zu marschiren), sollen die beiden großen Armeen ihre Bewegungen in Richtung der Sächsischen Ebene derart beginnen, daß sie sich gegenseitig den Vormarsch aus Bayern und Böhmen nach Sachsen erleichtern. — Fallen die Preußen in Böhmen ein, bevor diese kombinirte Bewegung beider Heere ihren Anfang genommen hat, so muß die Oesterreichische Armee jeder entscheidenden Schlacht aus dem Wege gehen und Maßregeln ergreifen, daß sie nicht die Fühlung mit der großen Französischen Armee verliert und dabei immer ihre sofortige Vereinigung mit derselben im Auge behält.

Drittes Projekt. Die Oesterreichische Armee konzentrirt sich in Böhmen und Mähren, um allein die Operationen gegen Berlin — sechs Wochen nach Einberufung der Reserven — aufzunehmen. Drei Wochen früher fällt die Französische Armee in die Rheinpfalz ein, während ein zweites Französisches schwächeres Heer im Moselthal vormarschirt. Hat die Hauptarmee Mainz erreicht, so soll der Uebergang über den Rhein bei Mannheim bewerkstelligt werden, nachdem dort ein Korps der zweiten Armee an ihre Stelle getreten ist. — Von der 7. Woche nach Einberufung der Reserven an würde man in Süddeutschland vormarschiren, um dort Fühlung mit der Italienischen Armee zu gewinnen und in das Kurfürstenthum Hessen oder in Thüringen einzudringen,

um von dort die Elbe oberhalb Magdeburg zu erreichen. — Die zunächst am Inn sich sammelnde Italienische Armee soll gegen die Bayern operiren, sie schlagen und demnächst sich in den Besitz von Regensburg setzen.

Wohl verstanden, kann Oesterreich sich nur für das zweite Projekt entscheiden. Es ist das Einzige, welches in genügender Weise die vier Wochen auszunutzen gestattet, welche zwischen der vollendeten Mobilmachung des Französischen Heeres und derjenigen der Oesterreichischen Armee liegen, und welches eine gemeinsame Operation von diesem Augenblick an ermöglicht. Für das erste Projekt spricht seine Einfachheit, die Kühnheit seines Entwurfs und die anscheinende Gleichmäßigkeit der Bedingungen für jeden der verbündeten Staaten. Aber es fordert das Unmögliche von Oesterreich, nämlich die Entblößung seiner Provinzen und der Hauptstadt, um einen Flankenmarsch nach links zu unternehmen, während das Objekt aller seiner Operationen, Berlin, sich rechts vor ihrer Front befindet.

Bei dem Flankenmarsch der Französischen Armee Mainaufwärts würde mit ernsten Gefahren in einem Augenblick (sechs oder sieben Wochen nach dem Mobilmachungsbefehl) zu rechnen sein, wo die Mobilmachung der Preußischen Armee bereits beendet ist und hierdurch ein Zeitverlust herbeigeführt wird, der ungerechtfertigt und nicht wieder gut zu machen ist. Die aus drei gleichstarken Kontingenten bestehende Armee des Centrums muß ferner der Ausgangspunkt nicht zu unterschätzender Schwierigkeiten und Ungelegenheiten werden, die nicht nur schwer zu beseitigen, sondern auch geeignet sind, zunächst Uneinigkeit und Eifersüchteleien zwischen den drei verschiedenen Nationen hervorzurufen. Auch würde der Oberbefehlshaber, er mag Franzose, Oesterreicher oder Italiener sein, sein Kommando kaum mit Erfolg ausüben können.

Nimmt man den dritten Entwurf an, so muß jede Hoffnung, die beiden verbündeten Armeen zu einer entscheidenden Schlacht vereinigen zu können, und damit im Voraus die Sicherheit zu haben, einen kurzen ruhmvollen Feldzug zu führen und den Sieg an seine Fahnen zu fesseln, aufgegeben werden.

Was soll geschehen, wenn die Italienische Armee in Bayern geschlagen und gezwungen würde, sich hinter den Inn oder gar noch weiter zurückzuziehen?

Was würde man schließlich in Frankreich sagen, wenn die große französische Armee nach dem Ueberschreiten des Rheins bei einem Zusammenprall mit einer starken Preußischen, vielleicht der Hauptarmee, nur langsam vorwärts kommen könnte oder gar genöthigt würde, wieder über den Rhein zurückzugehen, während die Oesterreicher vielleicht die günstige Chance hätten, nur auf eine schwächere Preußische Armee zu stoßen und allein in Berlin einzumarschiren?

Elftes Kapitel.

Die Kriegserklärung. — Organisation der drei Armeen. Aenderungen in ihrer Zusammensetzung.

Zu der Zeit, wo ich mich in Wien befand, im Laufe des Monats Mai, war man in Frankreich weit entfernt davon, an einen nahe bevorstehenden Krieg zu glauben; aber in den ersten Tagen des Juli verursachte die plötzliche Ankündigung der Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern für den Spanischen Thron im gesetzgebenden Körper eine ungeheuere Erregung, die sich sehr bald dem ganzen Lande mittheilte. Es war nun nicht mehr zweifelhaft, daß bei dieser Gelegenheit ein ernster Konflikt zwischen den beiden Regierungen in Berlin und Paris, vielleicht auch der Krieg ausbrechen konnte. Auf der einen wie auf der andern Seite des Rheins mußte man sich, ohne Zeit zu verlieren und was auch kommen mochte, auf das Aeußerste vorbereiten. Am 6. Juli traf der Marschall Leboeuf in dieser Beziehung seine ersten Maßregeln. An demselben Tage ließ er mich zu sich kommen und sprach sich mir gegenüber in einigen Worten über die allgemeine Situation aus. Er legte mir die Frage vor, ob ich gegebenenfalls gesonnen sei, das Kommando meiner Division niederzulegen, um in der Armee, dem Wunsche des Kaisers und seinem eigenen entsprechend, die Funktion eines General-Adjutanten zu übernehmen und fügte weiter hinzu, daß der Kaiser ihn selbst zum Major-General der Armee bestimmt, den General Jarras aber, Direktor des Kriegsdepartements, dazu ersehen habe, mit mir in die Stelle eines General-Adjutanten überzutreten. „Die Initiative hierzu," sagte der Marschall, „ist nicht von mir ausgegangen, sondern von meinem Vorgänger, dem Marschall Niel, in einem Vorschlag, den er vor langer Zeit gemacht hat. Ich denke allen seinen Bestimmungen in gewissenhaftester Weise nachzukommen." Ich erwiderte, daß ich nur mit lebhaftem Bedauern das Kommando meiner Division, an deren Spitze ich seit zwei Jahren stand, abgeben würde, daß ich aber dem Kaiser, dessen Wunsch für mich Befehl sei, keine abschlägige Antwort geben und meine Person ganz zu seiner Verfügung stellen wolle. Mit dem andern Tage schon betheiligte ich mich, unter Beibehalt des Kommandos meiner in Paris stehenden Division, an den angestrengten Arbeiten des Kriegsministeriums.

Vom siebenten bis zum vierundzwanzigsten, dem Tage, an welchem der Marschall Leboeuf Paris verließ, um sich nach Metz zum großen Hauptquartier

zu begeben, entwickelte er eine unermüdliche Thätigkeit, die sich selbstredend auf sämmtliche übrige Organe, welche unter ihm arbeiteten, in nutzbringender Weise übertrug. Alle diejenigen, welche Gelegenheit gehabt haben, mit mir seine Thätigkeit in diesen Tagen zu verfolgen, werden ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er eine übermenschliche Arbeitskraft, eine entscheidende und durchaus klarsehende Initiative an den Tag legte. Ohne Zweifel reichte seine Thätigkeit, und er that viel, noch nicht aus; zweifellos muß man zugeben, daß er als der dem Kaiser und dem Lande allein verantwortliche Kriegsminister, nicht Alles vor dem Tage, an welchem das fürchterliche „alea jacta est“ ausgesprochen wurde und der Krieg entbrannte, vorausgesehen hat. Aber man muß in Erwägung ziehen, daß der Marschall von seinen Vorgängern bezüglich der Organisation und der Mobilisirung der Armee eine Erbschaft angetreten hatte, um die er wahrlich nicht zu beneiden war.

Ein großer Fehler des Marschalls, als er den Posten eines Kriegsministers übernahm — besser gesagt, sein großer Irrthum war es, daß er diese recht mäßige Erbschaft antrat, wie sie war, anstatt sich erst von dem Werth derselben Ueberzeugung zu verschaffen. Während es seine Pflicht gewesen wäre, die getroffenen Anordnungen des Marschalls Niel einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen, begnügte er sich in den elf Monaten, welche er an der Spitze des Kriegsministeriums stand, damit, immer und immer wieder zu versichern, daß er bezüglich der Anordnungen zum Kriege niemals eine Aenderung in den Bestimmungen seines Vorgängers eintreten lassen würde.

Vom 19. Juli ab, dem Tage der Kriegserklärung, überstürzten sich die Ereignisse von Tage zu Tage mehr und es trat nun augenscheinlich zu Tage, wie lückenhaft und unvollständig diese Vorbereitungen getroffen waren.

Bevor ich weitergehe, möge der Leser mir einige Worte über die Kriegserklärung selbst gestatten.

In der Französischen Presse sowohl, wie in der Ausländischen, haben die Publizisten die Behauptung aufgestellt, daß, wenn Frankreich im Jahre 1870 den Krieg an Preußen erklärt habe, dies nur geschehen sei, weil der Kaiser Napoleon ihn herbeigerufen habe in der Ueberzeugung, daß ein Krieg und ein glücklicher Krieg allein seiner Dynastie den nöthigen Halt geben könne. Unparteiische Geschichtsschreiber werden sich ohne Zweifel eines Tages fragen, welchen Nutzen auch der glücklichste Krieg für den Beherrscher Frankreichs haben konnte, kurz nach einem Plebiszit, in welchem 7000000 Stimmen ihre Zustimmung zu dem Regierungssystem, dessen Repräsentant er war, gegeben hatten, und dann dem Kaiser, dessen Gedächtniß durch eine solche verleumderische Beschuldigung in hohem Grade besudelt ist, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Nein, Napoleon III. konnte sich wohl davon überzeugt haben, daß die neu in Europa geschaffene Lage früher oder später einen Krieg zwischen Preußen und Frankreich herbeiführen würde; gewünscht hat er diesen Krieg aber nicht. Zu verschiedenen Malen, 1868, 1869 und 1870 hatte er mir erklärt, daß er sich durchaus nicht verhehle, wie wetterwendisch das Kriegsglück sei, und welche großen Opfer an Menschen und Geld ein Krieg mit Deutschland, der langandauernd und schwierig werden könnte, dem Lande auferlegen würde. Andere wie ich werden, so hoffe ich, Licht in das finstere Werk jener Diplomaten bringen, welche in den wenigen Tagen, die der Kriegserklärung vorausgingen bis zu dem Augenblick, wo der große Kanzler des Norddeutschen Bundes die Absage des Kaisers an allen Mauern des Preußischen Reiches anschlagen ließ, in Berlin und Paris arbeiteten. Erst nach dieser ihm in das Gesicht geschleuderten Beleidigung nahm der Kaiser den Krieg eher an, als daß er ihn erklärte. Mehr als diese Schmähung aber war es der Wille des gesetzgebenden Körpers, welcher ihn bewog, den schwerwiegenden Entschluß zu fassen. In der That — wer erinnert sich nicht der Vorgänge im Herzen dieser Versammlung, in den Sitzungen, welche der Entscheidung des Kaisers vorangingen?! Entspricht es nicht den Thatsachen, daß ein großer Theil der Abgeordneten mit ihren Zornesausbrüchen gegen den Kaiser nicht zurückhielten, weil er nach ihrer Meinung zu sehr zauderte; daß sie ihn der Feigheit beschuldigten und sogar so weit gingen, von seiner Absetzung zu sprechen, weil er nicht sofort den Krieg erklärte, wie sie es wollten?!

Wie ich schon gesagt habe, traf der Marschall Leboeuf vom 7. Juli ab seine ersten Vorbereitungen für einen Krieg, welcher drohend am Horizont heraufzog, obwohl die Hoffnung immer noch nicht ausgeschlossen war, daß die Wetterwolken sich noch einmal verziehen könnten. Er änderte nichts an den vom Marschall Niel für diesen Fall schon vorgesehenen Maßnahmen; selbst nichts an der von ihm in Aussicht genommenen Zusammensetzung unserer Armeen und deren Aufmarsch an der Grenze. Bei der Aufstellung des Planes des Marschalls Niel war für die Bildung dieser Heere keine andere Gliederung festgesetzt worden als diejenige, welche der Kaiser in seinem im Jahre 1868 fertig gestellten Entwurf angegeben hatte. Danach sollten sämmtliche verfügbare Kräfte Frankreichs drei getrennte Armeen bilden, deren Kommando je ein Marschall von Frankreich zu übernehmen hatte.

Marschall Leboeuf traf vom 7. bis zum 11. Juli die nöthigen Aenderungen zur Formation dieser drei Armeen und unterbreitete dann

dem Kaiser zur Bestätigung die Namen derjenigen Marschälle, die als Oberkommandirende in Aussicht genommen waren. Eine Armee sollte sich im Elsaß unter dem Kommando des Marschalls Mac Mahon konzentriren, eine andere in Lothringen unter Befehl des Marschalls Bazaine, eine dritte Reserve-Armee endlich im Lager von Châlons unter dem Marschall Canrobert. Es war in Aussicht genommen worden, daß die drei Armeeführer unmittelbar dem Kaiser unterstellt bleiben sollten, welcher mit dem Chef des Generalstabes der Armee, den General-Adjutanten und den Offizieren seines Stabes die oberste Leitung der Operationen persönlich in die Hand nehmen wollte, aber doch derart, daß er keine der drei Armeen direkt kommandirte. Am 11. Juli war indessen eben die Bildung dieser Armeen und die Formation ihrer Generalstäbe vollendet, als plötzlich Marschall Leboeuf infolge einer Unterredung, welche er mit dem Kaiser in St. Cloud gehabt hatte, mir nach seiner Rückkehr in das Kriegsministerium zu meinem großen Erstaunen mittheilte, daß die Organisation unserer Armeen eine wesentliche Aenderung erfahren würde.

„Wir formiren nicht mehr drei Armeen," sagte mir der Minister, „sondern eine einzige, welche der Kaiser persönlich kommandiren will." Damit warf der Kaiser alles um, was er im Jahre 1868 für richtig befunden hatte. Als ich dem Kriegsminister darauf mein Erstaunen und mein lebhaftes Bedauern über solche Maßregel ausdrückte, erwiderte mir der Marschall: „Beunruhigen Sie sich nicht, ich finde es sehr natürlich, daß der Kaiser, nachdem er 1859 in Italien die Armee persönlich geführt hat, nun auch jetzt das Kommando wieder übernehmen will. Im Uebrigen brauchen wir uns über seine Entscheidung weiter keine Gedanken zu machen, insofern er das Kommando nur für einen sehr beschränkten Zeitraum auszuüben beabsichtigt, nach dessen Verlauf wir doch die drei Armeen so wieder herstellen werden, wie er es in seinem Entwurf von 1868 angegeben hat."

Ich warf ein, daß ich mir nur schwer erklären könne, wie man an eine so tief einschneidende Aenderung in dem Augenblick denken könne, wo der Krieg doch schon im vollen Gange sei. Der Entschluß war aber unwiderruflich gefaßt; es blieb nichts weiter übrig, als sich vor ihm zu beugen. Als ich den Marschall verlassen und mich zum General Jarras, meinem Kollegen, begeben hatte, um ihm Kenntniß von der vollständig veränderten Sachlage zu geben, die durchaus andere Maßnahmen, als die bisher getroffenen, erforderte, drückte er mir sein Bedauern darüber in derselben Weise aus, wie ich es empfunden hatte.

Sollte der Kaiser, indem er das Kommando einer einzigen großen Armee übernahm, wirklich nur dem Drange seines Ehrgeizes Folge gegeben haben, wie der Marschall Leboeuf es anzunehmen schien? Ich glaube es nicht. Gewiß läßt sich nicht leugnen, daß die Erinnerung an die Lorbeeren, welche sich der Kaiser im Jahre 1859 als Ober-Kommandirender unserer Armee erworben hatte, keinen geringen Antheil an der Entschließung vom 11. Juli trug. Dennoch — davon bin ich fest überzeugt — gab ein anderes Motiv den Ausschlag zu diesem schwerwiegenden Entschluß.

In den Besprechungen, welche der Kaiser mit dem Erzherzog Albrecht gepflogen, hatte er den Prinzen gebeten, ihm seine Ansicht über die von ihm im Jahre 1868 verfaßte, die Armee behandelnde Arbeit mitzutheilen. Nach der Abreise des Erzherzogs ließ der Kaiser mich wissen, daß der Prinz, welcher die Arbeit einer Durchsicht unterzogen hatte, ihm gegenüber dahin vorstellig geworden wäre, wie seiner Meinung nach es vortheilhafter sein würde zur Formirung unserer Armeekorps, anstatt zwei Infanterie-Divisionen, wie der Kaiser in Aussicht genommen, drei oder vier Infanterie-Divisionen zu verwenden, weil die Zahl der Generalstabsoffiziere nicht ausreiche, um das Armeekorps zu zwei Infanterie-Divisionen mit Offizieren genügend zu besetzen; daß drei Armee-Hauptquartiere zu sehr die Generalstäbe und die Nichtkombattanten vermehren würde, daß im Gegentheil eine einzige große aus Armeekorps zu drei oder vier Divisionen zusammengesetzte Armee die Möglichkeit bieten würde, eine fühlbare Ersparniß in der Anzahl der den einzelnen großen Heereskörpern zuzutheilenden Generalstabsoffizieren eintreten zu lassen.

Der Kaiser, welcher eine hohe Meinung von den militärischen Talenten des Erzherzogs Albrecht besaß und sie wohl zu schätzen wußte, hatte ohne Zweifel die Rathschläge, welche derselbe ihm einige Monate vorher gegeben, nicht vergessen. Ich bin mehr wie je der Ueberzeugung, daß dieser Umstand mit entscheidend für die Entschlüsse des 11. Juli war.

Nach einer durchgreifenden Umarbeitung aller Anordnungen, welche die Formirung dreier Armeen im Auge hatten, wurde nunmehr zur Bildung einer einzigen Armee, welche der Kaiser kommandiren sollte, geschritten und sein zukünftiger Führer gab ihr den Namen „die Rhein-Armee" [1]).

---

[1]) Als am andern Tage nach dem Befehle des Kaisers der Minister alle Generale designirt hatte, welche zu wichtigen Kommandostellen in der Rhein-Armee berufen waren, sah ich in dem, dem Arbeitszimmer des Kriegsministers zunächst gelegenen Salon den General Trochu eintreten, welcher den Marschall zu sprechen wünschte.

Zwölftes Kapitel.

Einige Betrachtungen über den modernen Krieg.

Bevor ich zu der eigentlichen Beschreibung der Kriegsereignisse übergehe, möchte ich dem Leser einige den modernen Krieg betreffende Betrachtungen vor Augen führen. Besser als alle Kommentare, die ich meinem Bericht geben könnte, werden diese Betrachtungen ihn über den Grund unserer Niederlage aufklären.

In den Kriegen, welche beim Beginn dieses Jahrhunderts die Armeen Frankreichs mit einem hellen Glorienschein umgaben, findet man das Geheimniß zum Siege viel eher in dem Genie des großen Führers unserer Heere, als in der Zahl und der Tapferkeit unserer Soldaten. Das ist eine Wahrheit, die wir nie hätten vergessen sollen und die doch so wenig in Fleisch und Blut des Französischen Heeres eingedrungen war, besonders seit den ruhmreichen Kämpfen in der ersten Periode des zweiten Kaiserreiches. Diese Erfolge verführten unsere Offiziere zu dem Glauben, daß sie mit ihren alten Soldaten stets von selbst den Sieg an ihre Fahnen fesseln würden, selbst dann auch, wenn sie wie 1854 und 1859 nicht von einem solchen Genie geführt würden wie Napoleon I. Auch hatte die

---

Während er wartete, bis er vorgelassen würde, fand ich Gelegenheit, einige Worte mit dem General zu wechseln und erfuhr von ihm, wie aufgebracht er darüber sei, daß man ihm kein Kommando gegeben habe. Die Kriegserklärung, sagte er, brächte ihn in Verzweiflung, da sie zu einer entsetzlichen Katastrophe führen müsse. Unsere Armee sei nicht im Stande, einen Krieg mit Preußen durchführen zu können.

„Der Minister," entgegnete ich, „wird Sie darüber aufklären, daß, wenn er Sie nicht für eine Verwendung bei der Rhein-Armee designirt hat, er damit keineswegs die hervorragenden Dienste verkennt, die Sie dort leisten würden; er will Sie vielmehr in richtiger und voller Werthschätzung Ihrer Person für einen bedeutend wichtigeren Posten zu seiner Verfügung behalten. Und was die Aufregung anbetrifft, in welche Sie die Kriegserklärung versetzt hat, so werden Sie vielleicht sehr bald sich beruhigen, wenn es Ihnen, wie ich es weiß, bekannt wäre, daß Frankreich im Felde nicht auf sich selbst angewiesen sein, sondern mächtige Verbündete haben wird."

Wenn ich mich in dieser Weise dem General gegenüber äußerte, so geschah es, weil ich wußte, daß er in Toulouse als kommandirender General aller derjenigen Truppen in Aussicht genommen war, welche im Süden Frankreichs zurückbleiben sollten; es geschah, weil ich seit meiner Sendung nach Wien und besonders nach erfolgter Kriegserklärung niemals auf den Gedanken kommen konnte, daß der Kaiser unterlassen

Französische Armee seit langer Zeit die Wissenschaften ganz liegen lassen. Sie war stolz auf sich selbst, auf ihren Lorbeeren eingeschlafen, als plötzlich ein furchtbares Erwachen folgte und sie einen mächtigen Feind bekämpfen sollte, ohne daß sie auf den Krieg sich vorbereitet hatte; so erlag sie dem Wissen, das dieser Feind in kluger Weise an die Stelle des Genies des Heerführers zu setzen verstanden hatte.

Kriegswissenschaft oder Kriegsgenie — unter diesem Titel habe ich irgendwo in einer öffentlichen Zeitschrift eine Abhandlung gelesen, deren Autor nicht genannt war, welche nur zu genau meine eigene Ansicht wiederspiegelt, als daß ich der Versuchung widerstehen könnte den Leser mit ihrem Inhalt bekannt zu machen. „Ein Mann von Genie ist in den früheren Kriegen immer derjenige gewesen, welcher die Mittel zum Zweck im Fluge erhaschend, überraschende Erfolge erreichte, gleichgültig, ob die eingeschlagenen Wege gute oder anfechtbare waren. Unter dem Druck der Ereignisse muß der Entschluß gefaßt und die ganze Situation in einem Augenblick übersehen werden. Der langsame und methodische Denker kann solchen Anforderungen nicht gewachsen sein; aus diesem Grunde nennt man Feldherrnblick die Eigenschaft, sich durch Eingebung, das heißt durch eine so schnelle Thätigkeit des Geistes als Herr der Situation zu zeigen, daß man den einzelnen getrennten Phasen des Denkens nicht zu folgen vermag. Das ist dieser Mann des Genies, auf den man in der Französischen Armee immer gerechnet hat.

„Die Preußen aber, jenes kalt berechnende Volk, dessen Geist so eigenartig für das methodische Denken geschaffen, das aber so selten im

---

haben sollte, auf diplomatischem Wege das Werk zu vollenden, zu welchem ich durch meine Verhandlungen mit dem Erzherzog Albrecht den Grundstein gelegt hatte; daß er nicht in förmlicher und bindender Weise ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien abgeschlossen haben sollte, das ein Vor oder Zurück vollkommen ausschloß.

Ich war um so eher geneigt zu glauben, daß ein solcher Vertrag existire, als der Kaiser schon genaue Anweisung gegeben hatte, an welchen Grenzorten die acht Armeekorps der Rhein-Armee zusammengezogen werden sollten; auch hatte er bei der Auswahl dieser Orte keine anderen Rücksichten walten lassen, als diejenigen, auf welche der Erzherzog Albrecht in dem von ihm selbst entworfenen Feldzugsplan Bezug genommen hatte. Ich konnte also doch wohl mit Fug und Recht annehmen, daß dieser Plan in seinem vollen Umfange zur Ausführung kommen werde. Meine Ueberzeugung in dieser Hinsicht war um so größer, als ich mir durchaus nicht eine so große Zersplitterung unserer Kräfte beim Anfang des Krieges erklären konnte, die nur die eine Auslegung zuließ, daß in dem bevorstehenden Feldzuge die Oesterreichische Armee mit uns Arm an Arm kämpfen würde. Zum besseren Verständniß möge man sich noch einmal den vom Erzherzog Albrecht entworfenen Feldzugsplan durchsehen. Anm. des Verf.

Stande ist, den hohen Flug, der das Genie kennzeichnet, anzunehmen, haben sehr wohl ihre natürlichen Anlagen erkannt, sich in einen andern Ideenkreis eingelebt und sind zu der Einsicht gekommen, daß die Existenz eines Volkes nicht auf dem Genie oder der Ueberlegenheit gewisser Menschen beruht, um so weniger, als solche Menschen recht selten sind: Kaum daß man in zwanzig Jahrhunderten einige, wie: Alexander, Cäsar, Friedrich, Napoleon in die Erscheinung hat treten sehen. Andererseits haben sich die Preußen nicht der Ueberzeugung verschlossen, daß, da die Entwickelung der modernen Armeen in einem enormen Verhältnisse wächst, das Genie selbst nichts Größeres würde leisten können, wie ehemals, wenn es sich nicht auf eine gute Organisation zu stützen vermöchte. So haben sie während mehr als fünfzig Jahren ihre ganze Kraft eingesetzt, um das doppelte Ziel zu erreichen: ihre Kriegsmittel zu vermehren und ihre Handhabung zu erleichtern. Tausend Schwierigkeiten, welche, wenn die Umstände dringend Abhülfe erheischen, zuerst unüberwindlich erscheinen, sind von ihnen während der Friedensjahre aus dem Wege geräumt worden; und sie haben ihr Werk so gut zu Ende geführt, daß jetzt beim Ausbruch des Krieges ihr Führer eine vollendete Armee in der Hand hat, ohne Gefahr zu laufen, einen großen Theil ihrer geistigen Kraft zur Durchführung einer verwickelten Organisation verwenden zu müssen, in einem Augenblick, wo er sie zur Handhabung seiner Kommandos auf das Nothwendigste braucht. Indem sie sich die Ueberlegenheit der Zahl und der Waffen sicherten, indem sie sich die Mittel verschafften, ihren Gegner mit einer an Unfehlbarkeit grenzenden Sicherheit zu überraschen, und indem sie diese scharfsinnige Arbeitstheilung einführten, die jede Verwirrung ausschloß, lieferten sie den Beweis, daß ihre Nation im Besitze eines besonderen Genies sei, das sie zum Genie des modernen Krieges erhoben.

Sie haben mathematisch gefunden, was ehemals nur ein seltener und erleuchteter Kopf allein finden konnte. Sie haben das Genie ersetzt durch die Kriegswissenschaft und den großen Feldherrn durch geschickte Generale. Herr von Moltke selbst ist nur einer von diesen Generalen. Niemand hat bisher an seiner Stirn den Stern des Genies leuchten sehen. Dennoch ist der Ruhm für die Preußen nicht minder groß, weil es die unbeugsame Logik und die methodische Wissenschaft ist, welche sie in den Stand gesetzt hat, selbst mittelmäßigen Führern in diesen letzten Jahren den Sieg zu sichern. Man muß schließlich anerkennen, daß in den Kriegen der Zukunft die Wissenschaft fast immer — selten das Genie — triumphiren wird." Diese letzten Zeilen sind in der That nichts anderes, als der ergreifende Ausdruck der Wahrheit. Nur die unerbittliche Anwendung der Lehren,

welche sie in sich schließt, verschafften den Preußen im Jahre 1870 den Sieg über uns. Mit dieser ungeheuren Maschine, die man Armee nennt, einer Maschine, welche sie mit einer solchen Vollkommenheit konstruirten, daß sie nie versagte, haben sie das doppelte Resultat erreicht, daß sie einmal bei einem plötzlichen Kriegsausbruch viel schneller über ihre Streitkräfte disponiren konnten wie wir, und dann, daß sie stets die Ueberlegenheit der Zahl nicht nur an Menschen, sondern auch an Geschützen auf den Schlachtfeldern sich sicherten. Da wir nun keinen großen Feldherr'n, kein Genie besaßen, welches diesen Vortheil ausgleichen konnte, waren wir fast unfehlbar schon ohne vorherigen Kampf dem Untergange geweiht.

Wie kam es, daß die Preußischen Generale schon vor 1870 mit Bestimmtheit wußten, daß im Fall der Kriegserklärung ihre Armeen viel eher für die ersten Operationen im Felde bereit gestellt sein würden, als die unserigen; ein Umstand, der einen so hervorragenden Einfluß auf den Ausgang eines Feldzuges ausübt? Ich werde darauf die Antwort geben und diejenigen darüber aufklären, die es vielleicht jetzt noch nicht einmal wissen.

Sie haben es erfahren durch das militärische Studium, durch die Arbeiten, denen sich die Preußischen Generalstabs-Offiziere während langer Jahre, unter Leitung des Generals von Moltke, mit einer unermüdlichen Schaffensfreudigkeit unterzogen hatten, um ihrer Armee einen Modus der Mobilmachung zu sichern, wie er bei einer anderen Armee in Europa nicht existirte.

Dreizehntes Kapitel.

Mißstände bei der Mobilmachung der Armee. Ankunft des Kaisers in Metz.

Marschall Leboeuf verließ Paris am 24. Juli, um sich nach Metz zu begeben, wo seit mehreren Tagen schon das Personal des großen Haupt-

quartiers der Rhein-Armee versammelt war. General Jarras und ich begleiteten ihn dorthin. Obwohl es der Wille des Kaisers war, daß der Marschall, trotzdem er sich bei der Armee befand, seine Funktionen als Kriegsminister beibehalten sollte, war doch dem General Dejean, Direktor des Genies, seine Stellvertretung in Paris übertragen worden. Einige Tage später sollte der Kaiser in Metz das Oberkommando übernehmen, welches er sich selbst zugedacht hatte.

Bei seiner Ankunft im großen Hauptquartier konstatirte Marschall Leboeuf zu seiner großen Verwunderung, daß die Mobilmachung der Feldarmeen, welche unter den Mauern von Metz, in den Vogesen und im oberen Elsaß zusammengezogen werden sollten, noch nicht beendet war; von der Schnelligkeit, auf welche er gerechnet hatte, war nicht viel zu merken. Wir hatten schon den 25. Juli; zehn Tage waren bereits verflossen seit der Zeit, wo mit der Mobilmachung der Anfang gemacht worden war, und die Reservisten, welche die schon an der Grenze stehenden Truppenkörper komplettiren sollten, ließen immer noch auf sich warten, oder trafen mit einer Langsamkeit ein, daß man verzweifeln konnte. Hatte die Rhein-Armee nun vierzehn Tage nach der Mobilmachung wirklich die Stärke von 400000 Kombattanten erreicht, auf die man mit großer Zuversicht gerechnet hatte? Man konnte mit ziemlicher Gewißheit das Gegentheil annehmen.

Andererseits erhielt an demselben 25. Juli mein Adjutant, der Kommandant Laveuve, vom Oberst de Bouillé, unserm Militär-Attaché in Wien, ein Schreiben, in welchem ihm mitgetheilt wurde, wie bis dahin nichts darauf hindeute, daß die Oesterreichisch-Ungarische Armee mobil gemacht würde. Das Verbleiben dieser Armee auf dem Friedensfuß bedeutete für mich das Fehlschlagen aller meiner so begründeten Hoffnungen.

Angesichts einer Situation, welche mehr und mehr an Schwere zunahm, befahl mir der Marschall Leboeuf, mich noch am Abend nach Paris zu begeben mit dem Auftrage, den Kriegsminister zu veranlassen, alle Maßregeln ungesäumt zu ergreifen, um eine Beschleunigung der Mobilmachung der Armee herbeizuführen. Ich kam in St. Cloud am sechsundzwanzigsten Mittags an in der Hoffnung, daß ich dort nicht nur den Minister Dejean, sondern auch den Kaiser und alle Mitglieder des Kabinets antreffen würde. Der erste Minister, welchem ich bei meinem Eintritt in das Palais begegnete, war der Herzog von Gramont, unser ehemaliger Gesandter in Wien, welcher in diesem Augenblick Minister der auswärtigen Angelegenheiten war. Mit wenigen Worten theilte ich ihm

die Befürchtungen mit, welche der Wiener Brief in mir hatte entstehen lassen.

„Wer hat diesen Brief geschrieben?“ fragte mich der Minister.

„Der Oberst de Bouillé, unser Militär-Attaché in Wien,“ antwortete ich.

„Weiß denn der Oberst de Bouillé Alles, was in Wien passirt?“ fragte der Herzog weiter. „Gehen Sie, lassen Sie gut sein,“ fügte er dann hinzu, und indem er mich auf die Schulter klopfte: „Haben Sie Vertrauen!“

Ich betone besonders, daß dies nicht nur der Sinn der Worte des Herzogs von Gramont, sondern die Worte selbst waren, welche ich hier zitire, ohne auch nur ein einziges zu ändern.

Die Unterredung, welche ich mit dem General Dejean hatte, führte fast zu keinem andern Resultat, als daß ich mich von der Verwirrung überzeugte, welche im Kriegsministerium angesichts der Schwierigkeiten, auf welche die Mobilmachung der Armee in ganz Frankreich stieß, herrschte. Aus verschiedenen Gründen, die ich später zur Kenntniß des Lesers bringen werde, brach sich der gute Wille der Kriegsverwaltung, die Anordnungen des Marschalls Niel und seines Nachfolgers zur Ausführung zu bringen, besonders in der Provinz, an unerwarteten und unüberwindlichen Hindernissen.

Als ich am siebenundzwanzigsten nach Metz zurückkehrte, konnte ich dem Chef des Generalstabes nur erklären, daß der Minister Dejean nach Kräften bestrebt sei, das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, aber daß all sein Eifer und seine Intelligenz nicht ausreichten, um das Unmögliche möglich zu machen. Und das war die nackte Wahrheit.

Der Kaiser verließ St. Cloud am achtundzwanzigsten und kam am Nachmittage desselben Tages in Metz an. Alle diejenigen, welche ihn an diesem Tage auf der Reise begleiteten, werden nicht vergessen haben, wie sehr sein Geist sich mit dem möglichen Ausgange eines Krieges beschäftigte, welcher so große Anstrengungen und Opfer forderte; wie sehr ihm die unter der Maske des Patriotismus in Scene gesetzten Demonstrationen einer weinseligen, die Marseillaise brüllenden Menge mißfielen; wie entrüstet er war über das andauernde Geschrei: „Nach Berlin! Krieg den Preußen“, das ihm auf allen Stationen in die Ohren gellte. Waren diese Demonstrationen in der That darnach angethan, ihn in dem Vertrauen zu bestärken, welches er bis dahin in den Patriotismus und in die unerschöpflichen Hülfsquellen Frankreichs gesetzt hatte? Ist es möglich, daß ein großes Volk, welches nachdenkt und Achtung vor seiner Kraft

hat, es darauf absieht, sich durch bacchantische Lieder zu betäuben, wenn das Vaterland in Gefahr ist?!

Schon vor der Abfahrt von St. Cloud war eine leise Ahnung in der Seele des Kaisers aufgestiegen, daß er sich möglicher Weise geirrt und zu viel Vertrauen in den guten Geist des Volkes gesetzt habe.

Und in der That, nachdem er sich in der Hoffnung gewiegt hatte, daß die Nation sich auf seinen Ruf zur Vertheidigung des Vaterlandes wie ein Mann erheben würde, um die Wunder von Kraft und Ausdauer, welche Frankreich in den ersten Jahren des Jahrhunderts mit solchem Glanz umgeben hatten, wieder aufleben zu lassen, erkannte er sehr bald, wie arg er sich getäuscht hatte.

Beim Ausbruch des Krim- und des Italienischen Krieges hatte man augenblicklich 12- bis 15000 Freiwillige, hingerissen durch patriotischen Eifer, den Lärm der Waffen und die Sucht nach Ruhm, zu den Fahnen strömen sehen. Man hatte sich zu der Annahme berechtigt geglaubt, daß in einem Kriege gegen Preußen, der doch volksthümlicher wie je ein anderer war, die Zahl der Freiwilligen mindestens eine Höhe von 30000 erreichen würde. Nun! es waren in den ersten acht Tagen nach der Kriegserklärung kaum einige tausend alter ausgedienter Soldaten oder junger noch gar nicht gedienter Leute, welche sich zum Eintritt meldeten und ihre Herzen und ihre Arme dem Vaterlande zur Verfügung stellten. Wo war denn der feurige Enthusiasmus unserer Väter bei der jungen Französischen Generation geblieben? Welch traurige Enttäuschung für den Kaiser und für alle diejenigen, welche darauf gerechnet hatten, daß bei den ersten Anzeichen einer das Vaterland bedrohenden Gefahr alle jungen und kräftigen Franzosen sich in die Reihen der Armee drängen würden, um das Vaterland zu vertheidigen.

Vierzehntes Kapitel.

Ursachen der Ausfälle, welche durch die wenig sachgemäßen Mobilmachungsvorarbeiten herbeigeführt wurden.

In der Zeit vom 25. zum 31. Juli entwickelte die Deutsche Armee beträchtliche Kräfte an unserer Nordostgrenze zwischen Thionville und Straßburg. Nachdem diese Truppen zuerst in den großen Rheinfestungen und in den großen Centren der Bevölkerung des rechten Ufers dieses Flusses gesammelt worden waren, konzentrirten sie sich allmählich nahe der Grenze, um zu Armeen zusammen zu schließen. In den Westrheinischen Provinzen bedeckten sie das ganze Nahethal und noch einen Theil des Moselthales. Im östlichen Theil standen sie in Rheinbayern und näherten sich dem Thal der Lauter. Man wußte im großen Hauptquartier der Rhein-Armee seit dem 27. Juli, daß die Reihen des Feindes sich von Tag zu Tag durch Zuwachs aus Preußen und Süddeutschland in gewaltiger Weise vermehrten.

Was geschah denn nun auf unserer Seite, um die Armee auf diejenige Stärke zu bringen, mit welcher wir dem Feinde entgegen treten wollten? Wuchs bei uns auch mit jedem Tage die Zahl unserer Bajonette und Geschütze? Ich halte es für meine Pflicht, daß ich zur Belehrung derjenigen Offiziere, die dermaleinst dazu berufen sein werden, die Französische Armee für den Krieg vorzubereiten, mit der Beantwortung dieser Fragen, den Thatsachen entsprechend und der vollen Wahrheit gemäß nicht hinter dem Berge halte. Es läßt sich dann hoffen, daß unsere Nachkommen, durch die Erfahrung klüger geworden, es besser machen werden, wie wir im Jahre 1870. Gott gebe es!

Wie der Leser aus der Arbeit des Kaisers vom Jahre 1868, mit welcher ich ihn in einem der vorangegangenen Kapitel bekannt gemacht habe, entnommen haben wird, ist eine Armee eine unter einem Führer stehende Vereinigung einer gewissen Anzahl von Armeekorps, die ihre großen taktischen Einheiten ausmachen. Die Arbeit des Kaisers gab darüber Aufklärung, aus welchen Elementen ein solches Armeekorps bestehen muß. Wie ich schon angeführt habe, sind in der Preußischen Armee die Armeekorps schon im Frieden dauernd formirt. Ein Unterschied zwischen einem

auf Friedensfuß stehenden und einem auf Kriegsfuß befindlichen Armeekorps ergiebt sich nur aus seiner Effektiv-Stärke.

Man wird ferner erkannt haben, daß in Frankreich der Kaiser sich seit dem Jahre 1868 mit dem Gedanken getragen hatte, unsere Armeen nach dem Muster der Preußischen umzuformen; das heißt, daß ihre Armeekorps, ihre Generalstäbe und Verwaltungs-Branchen ständig formirt und stets bereit für den Krieg bleiben sollten. Unglücklicher Weise hatte sein Wille nicht den althergebrachten Schlendrian überwinden können; und um doch den Schein zu wahren, als ob man die Absicht habe, seinen Wünschen zu willfahren, hatte man sich nur dazu aufzuschwingen vermocht, die Armeekorps nach den vom Kaiser aufgestellten Prinzipien wenigstens auf dem Papier zu formiren. Ja, man hatte es nicht einmal auf dem Papier für nothwendig gehalten, diese Organisation als unveränderlich und unwiderrufbar hinzustellen.

In der That haben wir gesehen, daß am 11. Juli 1870, dem Tage, an welchem dieser Organisation nur noch die offizielle Bestätigung ertheilt zu werden brauchte, da nichts weiter nothwendig war, als nur noch die Ausführungsbefehle zu erlassen — der Kriegsminister sich, um einem Wunsche des Kaisers nachzukommen, in keiner Weise der nun nothwendig gewordenen vollständigen Umarbeitung derselben widersetzte. Um aus den vorher auf dem Papier schon gebildeten drei Armeen eine einzige zu formiren, mußten alle Bestimmungen, welche schon in Händen der kommandirenden Generale oder der Divisionskommandeure waren, umgeändert werden, es mußte überdem ein Wechsel in der Zusammensetzung der Korps-Hauptquartiere stattfinden, um schließlich nur ein einziges Armee-Hauptquartier zu haben. Dieser Umstand versetzte das Kriegsministerium in die Nothlage, auf die Umarbeitung eine kostbare Zeit verwenden zu müssen, welche viel besser und mit viel größerem Nutzen der Organisation und der Mobilmachung der Armeen hätte zu Gute kommen können. Daraus resultirten naturgemäß große Verzögerungen in der Expedition der Befehle, die ihrerseits wiederum zur unmittelbaren Folge hatten, daß eine tiefgreifende Unsicherheit und Verwirrung dort entstand, wo die Maschine am sichersten fungiren mußte, nämlich bei der Mobilmachung. Ein Zeitverlust, mochte er noch so kurz sein, mußte als ein Unglück angesehen werden, zu einer Zeit, wo jede Minute Stunden und jede Stunde ganze Tage aufwog. Welche enormen Schwierigkeiten hätte man den Offizieren des Kriegsministeriums in Berücksichtigung der langen und mühseligen Arbeiten, mit denen sie gequält wurden, ersparen können, wenn einerseits unsere Armeekorps schon im Frieden ebenso formirt gewesen wären, wie

für den Kriegsfall, und wenn man andererseits die unglückliche Idee hätte fallen lassen, die ganze Organisation der Armee in der letzten Minute zu ändern, da, wo absolut keine Zeit mehr vorhanden war, irgend welchen Wechsel eintreten zu lassen. Zum Mindesten würde man doch erreicht haben, daß die Generale die Truppen, welche sie im Felde zu führen berufen waren, vor Uebernahme ihrer Kommandos kennen gelernt hätten und diese umgekehrt ihre Führer. Sie würden gewiß streng darüber gewacht haben, daß ihre Brigaden und Divisionen nicht eher die Garnisonen verließen und in Marsch gesetzt wurden, ehe sie nicht vollständig eingekleidet und feldmäßig ausgerüstet waren. Sie würden sich sicherlich davon überzeugt haben, ob in den Depots ihrer Korps Alles bereit lag, um die Reserve-Mannschaften und die zu den Fahnen einberufenen Rekruten des Jahrganges 1869 mit allem Nothwendigen versehen zu können.

Anstatt dessen übernahmen fast alle Generale, die meist im letzten Moment erst ihre Designation erhalten hatten, das Kommando der Truppentheile erst nach ihrem Eintreffen bei der Armee. Sie unterzogen sich dann einer ersten Besichtigung derselben oder vielmehr der schon an der Grenze stehenden Theile ihrer Truppen, deren nächstes Ergebniß einstimmige, wohlbegründete Klagen darüber waren, daß den Regimentern die für das Feld nothwendigste Ausrüstung fast durchweg fehle. Diese Klagen waren nur zu sehr berechtigt. Ich werde den Beweis liefern.

Man wird sich meiner Angabe erinnern, daß im Jahre 1869 der Marschall Niel dem Kaiser die Versicherung gegeben hatte, wie Dank seinen getroffenen Anordnungen im Mobilmachungsfall alle Reservisten innerhalb vierzehn Tagen zu ihren Truppentheilen gestoßen sein könnten. Ich habe darauf angeführt, daß der Marschall Leboeuf als Nachfolger des Marschalls Niel sich verpflichtet gefühlt habe, nichts an den von seinem Vorgänger getroffenen Bestimmungen zu ändern. Jetzt ist der Augenblick gekommen zu prüfen, wie jene Anordnungen ausgeführt wurden und was sie zur Folge hatten.

Nach den ministeriellen Vorschriften sollte im Mobilmachungsfall jeder Reservist, gleichgültig zu welcher Waffe er gehörte, sich zu dem Truppentheil begeben, bei welchem er seine fünfjährige aktive Dienstzeit zurückgelegt hatte. Die Einberufungsordre wurde nach dem Orte geschickt, in welchem er seinen Wohnsitz nachwies; war er abwesend, was recht häufig vorkam, so wurde die Ordre seinen Familienmitgliedern übergeben, welche die Verpflichtung hatten, sie ihm an seinen augenblicklichen Aufenthaltsort nachzusenden.

Zum besseren Verständniß sei ein Beispiel angeführt:

Ich nehme an, daß ein Reservist seinen ständigen Wohnsitz in Lille und seinen zeitigen Aufenthaltsort in Marseille hat. Das Depot seines Regiments soll sich in Lyon befinden und die aktiven Bataillone in Grenoble in Garnison stehen. Eine an seine Adresse gerichtete Einberufungsordre würde folgendes Ergebniß zeitigen.

Der Kommandant des Rekrutirungs-Bureaus in Lille schickt den Gestellungsbefehl an den ständigen Wohnsitz des Reservisten nach Lille. Die Familie expedirt ihn an den Interessirten nach Marseille, dem von dem Augenblick an, wo ihn die Ordre erreicht, ein Aufschub seiner Abreise um zwei Tage zugebilligt ist. Erst nach Ablauf dieser vollen zwei Tage hat er die Verpflichtung, nach dem Depot seines Regiments, nach Lyon abzureisen. Dort wird er eingekleidet, bewaffnet, ausgerüstet und dann erst nach Grenoble zu seinem dort in Garnison stehenden Regiment in Marsch gesetzt.

Ich habe dieses Beispiel gewählt und könnte noch manche andere, bedeutend ungünstigere Verhältnisse vor Augen führende, aufzählen, um nachzuweisen, wieviel Zeit verloren geht, ehe ein Reservist in die Kompagnie, die Schwadron oder die Batterie des Regiments, zu welchem er gehört, eingestellt werden kann.

Wenn man jetzt die Vorgänge bei der Mobilmachung des Jahres 1870 in Erwägung zieht, so wird man unschwer verstehen, wie es kam, daß die Gestellung der Reservisten bedeutend mehr Zeit in Anspruch nahm, als der Marschall Niel vorausgesetzt hatte.

Gewöhnlich befand sich das Depot eines Regiments weit entfernt von seiner Garnison. Einige Regimenter, die theils in Frankreich, theils in Algier standen, hatten ihre Depots an so entfernten Punkten des Reiches, daß die Reservisten, um sich dorthin zu begeben, in einer gerade entgegengesetzten Richtung sich auf den Weg machen mußten, als ihr Truppentheil in dem Augenblick nahm, wo er an die Grenze abrücken sollte.

Wer erinnert sich in dieser Beziehung nicht des Durcheinanders der Reservisten, welches plötzlich am Tage nach der Kriegserklärung eintrat und ein solch berechtigtes Erstaunen in der Bevölkerung hervorrief. Welch eine Verzögerung auch in der Ankunft der Reservisten und welche Strapazen für sie, die man doch allen Grund hatte, ihnen zu ersparen!

Wenn nun der Reservist wenigstens nur nöthig gehabt hätte, das Depot seines Regiments aufzusuchen, um dort sofort eingekleidet, mit der Kriegsausrüstung versehen und unmittelbar darauf zu seinem Truppentheil instradirt zu werden; — nein — die Depots hatten keinerlei Vor-

bereitungen zu diesem Zweck getroffen, und wenn sie wirklich etwas gethan hatten, so war dies in höchst ungenügender Weise geschehen.

Damit die Reservisten nicht zu einem längeren unfreiwilligen Aufenthalt in dem Depot-Ort genöthigt wurden, hätten schon im Frieden und im Verhältniß der Zahl der eintreffenden Reservisten die Waffen, die Uniformen und Ausrüstungsstücke sowie die zugehörige Munition niedergelegt werden müssen; unglücklicherweise war dies nur in den Depots der Kavallerie und Artillerie geschehen und auch hier nur insofern es Bekleidung und Ausrüstung anbetraf. Hiernach möge man die Schwierigkeiten beurtheilen, auf welche die Mobilmachung in den Depots unserer Regimenter stieß.

Bevor der Kriegsminister Paris verließ, hatte er sämmtlichen die Territorial-Divisionen und Unter-Divisionen kommandirenden Generalen Befehl ertheilt, alle diejenigen Reserve-Mannschaften, deren Regimenter bereits an der Grenze standen, in Abtheilungen zu hundert Mann zu sammeln und ihren Truppentheilen zuführen zu lassen. Er hatte sie ausdrücklich angewiesen, keine Minute Zeit zu verlieren, um sofort jede Abtheilung, sobald sie die Stärke von hundert Mann erreicht hatte, zum Bahntransport zu bringen. Seit seiner Ankunft in Metz konnte er sich aber nicht mehr der Einsicht verschließen, daß eine ganze Anzahl Reservisten vollständig mangelhaft ausgerüstet oder bewaffnet dort eingetroffen waren. Er hatte darauf an dieselben Generale einen zweiten Befehl erlassen, der es ihnen erneut zur Pflicht machte, ungesäumt Maßregeln zu ergreifen, die verhinderten, daß Reserven der Infanterie zur Armee geschickt würden, die in ihren Depots, abgesehen von der Bewaffnung und Ausrüstung, nicht alle ihre Lagergeräthschaften und neunzig Patronen pro Kopf erhalten hätten. Durfte man aber sich der Hoffnung hingeben, daß die Generale im Stande sein würden, diesen beiden kurz auf einander folgenden Befehlen des Major-Generals, des Kriegsministeriums genau nachkommen zu können, und daß ihnen nicht unüberwindliche Schwierigkeiten deren Ausführung unmöglich machen würden?

Zu meinem Bedauern muß ich sagen nein. Die beiden Befehle des Marschalls Leboeuf konnten thatsächlich nicht so befolgt werden, wie es in der Absicht des Kriegsministers lag, und noch mehr — sie vertrugen sich nicht miteinander, — ich möchte sagen, einer schloß den andern aus. Und in der That, bis zur Kriegserklärung hatte jedes Infanterie-Regiment nur 2000 Gewehre, also eben nur fünf bis sechshundert Flinten mehr, als ihm für den Friedensetat, der sich auf 1250 Köpfe ungefähr belief, übergeben waren. Die Lager-Räume in den Kasernen hätten schon nicht ausgereicht, um ihnen eine größere Anzahl zu überweisen.

Die Kriegsstärke belief sich aber mit Einschluß des Jahrganges von 1869, welcher am ersten Juli unter die Fahnen treten sollte, bei einem

Infanterie-Regiment (Feld und Depot) auf	3520	Mann
Fußjäger-Bataillon	1260	„
Tirailleur-Regiment	3280	„
Fremden-Regiment	2200	„
Genie-Regiment	3740	„

Man ersieht aus diesen Zahlen, daß, wenn am Tage der Mobilmachung in jedem Depot nur 500 bis 600 Gewehre vorhanden waren, 1500 Gewehre fehlten, um die letzten im Depot eintreffenden Reservisten zu bewaffnen.

Noch mehr — in keinem Depot war auch nur der geringste Vorrath an Effekten und Ausrüstungsstücken für den Lager-Gebrauch; was die Patronen anbetrifft, so enthielten die Waffen- und Armirungs-Depots nur die für den Frieden durchaus erforderliche Anzahl, die je nach Verbrauch immer wieder ergänzt wurde.

Nun mache man sich ein Bild von der Lage, in welche der Kommandant eines Depots versetzt wurde, nachdem die beiden Befehle des Kriegsministers zu seiner Kenntniß gekommen waren. Dieser Kommandant hatte wenige Tage nach der Kriegserklärung die Feld-Bataillone seines Regimentes die Garnisonen verlassen sehen, um nach der Grenze zu marschiren. Diese Truppentheile rückten in ihrer Friedensstärke aus; vielleicht war es ihnen möglich gewesen, noch vor dem Abmarsch aus den nächstgelegenen Arsenalen oder den Central-Depots ihre Lager-Ausrüstung und die Kriegs-Chargirung zu erhalten. Vielleicht — sage ich, denn einige Bataillone kamen erst nach Ankunft an ihren Bestimmungsorten in den Besitz dieses Materials, das sie aus den Magazin-Beständen in Metz oder Straßburg entnahmen. Unmittelbar nach Eingang des Mobilmachungsbefehls sieht sich aber der Depot-Kommandant veranlaßt, nach Innehaltung des Instanzenweges, das heißt durch den die Subdivision kommandirenden General, beim Divisions-Kommando, dem sein Depot unterstellt ist, die Ueberweisung der für ungefähr 1000 Reserve-Mannschaften und 900 Rekruten der Jahresklasse 1869 nothwendigen Gewehre sammt Munition zu beantragen und die Sache erfordert Eile, denn er gebraucht diese 1500 bis 1600 Gewehre sofort. Was die Munition anbetrifft, so bedarf er eines Quantums von einhundertfünfzig und einigen tausend, die das zunächst gelegene Arsenal ihm zusenden muß, aber erst auf seine mit dem Visum des Generals versehene, von

diesem letzteren an den Artillerie=Direktor gesandte Requisition hin, welcher sie wiederum dem Kommandanten des Arsenals zustellt.

Das ist aber noch nicht Alles; der Kommandant des Depots darf keine Zeit verlieren, um beim Militär=Unterintendanten die Ueberweisung des ganzen Ausrüstungsmaterials, der Effekten und des Lagergeräths für die 1900 Mann, welche er damit zu versehen hat, zu beantragen.

Welche Zeitvergeudung, nur um die Anträge und die Forderungen des Depot=Kommandanten erledigen und befriedigen zu können! Um ein genaues Bild davon zu erhalten, müßte man feststellen, wieviel Zeit die Arsenal= und die Central=Magazine brauchten, um den Anforderungen gerecht werden zu können. Diese letzteren, von denen es im Inlande nur sechs gab, in Paris, Lille, Metz, Straßburg und Lyon und für die afrikanische Armee nur eins in Algier, hatten mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Ueberfüllung dieser Magazine, mochten in ihnen die Effekten in noch so großer Ordnung gelagert und sortirt sein, ließ eine prompte Expedition der zahllosen Kollis kaum zu. Vom 15. bis 31. Juli nahm die Verwirrung einen Schrecken erregenden Charakter an, da die Rechnungsbeamten und Direktoren eine nicht mehr zu überwältigende Arbeit zu leisten und ungezählte Kollis zu expediren hatten. Einige Tage später nahm die Konfusion noch größere Dimensionen an, als die Direktoren in Paris und Lyon, die so schon ihre eigene Arbeit kaum zu bewältigen vermochten, den Befehl erhielten, einen Theil ihres Materials an die Magazine in Metz und Straßburg abzugeben, welche vollständig geräumt waren, da sie ihr Feldgeräth an die Regimenter abgegeben hatten, welche vor ihrem Ausmarsch aus der Garnison nicht damit versehen worden waren. Die nächste Folge war, daß Irrthümer in der Expedition vorkamen und Verzögerungen in der Ankunft der an die Depots gesandten Kollis eintraten. Konnte man sich darüber wundern, wo ein Theil der Armee sich unterwegs auf dem Eisenbahn=Transport befand und alle Bahnhöfe belagerte?

In dieser Hinsicht möge mir der Leser gestatten, ein Bild vor seinen Augen zu entrollen, wie es das Central=Magazin in Metz bei einem Besuch mir bot, den ich mit dem Major=General der Armee am 26. Juli daselbst machte.

Zu dieser Zeit, wo die Arbeiten kaum noch zu überwältigen waren und das Personal hätte verdoppelt werden müssen, um den Anforderungen nur einigermaßen entsprechen zu können, hatte man dem Direktor dieses Etablissements in Verfolg einer Bestimmung der Kriegsverwaltung zwei seiner Beamten genommen und sie der Armee überwiesen. Die Zahl

seiner Magazinarbeiter war durchaus unzureichend. So blieb er eigentlich nur allein übrig, um Befehle zu geben, die Ausführung zu überwachen und Kontrolle auszuüben. Er unterlag der Schwere der Verantwortung und einer Thätigkeit, die seine Kräfte überstieg. Das Material, welches ihm aus den Magazinen des inneren Frankreichs über den Hals geschickt worden war, überfüllte nicht nur die Räume, sondern sogar die Höfe seines Etablissements, wo nichts zu ihrer Lagerung und Bergung vorbereitet war. Mit der Anhäufung nahm die Verwirrung und Unordnung um ihn von Stunde zu Stunde zu. Es lagerten dort, ich werde es nie vergessen, 400000 Säcke mit Zelten und die Truppen um Metz verlangten dringend, daß man sie vertheile. Alle diese Zelte waren in Metz ohne Leinen und Pfähle angekommen.

Es ließ sich wohl mit Sicherheit annehmen, daß das, was ich in Metz am 26. Juli gesehen hatte, sich auf allen Bahnhöfen der Ostbahn wiederholen würde, wo sich das in Kollis verpackte Kriegsmaterial täglich mehr und mehr anhäufte und ein solches Durcheinander herrschte, daß die Stücke ein und derselben Sendung nicht zusammen und gleichzeitig an ihren Bestimmungsort anlangten. Die Verwirrung wurde auf den Bahnhöfen so groß, daß unmittelbar nach den ersten Schlachten vor Metz und nachdem man schon die Frage erwog, ob die Infanterie mit ihren Patronen reichen würde, man ganz plötzlich auf dem Metzer Bahnhof Millionen von Patronenkästen fand, welche in wirrem Durcheinander mit tausenden von Kisten voll Feldzwieback ein ruhiges Dasein fristeten. Dieser kolossale Vorrath an Patronen lagerte dort schon seit langer Zeit, ohne daß man im großen Hauptquartier auch nur die geringste Ahnung von ihrem Vorhandensein an solch einem Orte hatte. Die Details, in welche ich den Leser einen Einblick habe gewinnen lassen, werden ihn gewiß ermüdet haben, aber ich hielt es für unerläßlich, um ihm begreiflich zu machen, an welchen Hindernissen im Jahre 1870 alle unsere Anstrengungen, die Mobilmachung der Armee zu beschleunigen, scheiterten.

Ich will nur noch einige Zeilen hinzufügen, um den Beweis zu liefern, mit welcher geringen Gründlichkeit und mit welcher Kurzsichtigkeit die Kriegsverwaltung sich mit der Frage des für die Armee nothwendigen Sanitätsmaterials beschäftigt hatte. Nachdem im Jahre 1868 auf Befehl des Marschalls Niel das für die drei Armeen nothwendige Sanitätsmaterial angefertigt worden war, hatte derselbe Anweisung ertheilt, daß es in den Räumen des „Hôtel des Invalides“ niedergelegt werden sollte. So fand man dasselbe, anstatt daß es in den Grenzfestungen lagerte, auf einem einzigen Punkt angehäuft. Weiter hatte man ver-

absäumt, die Geschirre, welche zu den für die Ambulanzen nothwendigen Fahrzeugen gehörten, ohne welche man sie selbstredend nicht bespannen konnte, gleich neben ihnen zu deponiren. Wegen Beschaffung der nöthigen Vorspannpferde hatte man gar keine Vorsorge getroffen.

Als nun der Tag kam, an welchem die Sanitäts-Detachements an die Grenze dirigirt werden sollten, ging viel Zeit verloren, ehe die Wagen ihre Bespannung erhalten hatten und das nöthige Sanitätspersonal eintraf, denn auch auf dieses war vorher nicht gerücksichtigt worden. Es läßt sich auf diese Weise leicht erklären, warum so viele Divisionen und nahezu alle Hauptquartiere sich noch nicht einmal in Besitz dieses Materials befanden, als schon die Schlachten bei Weißenburg, Reichshofen und selbst bei Sedan geschlagen waren.

Fünfzehntes Kapitel.

Wechsel im Kommando.
Vorbereitungen für den Angriff auf Saarbrücken. — Der Marschall Bazaine. — Gefecht bei Saarbrücken.

Da den Kriegsministern Frankreichs wohl bekannt war, was der Preußische Generalstab vor dem Jahre 1866 geleistet hatte, um die Armee für den Krieg gegen Oesterreich vorzubereiten, so wäre es ihre ernste Pflicht gewesen, dafür Sorge zu tragen, daß unsere Armee jeden Augenblick den Ansprüchen gewachsen sein konnte, die eine Mobilmachung und Konzentration derselben mindestens innerhalb vierzehn Tagen unbedingt forderte. Wir haben in dem vorhergehenden Kapitel gesehen, was die Kriegsverwaltung in dieser Beziehung geleistet hatte. Beklagenswerther Zeitverlust und eine vollkommen unfertige Organisation der Armee waren die Folge ihres Schaffens.

Der Zeitverlust war ein derart bedeutender, daß die Rhein-Armee, welche am 30. Juli mindestens aus 400 000 Mann bestehen sollte — das

war die als sicher angenommene Zahl —, erst einen Effektivbestand von 233 000 Mann aufwies.

Was sollte nun angesichts eines solchen Ausfalls der Führer der Rhein-Armee für einen Entschluß fassen? Sollte er sich trotz alledem zu dieser Initiative entschließen, welche sowohl der Charakter des Französischen Soldaten wie der der ganzen Nation von ihm forderten, eine Initiative, auf welche — und vielleicht recht ungeduldig — auch diejenigen Mächte warteten, denen unsere Sympathien gehörten und welche gewiß bereit waren, Schulter an Schulter mit uns zu kämpfen, sobald die ersten Schlachten gewonnen waren!

Von den Führern der Armee sprachen sich mehrere für eine sofortige Initiative aus, der größere Theil indessen war entgegengesetzter Ansicht. Im Allgemeinen gaben die Kommandanten der Armeekorps und der Divisionen ihr Urtheil dahin ab, daß es besser sei, noch zu warten, und den Feind erst dann anzugreifen, wenn die Armee ihre Organisation vollständig vollendet habe. Der Soldat dagegen verlangte ungeduldig, gegen den Feind geführt zu werden.

Was den Kaiser anbetrifft, so hielt er es, trotzdem er sich nur ungern dazu entschloß, für geboten, keine ernsthafte Bewegung zu unternehmen, ehe nicht die 235 800 Mann, welche ihm zur Verfügung standen, wenigstens mit dem nothwendigsten Material versehen waren. Er wiegte sich in der Hoffnung, daß ein Zeitraum von drei oder vier Tagen dafür genügen und die Armee während dieser Zeit durch Zuzug der noch nicht eingetroffenen Reservisten in so beträchtlichem Maße anwachsen würde, daß sie am 4. oder 5. August die Offensive ergreifen könnte. Dieses Zaudern sollte allerdings die traurigsten Folgen haben. Schon vor dem 4. August hatte die der Armee aufgezwungene Unthätigkeit, diese ununterbrochene Ruhe, welche alle unsere Traditionen über den Haufen warf, die Truppe zunächst in Erstaunen versetzt, dann aber bald eine große Unzufriedenheit in den Reihen der Soldaten hervorgerufen. Zu gleicher Zeit bemächtigte sich der Offiziere des großen Hauptquartiers eine große Unruhe, die nur zu sehr ihre Berechtigung hatte, denn diese Offiziere sahen die Tage träge dahin schwinden, ohne daß sie einen Wechsel in der ohnehin so schlimmen Situation brachten. Wie in allen anderen Theilen der Armee, so erging man sich auch hier in Verwünschungen gegen Diejenigen, welche die Mobilmachung in so unerhörter Weise vorbereitet hatten. Der Kaiser war vielleicht der Einzige, der seine Ruhe und sein kaltes Blut nicht verlor und sich damit begnügte, im Stillen die Fehler zu beklagen, welche

nicht fortzuleugnen waren, ohne daß er indessen je nach dem Schuldigen fragte, oder irgend Jemand dafür verantwortlich machte.

Die unvermeidliche Folge war, daß das Oberkommando, nicht mehr sicher seiner selbst, in seinen Entschlüssen hin und her schwankte. Projekte und Gegenprojekte; Entscheidungen wurden getroffen und wieder aufgegeben; Befehle und Gegenbefehle jagten sich, ohne daß man zu irgend einem bestimmten Entschluß kam. Das war ein untrügliches Zeichen, daß die Leitung versagte. Fügen wir hinzu, daß vom 1. August ab das Kommando schwankte und aus einer Hand in die andere, vom Kaiser auf die kommandirenden Generale überging. Bis zum 28. Juli waren das zweite, dritte, vierte und fünfte Korps und die kaiserliche Garde provisorisch den Befehlen des Marschalls Bazaine, das erste und siebente Korps dem Marschall Mac Mahon unterstellt. Zu diesem Zeitpunkt befand sich das sechste Korps noch in der Formation im Lager von Châlons.

Am 28. übernahm der Kaiser bei seinem Eintreffen in Metz das Ober-Kommando der Armee, der Marschall Bazaine wieder das seines dritten Korps und der Marschall Mac Mahon das des ersten Korps. Aber schon am 1. August stellte der Kaiser in Voraussicht einer auf Saarbrücken zu unternehmenden Offensive von Neuem das zweite, dritte und fünfte Korps unter den direkten Befehl des Marschalls Bazaine. Wir werden später sehen, daß in den folgenden Tagen zu mehreren Malen abändernde Befehle ergingen, bis der Kaiser dem Marschall endlich das Ober-Kommando der Armee definitiv übertrug.

Die Offensive, um welche es sich am 1. August handelte, sollte in Erwägung folgender Umstände zur Ausführung kommen:

Der Kaiser hatte den Entschluß gefaßt, mit den Offensiv-Operationen der Armee am 4. August den Anfang zu machen. In Erwartung dieses Zeitpunktes hatte er mehrfach seine Entschlüsse geändert. Er entschied sich zunächst, das zweite Armeekorps, welches bei Forbach stand, anzuweisen, sich in den Besitz von Saarbrücken zu setzen, und verfolgte damit den doppelten Zweck, einmal sich der dortigen Uebergänge zu bemächtigen, damit die Armee einige Tage später die Saar überschreiten könne, und dann die Armee aus der Unthätigkeit heraus zu reißen, in welcher sie sich seit längerer Zeit befand.

Andererseits hatte der Marschall Frossard sich Mühe gegeben, den Kaiser zu überzeugen, wie wichtig der Besitz von Saarbrücken für uns sei. Diese Nothwendigkeit ergab sich aus der Beschaffenheit der Grenze, welche Lothringen von der Rheinpfalz schied. Diese Grenze wurde vorwärts Forbach in einer Ausdehnung von ungefähr zwanzig Kilometer

zwischen Saargemünd, welches zu Frankreich, und Saarbrücken, das zu Preußen gehörte, von der Saar gebildet. Die Brücke bei Saargemünd war eines der Ausfallsthore, durch welches die Französischen Armeen in die Rheinprovinzen eindringen konnten; zu ihrer Verfügung stand dann die ausgezeichnete Straße, welche nach Zweibrücken und Kaiserslautern führt, um von diesem letzteren Ort aus Mainz zu erreichen. Saargemünd war also ein Uebergangspunkt über die Saar, welcher im Juli 1870 sofort nach der Konzentration der Armee eine starke Besetzung forderte. Mit Rücksicht hierauf hatte General Frossard auch Befehl erhalten, in Saargemünd, sobald sein Armeekorps um Forbach vereinigt war, mit einer Division festen Fuß zu fassen. Wie hatte man es unterlassen können, während der Jahre von 1866 bis 1870, zu einer Zeit, wo sich Jeder darüber klar sein mußte, daß ein Krieg mit Preußen nicht mehr zu vermeiden sein würde, einige Vertheidigungswerke um Saargemünd aufzuführen, oder doch zum Mindesten an Ort und Stelle alles nothwendige Material anzusammeln, um bei einem Kriegsausbruch sofort Saargemünd in Vertheidigungszustand setzen zu können? Liegt es nicht klar auf der Hand, daß ein großes durch einige Werke geschütztes Kriegsmagazin für die Rhein-Armee, während ihre Konzentrirung sich vollzog, von unberechenbarem Nutzen gewesen wäre? Es würde die Mittel geboten haben, um den Preußen, wenn sie hier den Versuch machen wollten, die Grenze zu überschreiten, gewaltige Hindernisse in den Weg zu legen. Wer weiß, ob nicht der Oberkommandirende der Rhein-Armee, wenn er Saargemünd befestigt wußte, sich dazu entschlossen hätte, diesen Uebergangspunkt dahin auszunutzen, daß er die Hauptmasse seiner Armee hier über den Fluß gehen ließ, um einen gewaltigen Vorstoß in die Rheinpfalz zu unternehmen, welcher uns die Niederlagen von Spicheren und Reichshofen erspart haben würde. Wie wir später sehen werden, wäre diese Bewegung beinahe auf die Initiative des Kaisers hin zur Ausführung gekommen, trotzdem Saargemünd nicht in Vertheidigungszustand gesetzt war.

Was ich von Saargemünd gesagt habe, gilt auch von Saarbrücken, einer offenen Stadt, welche an demselben Flusse fünf Kilometer abwärts gelegen ist. Nur ist Saarbrücken ein strategischer Punkt erster Ordnung, sowohl für Preußen, wie für Frankreich. Es war unleugbar der bequemste Punkt für die Französische Armee, um dort den Fluß und die Grenze zu überschreiten und in die Rheinpfalz einzudringen, um von hier aus an den Niederrhein zu gelangen. Es genügt ein Blick auf die Karte, um sich von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen.

Für die Rhein-Armee hatte also der Uebergang bei Saarbrücken eine erhöhte Bedeutung. Aber auch für die Preußische Armee, welche sich im Juli 1870 in der Rheinpfalz konzentrirte, hatte Saarbrücken keinen geringeren Werth; der Preußische Generalstab war keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß dieser Ort sicherlich ein Haupt-Ausgangspunkt der Operationslinie werden würde, welche eine der großen Deutschen Armeen zu verfolgen hatte, wenn es ihr gelang, von dort aus in Frankreich einzudringen, um auf Paris vorzumarschiren.

Aus dem Vorangeführten ist somit wohl der Schluß gerechtfertigt, daß beim Kriegsausbruch jeder von beiden Theilen, sowohl die Französische wie die Deutsche Armee, begründetes Interesse daran haben mußte, Saarbrücken so stark als möglich zu besetzen. Die Preußischen Offiziere hatten indessen während der Friedensjahre und in den unmittelbar auf die Kriegserklärung folgenden Tagen nicht ein einziges Werk aufführen lassen, auch ließ nichts darauf schließen, daß sie überhaupt die Absicht hatten, Saarbrücken in Vertheidigungszustand zu setzen. Selbst bis zum 1. August stand nur ein Detachement von ganz untergeordneten Kräften in der Stadt. Welche Gründe waren ausschlaggebend gewesen, daß sie diesen wichtigen Uebergangspunkt über die Saar ganz entblößt von Truppen ließen? Sie allein werden die Antwort darauf geben können. Vielleicht haben sie bei Saarbrücken dieselbe Unterlassungssünde begangen wie wir bei Saargemünd; vielleicht hatten sie schon lange vorher sich davon überzeugt, daß eine Befestigung der Stadt in Ansehung der vielen oberhalb und unterhalb der Stadt vorhandenen Fuhrten werthlos sei, und endlich hatten sie vielleicht die Absicht, gerade durch das Offenlassen dieses Punktes die Französischen Generale zu veranlassen, sich des dortigen Ueberganges zu bedienen, um in die Rheinprovinzen einzudringen, eine Absicht, die nur den Zweck verfolgen konnte, unsere Offensive nach dieser Seite hinzulenken, um dann selbst über die Vogesen und Straßburg vorzumarschiren.

Wie nun auch die Dinge liegen mochten, gewiß ist, daß der General Frossard am 21. Juli den Kaiser um die Genehmigung bat, sich sofort zum Herrn von Saarbrücken machen zu dürfen. Aber am selben Tage erreichte ihn ein Telegramm des Kriegsministers aus Paris, welches ihn ausdrücklich anwies, nicht über die Saar hinauszugehen, wenn er einmal die beabsichtigte Operation ins Werk setzen wollte, ihm aber doch alle Freiheit ließ, jenen Stadttheil zu occupiren, welcher auf der Französischen Seite lag, wenn er es überhaupt für nöthig hielte, — wie das Telegramm sich ausdrückte, seinem Armeekorps eine bessere Stellung zu sichern.

Ob er nun mehr oder weniger Gebrauch von der Freiheit des Handelns im Sinne jener Depesche machte, war ihm doch anempfohlen, Uebergangspunkte oberhalb und unterhalb der Stadt erkunden zu lassen, um im Stande zu sein, sofort diese Fuhrten benutzen zu können, um eine Umgehung von Saarbrücken und die Vertreibung des Gegners zu ermöglichen, ohne daß man gezwungen war, ihn anzugreifen und zu dem Zweck starke Kräfte einsetzen zu müssen.

Am 22. Juli erhielt General Frossard vom Kriegsminister ein zweites Telegramm des Inhalts, daß Saargemünd (besetzt durch eine einzige Division) in wenigen Tagen als Ausgangspunkt einer Operationslinie unserer Armee in Aussicht genommen werden würde. Gleichzeitig wurde er aufgefordert, darüber Bericht zu erstatten, ob die Stadt, wenn man sie durch einige schnell herzustellende Werke beschützte, sich zu einer provisorischen Festung eigne, in welcher man die großen Vorräthe an Lebensmittel und Material lagern könne.

Der Kommandant unseres zweiten Korps war wahrlich nicht ein Mann, der auf den Instruktionen, welche ihm ertheilt wurden, einschlief. Sein kriegerisches Temperament und die Energie seines Charakters bürgten dafür, daß er so schnell als möglich die nöthigen Schritte thun würde, um diesen Befehlen nachzukommen. Ohne Zweifel würde er zufriedener gewesen sein, wenn man ihm gestattet hätte, sich in den Besitz der Stadttheile auf beiden Ufern zu setzen und sich des Bahnhofes zu bemächtigen, welcher auf dem rechten Ufer liegt; aber so ungehalten er auch darüber sein mochte, daß ihm die Hände gebunden waren, zeigte er doch Einsicht genug, um nicht zu verkennen, daß selbst diese eingeschränkte Operation, die man ihm zugebilligt, immer noch von großem Nutzen sein würde, denn sobald die Truppen sich im Besitz des südlichen Stadttheiles befanden, waren sie auch Herren der Höhen, welche die Stadt auf dieser Seite, ebenso wie das ganze umliegende Gelände beherrschen. Sie hatten die Uebergänge in der Hand und konnten, wenn sie es wollten, mit Geschützfeuer den Bahnhof zerstören und dem Feinde den Zugang zu ihm verwehren.

Was veranlaßte denn nun den General Frossard, sein Korps während der wenigen darauffolgenden Tage zur Unthätigkeit zu verdammen. Ich habe es nie erfahren können. Ich glaube fest, ohne daß ich indessen irgend eine Aufklärung darüber bekommen habe, daß die Unthätigkeit des Generals eine Folge neuer Befehle war, die ihm vorschrieben, nichts zu unternehmen, ehe er nicht positive Anweisung erhielt.

Wie es ihm befohlen war, hatte er auch die Vorschläge der Befestigung von Saargemünd eingereicht. Die Ereignisse indessen, die sich überstürzten, verhinderten deren Inangriffnahme.

Der Angriff auf Saarbrücken, zu dessen Ausführung General Frossard die höhere Genehmigung eingeholt hatte, geschah am 2. August. Motivirt war er zu dieser Zeit durch folgende Umstände:

Nachrichten, welche im Laufe des 30. Juli von der Grenze eingegangen waren, hatten den Kaiser darüber aufgeklärt, daß die Preußen von Trier gegen Saarbrücken vorgingen, und daß ihre Stärke auf der Seite von Saarlouis und Neunkirchen gewaltig und von Tage zu Tage mehr zunahm. Man schätzte sie auf 40000 Mann. Eile that somit noth, wenn man sich der Stadt Saarbrücken noch bemächtigen wollte; wartete man noch längere Zeit, so konnten die Preußen uns diesen wichtigen Punkt ernstlich streitig machen und uns den Besitz desselben theuer erkaufen lassen. Der Kaiser entschied sich sofort, ohne Zeitverlust angreifen zu lassen, ohne indessen Tag und Stunde zu bestimmen, wenn der Angriff ausgeführt werden sollte.

Am 1. August gab der Kaiser den Befehl zum Angriff für den folgenden Tag. Er benachrichtigte davon den Marschall Bazaine und wies ihn an, dem Kommandanten des zweiten Armeekorps die nöthigen Befehle zu ertheilen und die Truppen des dritten und fünften Korps zu bestimmen, welche, im Fall es nothwendig wäre, das zweite Korps unterstützen sollten. Er ersuchte ihn ferner, dem Major-General der Armee Mittheilung von seinen Anordnungen zu machen, sobald er sie getroffen habe.

Am 2. August setzte General Frossard die Truppen, welche für den Angriff auf Saarbrücken bestimmt waren, in Bewegung. Der Kampf, welchen die Tirailleure durchzufechten hatten, um sich in den Besitz der Höhen des Exerzirplatzes zu setzen, war nur von kurzer Dauer und ohne irgend welche Bedeutung. Von den Preußen hielt nur ein schwaches, aus ungefähr 2000 Mann bestehendes Detachement Infanterie und Artillerie, welches während des Gefechtes noch einige Verstärkungen erhielt, die Stadt besetzt; welche Stärke es aber auch haben mochte, der Kampf war ein ungleicher. Die Preußen sowohl wie wir hatten einige Todte und Verwundete, aber nur in geringer Zahl. Das Gefecht, welches höchstens eine Stunde währte, bestand hauptsächlich aus einem Geplänkel. Nachdem das Feuer aufgehört hatte, beschoß die Artillerie den Bahnhof, um ihn in Brand zu setzen und zu zerstören. Die Entfernung war aber zu groß.

Der Kaiser hatte die Absicht gehabt, dem Angriff auf Saarbrücken in Person beizuwohnen, weil er glaubte, daß es zu einem ernsten Kampf kommen könnte, in dem alle drei Korps engagirt und mit ansehnlichen feindlichen Kräften zu thun haben würden.

Auf die ungenauen Nachrichten hin, welche ihm zugegangen waren, hatte er ein ganzes Armeekorps, das zweite, in Bewegung gesetzt; eine Division des fünften war von Saargemünd auf dem rechten Saarufer gegen Saarbrücken vormarschirt, um die rechte Flanke des zweiten Korps zu sichern; endlich hatte man das ganze dritte Korps während langer Stunden marschbereit gehalten, und dies Alles für ein so minderwerthiges Resultat! Das war in der That beklagenswerth.

Wenn man sich wenigstens, nachdem man die Höhen des Exerzirplatzes genommen hatte, in den Besitz des ganzen vom Feinde aufgegebenen Geländes gesetzt; wenn man sich der Stadt und des Bahnhofes bemächtigt hätte, um dem Feinde die Benutzung desselben zu verbieten, — nichts von alledem geschah. Man entschied sich nur dafür, das zweite Korps in seiner Stellung, in welche es sich eingenistet hatte, zu belassen, bis neue Befehle eingehen würden.

Offiziere, welche selbst nicht an dem Gefecht Theil genommen hatten, und denen nichts Anderes bekannt geworden war, als daß wir den Feind aus seiner Stellung vertrieben hatten, beeilten sich, ohne Wissen des Kaisers, nach Paris zu telegraphiren, daß wir einen eklatanten Erfolg errungen hätten. Das Echo dieser Nachricht hallte darauf in ganz Frankreich wieder. In der Armee konnte man darüber nur seufzen.

Der Kaiser beschränkte sich darauf, an die Kaiserin zu berichten, daß der kaiserliche Prinz die Feuertaufe erhalten und im feindlichen Kugelregen sich seines Namens würdig gezeigt habe. Dieses Zeugniß des Vaters für seinen Sohn hatte wahrlich nichts Uebertriebenes. Ich habe während des Gefechtes von Saarbrücken keinen Augenblick den kaiserlichen Prinzen verlassen, befand mich immer an seiner linken Seite, während der Kaiser rechts von ihm hielt, und ich kann nur sagen, daß der junge Prinz seine ruhige und würdige Haltung in dem Feuer der Preußischen Schützen keinen Augenblick verlor. Er machte der ersten Kugel nicht seine Reverenz, wie man in der Armee sagt.

Der Kaiser war um elf Uhr auf dem Gefechtsfelde eingetroffen, in dem Augenblick, wo der Kampf seinen Anfang nahm, und bewegte sich zu Pferde zwischen den Truppenlinien, die ihre Stellungen bezogen. Sobald das Feuer eröffnet wurde, ritt er, nachdem er seiner Eskorte Befehl ertheilt hatte, ihm nicht zu folgen, auf den linken Flügel der Schützen-

linie. Bis zur Beendigung des Gefechts blieb er im vordersten Treffen, obgleich ich mir mehrfach erlaubte, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß dort nicht sein Platz sei.

Als das Feuer verstummt war, ritt der Kaiser an der Front einiger Bataillone und Batterieen entlang, stieg ab, und indem er, ohne ein Wort zu sagen, meinen Arm nahm, ging er langsam auf seinen Wagen zu.

„Eure Majestät scheinen leidend zu sein," sagte ich. „Ich habe entsetzliche Schmerzen," antwortete er. „Sollte es nicht besser sein, wenn Ew. Majestät Wagen uns entgegenführe?" „Nein, ich möchte gern etwas gehen." [1])

Man wird sich erinnern, daß am 2. August der Marschall Bazaine als Ober-Kommandirender des zweiten, dritten und fünften Armeekorps fungirte, und daß er es war, welcher den Auftrag erhalten hatte, den Angriff auf Saarbrücken zu leiten. Kein Wunder, daß der Kaiser seine Anwesenheit auf dem Gefechtsfelde als selbstverständlich annahm. Als er persönlich es erreicht hatte, fragte er nach dem Marschall, aber Niemand wußte es ihm zu sagen. Man theilte ihm indessen mit, daß der Marschall, einem Gerücht zufolge, Forbach am Morgen verlassen habe, um durch den Wald nach Werden zu reiten, einem Dorfe, das an der Saar sieben oder acht Kilometer abwärts Saarbrücken liegt. Da dem Kaiser sehr viel daran lag, ihn vor seiner Rückkehr nach Metz zu sprechen, schickte er mich in der Richtung von Werden ab, um ihn zu suchen; ich fand ihn aber nicht und ritt demnächst zurück.

Diese Abwesenheit des Marschalls Bazaine und sein eigenmächtiges Fernbleiben von seiner Armee, deren Leitung ihm bei einer Aktion anvertraut war, an welcher alle drei Korps Theil nehmen sollten, wurde in der Armee in sehr verschiedener Weise interpretirt. Die Einen schrieben seine Handlungsweise einer Uebelnehmerei des Marschalls dem General Frossard gegenüber zu. Sie glaubten, daß Ersterer, da der Hauptantheil der Operation, der Angriff auf Saarbrücken, dem General Frossard zugefallen war, ihm nun auch allein die Verantwortung habe überlassen wollen. Andere wieder waren der Ansicht, daß der Marschall, da er die Richtung auf Saarlouis eingeschlagen hatte, sich persönlich davon überzeugen wollte, ob die Preußen nicht etwa von Saarlouis her unsere linke Flanke bedrohen würden, während wir sie in der Front bei Saarbrücken

[1]) Diese Leiden, welche den Kaiser am 2. August so entsetzlich peinigten, waren die Symptome jener grausamen Krankheit, welche einige Jahre später seinen Tod in Chislehurst herbeiführte. Anm. d. Verf.

angriffen. Wie dem nun auch sei, so war das Verhalten des Marschalls doch unerklärlich.

Das zweite Korps blieb vor Saarbrücken bis zum 5. August, wo General Frossard auf Befehl des Kaisers fünf Kilometer zurückgehen und auf den Höhen von Spicheren Stellung nehmen mußte. Ich werde späterhin die Motive anführen, welche den Kaiser zu dieser Maßnahme veranlaßten.

Sechzehntes Kapitel.

Situation der beiden Armeen bis zum 4. August.

Bevor ich in dem Bericht der Kriegsereignisse, die sich für uns besonders in den Tagen des 4. und 6. August scharf abhoben, fortfahre, halte ich es für nothwendig, dem Leser zunächst die Situation beider Armeen, wie sie sich bis zum 4. August gestaltet hatte, vor Augen zu führen. Dieser Darstellung werde ich das gegenwärtige Kapitel widmen.

Wir haben früher gesehen, daß die Rhein-Armee am 31. Juli eine Effektivstärke von 235000 Mann hatte, eine Zahl, die aus der Zusammenstellung der Rapporte der verschiedenen Korps gewonnen wurde.

Waren nun diese 235000 Mann wenigstens disponibel, um die Operationen sofort beginnen zu können, was doch recht wünschenswerth war? Ich kann darauf nur eine verneinende Antwort geben; es war nicht der Fall, wie wir sehen werden.

In der That, in dieser Zahl war das ganze sechste Korps (Marschall Canrobert) einbegriffen, welches sich noch im Lager von Châlons in Formirung befand. Seine Stärke wurde auf 31000 Mann angegeben. Wenn es richtig ist, daß, wie es die Verhältnisse verlangten, der Marschall Canrobert Befehl erhalten hatte, sein Armeekorps so schnell als möglich nach Metz zu führen, ohne die Beendigung der Mobilmachung abzuwarten, konnte man annehmen, daß er trotzdem Metz vor dem 4. August Abends nicht würde erreichen können; denn der Bahntransport

mußte allein mindestens vier Tage dauern. Auch war die Ostbahn in diesen Tagen durch die Beförderung der Reservisten und der Masse des Materials, welches die Kriegs-Verwaltung aus den Magazinen des Innern in die Festungen des Elsaß und Lothringens dirigirten, gewaltig in Anspruch genommen.

Es war also kaum möglich, daß die Rhein-Armee die Stärke von 235 000 Mann, die für die Operationen verfügbar gemacht werden sollten, vor dem 4. August abends oder dem 5. morgens erreichen konnte, wenn es auch keinem Zweifel unterlag, daß die Truppenstärken vom 31. Juli bis zum 4. August mit jedem Tage durch die Ankunft einer gewissen Anzahl von Reservisten-Transporten, die zu ihren Regimentern stießen, höhere Zahlen aufweisen mußten.

Die Lage der Armee wurde noch schwieriger durch die Thatsache, daß sie mit dem augenblicklichen Truppenstande, so gering er verhältnißmäßig war, nicht eine einzige Masse bildete, die man geschlossen an einem Punkt dem Feinde gegenüber zu stellen vermochte; sie zerfiel in zwei Theile, die so weit von einander entfernt waren, daß sie unmöglich sich gegenseitig zu unterstützen im Stande waren. Die eine Hälfte stand mit den Hauptkräften bei Metz, die andere in den Vogesen und bei Belfort im Ober-Elsaß.

Am 4. August abends besserte sich einigermaßen die Situation insofern, als die Effektivstärke an diesem Tage auf 250 520 Mann anwuchs, da das siebente Korps eine Verstärkung von 10 000 Mann ungefähr, das erste eine solche von 1500 Mann und die übrigen Korps im Ganzen ungefähr einen Zuwachs von 3220 Mann erhalten hatten. Aber das sechste Korps (Marschall Canrobert) hatte Metz noch nicht erreicht und die Truppentheile der Armee vor Metz sowohl wie die im Elsaß stehenden Heeresabtheilungen hatten ihre Mobilmachung noch nicht vollenden können: den Regimentern fehlte noch eine erkleckliche Anzahl Reservisten, und die Hauptquartiere wie die Divisionen hatten nur mit einem Theil der erforderlichen Verwaltungs-Branchen, Ambulanzen, Kriegskassen und Feldposten versehen werden können.

Kurz, die Rhein-Armee verfügte bei Metz über 147 730 und im Elsaß über 53 800 kriegsmäßig ausgerüstete Mannschaften. Diese Letzteren bildeten das erste Armeekorps bei Straßburg und das siebente Korps bei Belfort; von letzterem stand eine Division in Colmar. Das sechste Korps war noch nicht bei Metz angekommen, man mußte es somit außer Betrachtung lassen.

Wenn ich von der „Effektiv"-Stärke der Rhein-Armee gesprochen habe, so muß ich hier anführen, was wir in der Französischen Armee

mit dem technischen Ausdruck „Effektivstärke“ bezeichnen wollen, weil man ihm in der Preußischen Armee eine ganz andere Auslegung giebt. In unserer Armee bedeutet die Zahl, welche die Effektivstärke einer taktischen Einheit, Regiment, Division, Armeekorps angiebt, die Masse derjenigen Leute, welche zu dieser Einheit gehören, gleichviel, ob sie in der Front stehen oder Nichtkombattanten sind. Sie umfaßt also sämmtliche Mannschaften, welche in der Verpflegung stehen, und nicht nur diejenigen, welche den eigentlichen Gefechtskörper bilden. Alle Leute, welche zur Verwaltung gehören, aber nicht mit auf das Gefechtsfeld kommen, und ihre Zahl ist nicht gering, zählen ebenso wie die Kombattanten. Man wird nicht fehl gehen, wenn man in der Französischen Armee die Zahl der Nichtkombattanten mit einem Viertel auf die Gesammtzahl der Effektivstärke in Ansatz bringt. Dieses Viertel fällt aber im Gefecht vollkommen aus.

Die Deutschen Offiziere sind in ihren Angaben viel zu gewissenhaft, um sich, wie wir es gethan haben, Sand in die Augen zu streuen, wenn sie ihre Effektivstärke berechnen. Bei ihnen hat die Zahl der in den Verpflegungsrapporten aufgeführten Mannschaften nur für die Intendanturbeamten Interesse, weil diesen die Verpflegung aller Betheiligten obliegt; zu den Effektivstärken der taktischen Einheiten rechnen sie aber nur diejenigen Mannschaften, welche das Gefecht durchführen. Sie gehen sogar so weit, daß sie die Artilleristen und Pioniere nicht mit einrechnen, obwohl sie unzweifelhaft Kombattanten sind [1].

Ich mußte in diese Details mich vertiefen, um besser dem Leser den Beweis liefern zu können, daß zwischen den respektiven Kräften der Französischen und Deutschen Armeen am 4. August 1870 zu Gunsten der letzteren ein großer Unterschied herrschte.

Sehen wir jetzt zu, aus welchen Truppenstärken sich an diesem selben 4. August die Kräfte der Deutschen Heere zusammensetzten.

Lange Zeit vor der Kriegserklärung hatten die Preußen schon Schritte gethan, um an der Grenze vierzehn Tage nach ausgesprochener Mobilmachung eine Armee von 447000 Mann mit 1194 Geschützen versammeln zu können. Diese 447000 Mann der ersten Linie bildeten drei verschiedene Armeen, welche sofort nach beendeter Konzentration in den Rheinischen Provinzen gemeinschaftlich die Operationen nach einem von dem Generalstab aufgestellten Plan beginnen sollten. Die erste Versammlung dieser Heere sollte in den großen Rheinfestungen Köln, Koblenz und

[1]) Diese Angaben beruhen auf einem Irrthum des Herrn Verfassers. Die Bedienungsmannschaften der Artillerie und die Pioniere sind in Deutschland stets als Kombattanten in Ansatz gebracht worden. Anm. d. Uebers.

Mainz 2c., dann in Trier, Mannheim und Rastatt stattfinden, um von diesen Punkten aus gegen die Grenze, an die Lauter und die Saar, in folgender Weise vorzumarschiren:

Die erste Armee, unter dem General von Steinmetz, sollte, zusammengesetzt aus dem siebenten und achten Preußischen Armeekorps 2c., den rechten Flügel bilden und im Nahe- und Moselthal aufwärts marschiren, um sich an der Saar zwischen Saarlouis und Saarbrücken zu konzentriren. Ihre Stärke betrug 61000 Mann und 180 Geschütze.

Die zweite Armee, die unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl aus dem dritten, vierten, neunten und zehnten Preußischen Armeekorps, sowie dem Garde-Korps 2c. bestehende Armee des Centrums, hatte ihre Marschrichtung gleichfalls auf die Saar zu nehmen und ihren Aufmarsch zwischen Saarbrücken und Saargemünd zu bewerkstelligen; sie zählte eine Effektivstärke von 206000 Mann mit 524 Geschützen.

Die dritte Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Preußen, gebildet aus dem fünften und elften Preußischen Armeekorps, dem gemischten Badischen, Württembergischen und Bayerischen Armeekorps [1]) 2c., sollte vom Deutschen Oberrhein aus in die Rheinpfalz eindringen, um an der Lauter Stellung zu nehmen. Ihre Effektivstärke betrug 180000 Mann und 480 Geschütze.

Am 4. August hätten die Preußen somit schon 180000 Mann, Theile der ersten und zweiten Armee, auf dem rechten Saarufer vereinigen können. Diesen 180000 Mann standen nur 147730 Franzosen gegenüber, so daß die Preußen also über ein Mehr von 32270 Mann verfügten. Man darf aber nicht unbeachtet lassen, daß der Unterschied in Wirklichkeit ein noch viel größerer war; ich habe weiter oben angeführt, daß in der Effektivstärke der Preußen nur Kombattanten enthalten waren, während in Frankreich alle Rationsberechtigten dazu gezählt wurden. Wenn man in Erwägung zieht, daß von dieser Zahl auf Französischer Seite der Ausfall durch die Nichtkombattanten ein Viertel beträgt, so wird man anerkennen, daß das Verhältniß der verfügbaren Kräfte auf beiden Seiten ein recht ungleiches insofern war, als die Preußen nahe an 69000 Streitbare mehr zählten.

Ich kann auch nicht unterlassen, noch darauf hinzuweisen, daß, wenn die Preußen es gewollt hätten, sie vor diesem Datum leicht mehr wie 180000 Mann an der Saar hätten vereinigen können, denn das Preußische

[1]) Diese Angaben sind recht ungenau, da allein zwei Bayerische Korps zur Armee des Kronprinzen gehörten. Anm. d. Uebers.

Gardekorps stand am 1. August eng versammelt um Mannheim, so daß sie ihre hinter der Linie Saargemünd-Saarbrücken-Saarlouis aufmarschirte Armee wohl innerhalb dreier Tage um 30000 Mann hätten verstärken und auf 210000 Mann bringen können.

Der Französischen Vogesen-Armee hätten die Preußen am 4. August, wenn sie diejenigen Armeekorps, welche zu diesem Zeitpunkt schon sehr nahe der Grenze standen, vereinigten, mit Leichtigkeit 135000 gegenüber stellen können. Zwar vermochte man ihnen sofort das erste Französische Armeekorps entgegenzuwerfen, aber sein Effektivbestand betrug nur 43800 Mann; das war also ein Unterschied von 91200 Mann zwischen Deutschen und Franzosen zu Gunsten der ersteren. Allerdings hätte der Marschall Mac Mahon 61800 Mann in den Vogesen zusammenbringen können, denn vom 1. August bis zum 3. abends würde es ihm möglich gewesen sein, das siebente Armeekorps in der Stärke, die es augenblicklich hatte, ungefähr 18000 Mann, an sich heranzuziehen. Obwohl die von Rom kommende Brigade noch nicht zu dem Korps gestoßen war, hatte es doch nicht weniger als eine ganze Division in Colmar und drei Brigaden in der Nähe von Belfort stehen. Unglücklicherweise versäumte man es, die nöthigen Befehle zu geben, daß es sich an das erste Armeekorps heranzog.

Hinzuzufügen bleibt noch, daß die Preußen wohl im Stande gewesen wären, dem Marschall Mac Mahon gegenüber nicht nur 135000 Mann, sondern 165000 Mann zu konzentriren, denn wie ich schon bemerkt habe, konnte das Preußische Gardekorps ebenso gut in den Tagen vom 1. zum 3. August auf Weißenburg marschiren. Gewiß gehörte dieses Korps nicht zur dritten, wohl aber zur zweiten Deutschen Armee; der Preußische Generalstab hätte aber sich durch diesen Umstand gewiß nicht abhalten lassen, sich hierüber hinwegzusetzen, wenn er die Ueberzeugung gewonnen hätte, daß die Umstände es erforderten. Es ist im Gegentheil mehr als wahrscheinlich, daß der Generalstab das Gardekorps bei Mannheim nur aus dem Grunde so lange stehen ließ, um sich die Möglichkeit zu wahren, seine Unterstützung entweder der zweiten oder der dritten Armee zuführen zu können, aber nur in dem Falle, wo sich die dringende Nothwendigkeit herausstellte, eine oder die andere zu verstärken. Man hatte sich auf diese Weise, wie es auch sein mochte, eine Reserve gebildet, welche jeden Augenblick bereit stand, den Ereignissen entsprechen zu können.

In der Nacht vom 2. zum 3. August und am folgenden Morgen erhielt der Kaiser von verschiedenen Punkten der Grenze und besonders aus Thionville sich widersprechende Nachrichten. Die Einen behaupteten,

daß große Ansammlungen Preußischer Truppen bei Sierck und Saarlouis stattfänden und daß der Feind allem Anschein nach sich anschickte, die Grenze auf einem dieser beiden Punkte oder gar auf beiden gleichzeitig zu überschreiten. Die Andern versicherten, daß weder in Sierck noch in Saarlouis irgend etwas von bedeutenden Truppenansammlungen zu bemerken sei. Diejenigen Nachrichten, welche wohl den größten Anspruch auf Genauigkeit machen konnten, waren die des Bahnhof-Inspektors von Thionville, welcher sich mit seinen Kollegen der Luxemburgischen Linie in Verbindung gesetzt hatte und von diesen aus guter Quelle herrührende Mittheilungen erhielt. Auch konnte man einiges Vertrauen in die Zuverlässigkeit der häufig eingehenden Meldungen des Kommandanten von Thionville, des Obersten Turnier, setzen, eines intelligenten Offiziers von ruhiger Ueberlegung, der nicht der Mann war, sich durch eine Hand voll Ulanen, die sich in der Nähe seines Platzes etwa zeigten, in Schrecken setzen zu lassen.

Wie es nun aber auch sei, schickte der Kaiser doch, da die Mittheilungen und Meldungen absolut kein klares Bild ergaben und er sich Gewißheit verschaffen wollte, den Oberst d'Ornant, Adjutant des Major-Generals der Armee, am dritten nach Boulay zum General Ladmirault, kommandirenden General des vierten Korps, welcher in diesem Ort sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Der Oberst sollte dem General von allen denjenigen Nachrichten, die zur Kenntniß des Kaisers gekommen waren, Mittheilung machen, ihn aber gleichzeitig bedeuten, daß sie sich nicht nur untereinander nicht deckten, sondern auch noch in direktem Widerspruch mit den Meldungen stünden, die er selbst dem großen Hauptquartier übermittelt habe. Er sollte ihm ferner den Willen des Kaisers dahin kundgeben, daß er, ohne Rücksicht auf seine eigene zeitige Anschauung über die Maßnahmen der Preußen an der sehr nahen Grenze, auf seiner Hut sein solle gegen einen Angriff, den der um Sierck und Saarlouis konzentrirte Feind gegen seine Armeekorps unternehmen könnte.

Nachdem der Oberst d'Ornant seine Sendung in Boulay erledigt hatte, begab er sich, seiner Ordre gemäß, nach St. Avold zum Marschall Bazaine, dem kommandirenden General des dritten Korps, und theilte auch ihm sämmtliche Nachrichten mit, welche seit den letzten vierundzwanzig Stunden von der Grenze eingegangen waren.

Nachdem am Abend desselben Tages, des 3. August, bei dem Kaiser neue, genauere und recht bedenkliche Nachrichten eingelaufen waren, erhielt ich nun meinerseits Anweisung, mich zum General Ladmirault zu be-

geben, um ihm folgenden Befehl zur sofortigen Ausführung zu überbringen.

„Der kommandirende General des vierten Korps hat dasselbe näher an die Grenze heranzuschieben, um schneller und besser einem plötzlichen Angriff des Feindes begegnen zu können, der aus Sierck und Saarlouis hervorbrechen kann, um sich auf das vierte Korps zu werfen und so einen ernsten Angriff in der Flanke zu begleiten, den stärkere feindliche Kräfte gegen das zweite Korps bei Saarbrücken richten können."

Während das vierte Korps seine Stellung änderte, sollte es gleichzeitig engere Fühlung mit dem rechts stehenden dritten Korps aufsuchen. Ich hatte ferner den Auftrag, dem General Ladmirault mitzutheilen, daß, um die Fühlung des dritten mit dem vierten Korps schneller herzustellen, die Division Decaen am andern Morgen nach Teterchen[1]) marschiren und daß ferner die Kaiserliche Garde, welche noch in Metz stand, am Morgen des vierten bei Boulay Stellung nehmen sollte, um dort eine Reserve für das dritte und vierte Korps zu bilden.

Ich erreichte Boulay am Abend und ordnete der General Ladmirault, in Ausführung der Befehle, deren Ueberbringer ich war, an, daß die Truppen seines Armeekorps am andern Morgen früh folgende Bewegungen ausführen sollten:

1) Die erste Division marschirt mit einer seiner Brigaden bis Sierck und erreicht diesen Ort gegen 10 Uhr morgens; die andere Brigade rückt nach Calmon.
2) Die zweite Division (General Granier) wird ihrerseits nach Coume und Teterchen marschiren; die nach letzterem Ort entsandte Brigade hat Freistroff zu besetzen, sobald die Division Decaen selbst in Teterchen eingetroffen ist.
3) Die dritte Division (General de Lorencez) rückt geschlossen nach Bouzonville, wo sie ihr Hauptquartier aufschlägt und auch die Reserven und die Kavallerie des Armeekorps unterbringt.

Während der General Ladmirault diesen Befehl entwarf, trafen auch der Marschall Bazaine und General Bourbaki ihre Anordnungen.

Nachdem am 4. August morgens das vierte Korps die befohlenen Bewegungen schon begonnen hatte, gab ich folgendes Telegramm an den Major-General auf:

---

[1]) Im Original steht „Reterchen". Anm. d. Uebers.

Boulay, zehn Uhr morgens.

Nichts Neues außer den Nachrichten, die Oberst d'Ornant gegeben hat. General Ladmirault verläßt Boulay, um sein Hauptquartier in Bouzonville aufzuschlagen. Die Dispositionen, welche er getroffen hat, geben ihm volles Vertrauen; im Augenblick, wo er zu Pferde steigt, erhält er das Telegramm Ew. Majestät von 8 Uhr 17 Min. Er hat mich beauftragt, Ew. Majestät zu melden, daß er die Befehle betreffs Sierck ausführt. Sobald er sicher ist, daß das Debouchiren auf Sierck nicht bedroht ist, wird er die Brigade, welche er auf Saarlouis geschickt hat, um dort zu demonstriren, nach rechts dirigiren.

Siebzehntes Kapitel.

Weißenburg.

In dem vorangehenden Kapitel habe ich die Situation der Französischen und Deutschen Armeen am 4. August 1870 geschildert. Ich habe einen Ueberblick über die Bewegungen gegeben, welche an diesem Tage von dem vierten Französischen Armeekorps, der Division Decaen vom dritten Korps und der Kaiserlichen Garde ausgeführt wurden. Ich nehme nun den Bericht über die Kriegsereignisse selbst wieder auf, den ich nach Schilderung der Vorgänge an dem Tage von Saarbrücken unterbrochen hatte.

Das erste Armeekorps stand am 4. August wie folgt:

Die erste Division (General Ducrot) in Limbach;
Die zweite Division (General Abel Douay) bei Weißenburg;
Die dritte Division (General Raoult) bei Reichshofen;
Die vierte Division (General de Lartigue) in Hagenau;
Die Kavallerie-Division (General Duhesme) mit einer Brigade bei der Division Douay am Gaisberge bei Weißenburg; eine andere Brigade bei Soultz und Seltz; die dritte in Hagenau; } in Hagenau, in Soultz und auf dem Gaisberg;

Die Reserve-Kavallerie-Division (General de Bonnemains) in Brumath; Das Hauptquartier und die Reserven des Armeekorps in Hagenau.

Die Division Abel Douay, welche über die Linie der anderen Divisionen des ersten Armeekorps hinaus vorgeschoben war, bildete bei Weißenburg eine starke Avantgarde des ersten Korps, welches nach den Intentionen des Marschalls Mac Mahon in den nächsten Tagen die Offensive ergreifen, die Grenze überschreiten und den Feind in der Rheinpfalz aufsuchen sollte.

Die Division Douay stand von den anderen Divisionen etwa zwanzig Kilometer, also einen Tagemarsch entfernt.

Wie ungeduldig der Marschall Mac Mahon auch sein mochte, sich mit den Deutschen Kräften, die vor ihm standen, zu messen, sah er doch gleich dem Kaiser ein, daß er sich ernsten Verlegenheiten aussetzen würde, wenn er die Operationen mit Truppen eröffnete, die noch nicht ganz feldmäßig ausgerüstet waren. Andererseits glaubte der Marschall am 4. August früh als sicher annehmen zu dürfen, daß der Feind selbst außer Stande sei, vor vier bis fünf Tagen angreifen zu können. In Folge dessen stand er auch nicht an, dem ersten und siebenten Armeekorps zwei oder drei Tage Zeit zu lassen, damit ihre Komplettirung mit Reserven und wenigstens mit einem Theil des ihnen immer noch fehlenden Verwaltungs-Personals und Feldgeräths endlich bewirkt würde. Auch hoffte er, nach Verlauf dieser drei oder vier Tage das siebente Korps, welches an der Eisenbahnlinie Belfort-Mülhausen-Colmar stand, an sich heranziehen zu können. Wenigstens glaubte er mit Sicherheit sich zu der Annahme berechtigt, daß die Division Conseil-Dumenil, welche in Colmar stand, im Stande sein würde, ihre Vereinigung mit dem ersten Korps in höchstens zwei Tagen zu bewerkstelligen.

Am 4. August früh meldete der Marschall dem Kaiser, daß er unter günstigen Bedingungen den Feind am 7. August morgens anzugreifen beabsichtige.

Marschall Mac Mahon hatte sich indessen durch falsche Nachrichten täuschen lassen und wußte nicht, daß der Führer der dritten Deutschen Armee zu dem Zeitpunkt, wo er Meldung über die am 7. beabsichtigte Offensive erstattete, viel eher in der Lage war, mit den Operationen gegen die Lauter den Anfang zu machen, wie er selbst.

In der That griff der Kronprinz, indem er drei Tage früher seine Armee in Bewegung setzte, am 4. morgens die Division des General Douay an, welche, da sie als Avantgarde des ersten Armeekorps designirt war, in diesem Augenblick nur einen starken Vorposten bildete.

Im Laufe des 3. August waren beim General Douay Nachrichten der Landeseinwohner eingegangen, die ihn wohl beunruhigen konnten. Da er augenblicklich dem Kommando des General Ducrot unterstellt war, hatte er diesem Meldung erstattet, daß nach den eingegangenen Nachrichten starke feindliche Kolonnen von der Lauter her in Anmarsch gegen die Grenze wären.

Auf diese Mittheilung hin hatte General Ducrot sich beeilt, anzuordnen, daß die Stellung bei Weißenburg nicht verlassen, sondern gehalten werden sollte, wenn der Feind gegen sie vorging.

Der Angriff erfolgte in der That am andern Morgen, und da der General Befehl erhalten hatte, ihn anzunehmen, so setzte er sich tapfer zur Wehr.

Die Division stand auf dem rechten Lauterufer, drei Kilometer hinter Weißenburg, auf dem Abhange des Gaisberges in einer vortheilhaften Stellung. Sie zählte nur elf Bataillone, da von den dreizehn ihrer Effektivstärke zwei Bataillone nach Weißenburg detachirt waren, um diese ehemalige Festung, deren Wälle geschleift waren, in Vertheidigungszustand zu setzen. Außer diesen elf Bataillonen standen noch drei Batterieen, einschließlich einer Mitrailleusen-Batterie und eine leichte Kavallerie-Brigade dem General Douay zur Verfügung.

In der Nacht vom 3. zum 4. August und in der Frühe des 5. hatte General Douay durch seine Kavallerie Erkundungen vorwärts des Gaisberges vornehmen lassen; die damit beauftragten Offiziere kehrten mit der Meldung zurück, daß nichts vom Feinde zu sehen sei. Obgleich er auch Kundschafter damit beauftragt hatte, die Bewegungen des Feindes zu beobachten, erfuhr er wunderbarer Weise — eigentlich unglaublich, wenn man bedenkt, daß er Leute dazu genommen hatte, die ihr Handwerk verstanden — den Anmarsch des Feindes erst in dem Augenblick, in dem auch schon der Angriff erfolgte. Was soll man da von der Art und Weise sagen, wie die Offiziere der Kavallerie ihre Erkundungen ausgeführt hatten? General Douay wurde durch ihre Meldungen in seinem Urtheil so befangen gemacht, daß, als er am Horizont die Umrisse der Deutschen Linien sich abzeichnen sah, er sich einbildete, es seien kleinere Rekognoszirungs-Abtheilungen, die nur zu dem Zweck der Aufklärung über die Französische Stellung vorgetrieben seien und dann wieder umkehren würden. Bald aber gewann er eine andere Ansicht; es handelte sich um einen regelrechten Angriff, den er abzuweisen hatte; um einen Angriff, der überdies mit Massen ins Werk gesetzt wurde.

Die überraschten Französischen Bataillone stürzten an die Gewehre und besetzten schleunigst ihre Stellungen, indem sie ihre Zelte und das ganze Gepäck zurückließen. So begann der Kampf.

Der Rahmen meiner Arbeit reicht nicht aus, um hier die einzelnen Phasen des Gefechts, welches nicht weniger als vier Stunden währte und unsern Soldaten Gelegenheit gab, den Deutschen in heldenmüthiger Weise Widerstand zu leisten, besprechen zu können. Erdrückt von der Ueberzahl gingen die Bataillone des Generals Douay auf Soultz und Hagenau zurück — ihr tapferer Führer hatte, tödtlich getroffen, während des Kampfes den Heldentod gefunden.

Hier bei Weißenburg war es, wo die Preußen zum ersten Male das Prinzip der neuen Taktik zur Geltung brachten, welches sie an Stelle des Genies des großen Heerführers zu setzen verstanden hatten; nämlich den Grundsatz, durch Berechnung die Gewißheit zu erlangen, auf dem Schlachtfelde mit größeren Kräften auftreten zu können, als der Gegner. Wir werden sehen, daß es ihnen nicht ein einziges Mal während der ganzen Dauer des Feldzuges mißlang, dieses Prinzip hoch zu halten[1]).

Um eine von elf Bataillonen, drei Batterieen und einer Kavallerie-Brigade besetzte Stellung anzugreifen, entwickelten die Preußen bei Weißenburg drei Armeekorps: das zweite Bayerische und das fünfte und elfte Preußische Korps. Zur Einleitung des Gefechts verwandten sie zunächst eine Bayerische Division mit einer Batterie, dann verstärkten sie diese Truppen durch die dritte Division des fünften Preußischen Armeekorps mit ihren Batterieen, dann durch die einundvierzigste Brigade des elften Korps und schließlich noch durch drei Kavallerie-Regimenter, darunter zwei Preußische und ein Bayerisches. Der Angriff wurde also von zweiundzwanzig Bataillonen, zwölf Eskadrons und sieben Batterieen mit zweiundvierzig Geschützen durchgeführt. Zieht man meine Angaben weiter oben über die Effektivstärke der Deutschen Bataillone in Betracht, so ergiebt sich, daß bei Weißenburg mindestens fünf Deutsche Soldaten gegen einen Französischen gefochten hatten.

Nach den offiziellen Berichten verlor die Division Douay dort den achten Theil ihrer Effektivstärke; auf Preußischer Seite betrugen die Verluste siebenhundert Mann, darunter 76 Offiziere.

Der Rückzug des kleinen Französischen Korps vollzog sich übrigens in solcher Ordnung und mit einer so vorzüglichen Haltung, daß der

---

[1]) Mars-la-tour, Beaune la Rolande, Coulmier? 2c.! Anm. d. Uebers.

Preußischen Kavallerie auch nicht ein Mann und kein einziges Geschütz in die Hände fiel.

Nach dem Kampf ist vielfach die Frage aufgeworfen worden, aus welchem Grunde die während des Gefechts in Limbach[1]) stehende Division Ducrot nicht zur Unterstützung der Division Douay vormarschirt sei. Die Antwort darauf werden diejenigen unschwer geben können, welche am 4. August in Limbach waren. Man erfuhr nämlich dort mit Gewißheit erst durch den starken Kanonendonner, welcher vom Gaisberg herüberschallte, daß ein heftiger Kampf in dieser Gegend entbrannt sein müsse. Bis dahin hatte man, nach den einzelnen Detonationen zu urtheilen, die in langen Pausen sich bemerkbar machten, nur an ein unbedeutendes Gefecht geglaubt. Konnte man sich darüber wundern, wenn man in Limbach so dachte, wo man auf dem Gaisberg selbst beim ersten Auftreten der Deutschen Kolonnen nicht im Entferntesten einen ernstlichen Angriff als unmittelbar bevorstehend annahm?!

Gegen Mittag indessen setzte sich die Division Ducrot auf Befehl des Marschalls Mac Mahon in Marsch nach dem Gaisberge; bald aber erfuhr ihre Avantgarde, daß die Division Douay, vollkommen geschlagen, ihre Stellung verlassen habe.

General Ducrot ließ seine Division darauf halten und marschirte am anderen Morgen nach Froschweiler, wo er auf dem rechten Flügel der Stellung, in welcher der Marschall sein Korps entwickeln wollte, placirt wurde.

Limbach liegt 16 Kilometer vom Gaisberg entfernt; nimmt man nun an, daß die Division Ducrot, nachdem die immer heftiger werdende Kanonade den General nicht mehr im Zweifel darüber lassen konnte, daß die Division Douay ernstlich engagirt sei, nicht am Mittag, sondern schon am Morgen um 9 Uhr aufbrach, so konnte sie doch vor 2 Uhr Nachmittags den Kampfplatz nicht mehr erreichen, und das war schon zu spät. Wäre sie zu dieser Zeit angekommen, so würde sie wahrscheinlich mit in den Rückzug verwickelt worden sein. Ohne Zweifel hatte der Marschall in keiner Weise darauf gerechnet, daß der Feind schon so frühzeitig vom Elsaß her würde angreifen können. Am meisten spricht wohl für diese Ansicht die Art und Weise, wie er bis zum 4. August die vier Divisionen, welche er kommandirte, dislocirte. Er war schlecht bedient von seinen Kundschaftern, welche er auf der ganzen Grenze jenseits der Lauter vertheilt und beauftragt hatte, die Bewegungen der Deutschen zu überwachen und zu seiner Kenntniß zu bringen.

---

[1]) Soll wohl „Klimbach" heißen. Anm. d. Uebers.

Wäre er durch diese Agenten besser mit Nachrichten versehen worden, so hätte der Marschall gewiß nicht die Division Douay in der Luft gelassen oder doch in nächster Nähe hinter ihr Truppen aufgestellt, die ihr zu Hülfe eilen konnten.

Achtzehntes Kapitel.

Projekt auf Homburg zu marschiren. — Der Armee-Intendant erklärt, daß das Land jenseits der Saar ruinirt sei.

Die Nachricht von der Niederlage, welche wir bei Weißenburg erlitten hatten, rief große Erregung in der Rhein-Armee hervor. „Das ist ein schlechter Anfang," hörte man in allen unsern Lagern. „Wir müssen unbedingt vorwärts marschiren," riefen stolz Offiziere und Soldaten.

Des großen Hauptquartiers, das nach den Mittheilungen und Meldungen des Marschalls Mac Mahon auf ein solch trauriges Ereigniß nicht im Mindesten gefaßt sein konnte, bemächtigte sich sofort eine unglaubliche Bestürzung, die in dem widerstandslosen Wunsche gipfelte, unmittelbar zu einer energischen Offensive gegen die Saar überzugehen. Das System des Wartens, so erklärte man, müsse unter allen Umständen aufgegeben und sofort durch einen kühnen Vorstoß eklatante Revanche genommen werden. Ja, es mußte sein; denn man wußte in ganz Europa, daß Frankreich und besonders Paris sich nicht darüber Rechenschaft geben würde, daß die Division Douay nach heldenmüthigem Kampf nur der Uebermacht erlegen sei, sondern nur die Thatsache in Betracht ziehen würde, daß die Französischen Waffen eben eine Niederlage erlitten hätten.

Einen Augenblick schien man geneigt, einen großen Entschluß zu fassen, welcher dem dringenden Wunsche der Armee Folge gegeben hätte.

Es handelte sich darum, zwei oder drei Armeekorps auf Homburg in Marsch zu setzen. Die Operationslinie dieser Armee-Abtheilung, welche aus sieben bis acht Infanterie-Divisionen mit der dazugehörigen Reserve-Artillerie und -Kavallerie bestehen sollte, war durch die Orte Saar-

gemünd, Blieskastel und Saarbrücken vorgezeichnet. Brachten diese Truppenmassen, welche für genügend erachtet wurden, um jeden feindlichen Widerstand zu brechen, Homburg in ihren Besitz, so konnte man sicher darauf rechnen, die ganzen Eisenbahnlinien, auf welchen zu dieser Zeit der Transport der für die zweite und dritte Deutsche Armee bestimmten Truppen stattfand, zu sperren. Man verzögerte auf diese Weise die Konzentrirung der Armee, konnte außerdem nach der Einnahme von Homburg einen Handstreich auf Neunkirchen unternehmen, das nur fünfzehn oder sechzehn Kilometer von Homburg entfernt ist, und dort eine feste Stellung beziehen, um auch auf dieser Seite den Bewegungen der ersten Deutschen Armee zu ihrer Konzentrirung Aufenthalt zu bereiten.

Endlich rechnete man darauf, daß dieser kühne Vorstoß Gelegenheit zu Kämpfen, wenn nicht zu Schlachten geben würde, in denen die Preußen unterliegen mußten. Dieses Projekt, welches von einem der General-Adjutanten ausgearbeitet worden war, hatte schon die Genehmigung des Kaisers erfahren, als es diesem plötzlich einfiel, vor der Bestätigung noch die Ansicht der Generale Soleille und Coffinières, welche an der Spitze der Artillerie und Ingenieure standen, sowie des Intendanten Wolff, General-Intendanten der Armee, einzufordern.

Die Generale Soleille und Coffinières erklärten sich ohne Weiteres damit einverstanden; als aber der Kaiser den General-Intendanten Wolff aufforderte, sich darüber zu äußern, ob er die Verpflegung der Truppen, welche man auf Homburg in Marsch zu setzen beabsichtigte, unter allen Umständen sicher stellen könne, erklärte derselbe, daß nach den Nachrichten, welche er aus guter Quelle zu haben glaube, das ganze Land jenseits der Saar durch die Requisitionen des Feindes so mitgenommen sei, daß er eine Verantwortung für die prompte Verpflegung der starken Armee-Abtheilung, die auf Homburg vorgehen solle, wenn es sich nicht nur um achtundvierzig Stunden handle, nicht übernehmen könne; auch müßten die Viktualien ihr nachgeführt werden.

Wie wollte er dies aber durchführen, wo er sich schon gezwungen sah, die für die Armee nothwendigen Lebensmittel aus dem Innern Frankreichs kommen zu lassen, und auch dann nur im Stande war, Vorräthe für zwei Tage im Voraus in Metz anzusammeln?!

Diese Mittheilung und die Besorgniß, daß er seine Soldaten einem fühlbaren Lebensmittelmangel aussetzen würde, wenn er sie gegen Homburg marschiren ließ, jagten dem Kaiser einen solchen Schrecken ein, daß er zum großen Bedauern seiner Generale den Plan aufgab. Wenige Tage später erfuhr man im großen Hauptquartier, daß der General-

11*

Intendant sich durch weit übertriebene Mittheilungen hatte düpiren lassen. Das Deutsche Gebiet jenseits der Saar war durch die Requisitionen der Deutschen Truppen durchaus nicht so in Anspruch genommen worden, als es den Anschein gehabt hatte; die Französische Armee würde ohne große Schwierigkeiten reichlich Gelegenheit gehabt haben, für ihren Unterhalt selbst Sorge zu tragen.

Die so verhängnißvolle Entscheidung des Kaisers rief meine Erinnerung an das Jahr 1867 wach, an eine Zeit, wo Frankreich wegen der Luxemburgischen Frage in einen Krieg verwickelt zu werden drohte, den wir jedenfalls hätten aufnehmen müssen, ohne auch nur den geringsten Vorrath an Feldzwieback in unseren Magazinen zu besitzen. Ich erinnerte mich, mit welcher Lebhaftigkeit sich der Marschall Niel damals, im Jahre 1868, für die Beschaffung dieses Zwiebacks interessirte, und wie er mir gegenüber seinen Willen dokumentirte, daß er in Zukunft für den Fall einer plötzlich eintretenden Mobilmachung stets einen Vorrath von vier Millionen Rationen dieses Gebäcks in Magazinen haben müsse, die neun Tage für den Unterhalt einer Armee von 400000 Mann ausreichen würden. Wie war es nur gekommen, daß man seit dem Tode des Marschalls Niel im August 1869 ein Jahr später, im August 1870, nicht einmal Zwieback genug hatte, um die Rhein-Armee, welche nur 250000 Mann zählte, für vierundzwanzig Stunden damit zu versorgen?!

Auf diese Frage kann ich immer nur dieselbe Antwort wieder ertheilen, welche ich schon so oft bezüglich des Fehlens alles Nothwendigen bei der Rhein-Armee nach der Mobilmachung gegeben habe. Der Feldzwieback lagerte im Ueberfluß in unseren Magazinen, so wie es der Marschall gewollt hatte; er fehlte ebenso wenig in unseren Central-Magazinen, wie die Gewehre, Munition und Lagergeräthschaften in den Arsenalen. Aber nothwendig gewesen wäre es allerdings, nach der Kriegserklärung ihn so schnell als möglich an die Punkte zu schaffen, wo die Armee konzentrirt werden sollte; die Vorbereitungen hierzu waren aber so mangelhaft getroffen, daß, da man die Transportmittel nicht im Voraus sicher gestellt hatte, der Feldzwieback weder in Metz noch in Straßburg ankam, so daß unsere Soldaten in den Lagern statt im Ueberfluß schwelgen zu können, sich von empfindlichem Mangel bedroht sahen.

So hatte denn der General-Intendant bei seiner dem Kaiser abgegebenen Erklärung wenigstens in einem Punkte den Nagel auf den Kopf getroffen. Seit den ersten Tagen des Augusts war die Armee-Verwaltung in die Zwangslage versetzt, die Armee in Bezug auf Brot aus der Hand in den Mund leben lassen zu müssen. Die Vorräthe, welche sie jeden

Tag aus dem Inneren erhielt, und das Brot, welches an Ort und Stelle erbacken wurde, genügten gerade, um eine zweitägige Verpflegung der Armee sicher stellen zu können. Die Erklärung dieser unglaublichen Thatsache ist schon gegeben: auf den Eisenbahnlinien und in den Bahnhöfen lagerte eine ungeheure Masse von Tonnen mit Zwieback in wüstem Durcheinander mit allerhand Kriegsmaterial; die nächste Folge war eine Verspätung, die jeden Tag zunahm, da die Anhäufung und Verwirrung immer größer wurde.

Neunzehntes Kapitel.

Reichshofen.

Wir haben gesehen, daß der Kaiser am 3. August verschiedene Bewegungen für das dritte und vierte Armeekorps angeordnet hatte, die den Zweck verfolgten, die Hauptkräfte der Armee mehr Sierck, Saarlouis und Saarbrücken gegenüber zu konzentriren, von woher man einen Angriff des Feindes erwarten zu müssen glaubte. Diese Bewegungen sollten in der Frühe des 4. Augusts zur Ausführung kommen. An demselben Morgen aber änderte der Kaiser seine Dispositionen vom vergangenen Abend. Meldungen, welche ihm von der Grenze zugegangen waren, hatten ihn darüber aufgeklärt, daß von dieser Seite ein Angriff nicht zu befürchten stand. Er inhibirte die Vorbewegung der Garde, welche schon im Marsch auf Boulay war, und ließ sie nach Metz zurückkehren. Es lag ihm daran, dieses Elitekorps immer in seiner Hand zu haben, und er glaubte, daß die Garde, wenn sie in Metz blieb, besser wie in Boulay zu seiner Verfügung stände, um, wie es in seiner Absicht lag, sie aus einer centralen Stellung hinter den Armeekorps, welche in erster Linie die Grenze besetzt hatten, als Reserve verwenden zu können.

Am selben Tage, dem 4. August, legte ich dem Kaiser einen Bericht vor, der meiner Feder entsprang und welcher ihn auf die Gefahren aufmerksam machen sollte, die sich durch die Zersplitterung der Armee auf

eine so große Ausdehnung in einem Augenblick ergaben, wo die Gründe für eine solche Maßnahme nicht mehr vorzuliegen schienen. Ich wies bei dieser Gelegenheit auf die Dispositionen in dem Plan des Erzherzogs Albrecht hin, welche ich dem Leser in einem der früheren Kapitel vor Augen geführt habe. Es sei höchste Zeit, sagte ich in meinem Bericht, die Armee so schnell als möglich in zwei kompakten Massen, wenn nicht in einer einzigen zu versammeln, damit sie eher im Stande sei, den Feind anzugreifen oder sich zu vertheidigen.

Darauf befahl der Kaiser, daß das dritte Armeekorps am 5. August Morgens folgende Stellungen einnehmen sollte:

Die Division Decaen in Saint-Avold, die Division Metman in Marienthal, die Division Castagny in Püttelange und die Division de Montaudon in Saargemünd. Er befahl ferner den Marsch der Garde von Metz nach Courcelles an der Straße von Saint-Avold. Das zweite und vierte Korps sollten in den Positionen, die sie inne hatten, stehen bleiben. Was das fünfte Korps anbetrifft, welches in Saargemünd — mit einer Division in Bitsch, mit zwei Kavallerie-Regimentern in Niederbronn — stand, so erhielt General de Failly Anweisung, unverweilt die nöthigen Schritte zu thun, damit sein ganzes Korps am 5. Abends in und um Bitsch vereinigt sei.

Damit aber Saargemünd auf alle Fälle keinen Augenblick ohne Truppen blieb, war dem General anheim gegeben worden, dort eine Infanterie-Brigade, ein Kavallerie-Regiment und die Hauptreserve seines Armeekorps so lange zu belassen, bis die von Saint-Avold kommende Division Montaudon in Saargemünd eingetroffen sei.

Die Besetzung von Bitsch durch das fünfte Korps entsprach der Nothwendigkeit, im Elsaß stärkere Kräfte zu haben, um einem Ueberschreiten der Vogesen und der Lauter sicherer entgegentreten zu können.

Von Bitsch bis zur Stellung des ersten Korps betrug die Entfernung dreißig Kilometer; die 25000 Mann des Generals de Failly konnten sich also mit den 41000 Mann des Marschalls Mac Mahon durch einen Marsch von zehn bis zwölf Stunden vereinigen. Unglücklicher Weise hatte man am 4. August den Zeitpunkt, zu welchem General de Failly sein fünftes Korps bei Bitsch versammeln sollte, nämlich den 5. August, um einen Tag zu spät gewählt. Es hätte am 4. August geschehen müssen.

Marschall Mac Mahon erfuhr die Niederlage von Weißenburg am Abend des 4. Augusts. Er erstattete sofort dem Kaiser Meldung und theilte ihm gleichzeitig mit, daß er beabsichtige, eine Schlacht in der recht guten Stellung anzunehmen, welche sein Korps am Sauerbach einnahm.

Nachdem der Kaiser die Nachricht von der schweren Niederlage des Generals Douay erhalten hatte, richtete er sofort am 5. August um 4 Uhr 25 Min. Morgens folgendes Telegramm an den General Canrobert nach Châlons:

„Sie haben so bald als möglich mit ihren vier Divisionen Nancy zu erreichen.“

Dieser Depesche folgte um 6 Uhr 30 Min. eine andere folgenden Inhalts:

„Bei Ihrer Ankunft und Ihrem Aufenthalt in Nancy dürfen Ihre Divisionen die Magazine in Metz und Straßburg in keiner Weise in Anspruch nehmen.“

Um 11 Uhr telegraphirte der Major=General der Armee an den Marschall Mac Mahon, daß das fünfte Korps am Abend in Bitsch eintreffen und auf Befehl des Kaisers seinem Kommando unterstellt würde. Um 8 Uhr des Abends bestätigte er noch einmal diese Aenderung, indem er dem Marschall folgende Depesche schickte:

„General de Failly steht mit seinen drei Divisionen in Bitsch; der Kaiser hat ihn Ihren Befehlen unterstellt; mein Telegramm von heute Morgen hat es Ihnen schon mitgetheilt; haben Sie es erhalten?“

Marschall Mac Mahon erwiderte darauf, daß er allerdings die Benachrichtigung von der Unterstellung des fünften Korps unter seine Befehle erhalten habe, und ertheilte um 8 Uhr Abends dem General de Failly Befehl, so schnell als irgend möglich mit seinem Armeekorps zu ihm zu stoßen.

Am 5. August gegen 5 Uhr Abends war die Division Douay (Abel) und die Division Conseil=Dumenil vom siebenten Korps, welche durch den Marschall Befehl erhalten hatte, nach Kolmar zu marschiren, bei Hagenau vereinigt. So konnte der Marschall über fünf Divisionen disponiren, von denen vier nur noch vollständig intakt waren und eine, die Division Douay, allerdings geschwächt, aber wieder reorganisirt war und eine vorzügliche Haltung behalten hatte. Gelang es ihm, vom fünften Korps nur zwei Divisionen, ja nur eine rechtzeitig heranzuziehen und mit seinen fünf Divisionen zu vereinigen, so hatte er immer noch einige Chance, den Kampf mit Aussicht auf Erfolg gegen die Deutschen ihm gegenüber stehenden Kräfte aufnehmen zu können.

Unglücklicher Weise sollte seine Hoffnung aus zweierlei Gründen nicht in Erfüllung gehen; einmal konnte das fünfte Korps seine Vereinigung bei Bitsch nicht mit der wünschenswerthen Schnelligkeit bewirken; dann

aber auch hatte der Marschall den Fall außer Acht gelassen, daß er früher, wie er annahm, von den Deutschen angegriffen werden könnte.

Von den drei Brigaden des fünften Korps, welche Saargemünd am fünften Morgens verlassen hatten, um nach Bitsch zu marschiren, erreichten zwei zur Division Goze gehörige Brigaden Bitsch an diesem Tage nicht mehr; sie unterbrachen infolge von Uebermüdung, wie man sagte, ihren Marsch und bezogen Biwak. Die dritte Brigade, welche zur Division de Labadie gehörte, kam auch nur bis Rohrbach. Was die Brigade Lapasset anbetrifft, welche in Saargemünd zurückgelassen war und sich erst in Marsch setzen sollte, wenn sie durch die Division de Montaudon abgelöst wurde, so sah sie sich genöthigt, ihren Abmarsch auf den folgenden Morgen zu verschieben, da die Division de Labadie in Saargemünd erst am 6., statt am 5. August ankam.

Die Division Guyot de Lespart vom fünften Korps endlich, welche am Abend des 5. Augusts sieben Kilometer westlich von Bitsch stand, hatte sich am 6. Morgens in der Richtung auf Reichshofen in Marsch gesetzt; sie wurde nach dem Bericht des Generals de Failly bei Niederbronn angegriffen und die beiden Brigaden in zwei verschiedenen Richtungen zurückgeworfen. Diejenige, welche Reichshofen zunächst gestanden hatte, ging, da ihr Führer, ohne die Existenz der Brigade in Frage zu stellen, nicht mehr eine Vereinigung mit dem ersten Armeekorps für möglich hielt, andererseits die Rückzuglinie auf Bitsch auch bedroht glaubte, nach Saverne zurück.

Am 6. August wurde Marschall Mac Mahon zwischen 8 und 9 Uhr Morgens von der dritten Deutschen Armee, welche 165000 Mann stark war, von denen 95- bis 100000 an der Schlacht Theil nahmen, angegriffen. Da er nur fünf Divisionen, weniger als 40000 Mann, dem Feinde gegenüber zu stellen vermochte, so blieb ihm keine andere Wahl, als sich tapfer zur Wehr zu setzen. Und trotzdem schwankte der Sieg lange Zeit hin und her. Aber nach achtstündigem erbitterten Kampfe unterlagen seine Truppen der Uebermacht der Deutschen und sahen sich gezwungen, ihre Stellung aufzugeben.

Einen großen Antheil an dem Erfolge der Deutschen hatte ihre Artillerie, welche sich der unserigen bedeutend überlegen zeigte.

In dem Bericht, welchen der Marschall Mac Mahon nach der Schlacht dem Kaiser erstattete und welchen dieser am 7. Abends erhielt, wies er besonders darauf hin, daß seine Truppen hauptsächlich durch die fürchterliche Wirkung der auf weite Entfernungen und mit großer Präzision feuernden feindlichen Artillerie erschüttert worden seien, während die eigene

Artillerie infolge der geringen Tragweite ihrer Geschütze die Truppen nicht genügend hätte unterstützen können.

Beim Lesen dieser Zeilen des Berichtes, in welchem der Marschall von der Unterlegenheit unserer Artillerie sprach, konnte ich eine Regung des Zornes, die in mir aufstieg, nicht unterdrücken. Ich stürzte in meine Kammer, wo mein Feldkoffer stand, und entnahm ihm das Journal, in welches ich im Jahre 1867 eine Abschrift des vom Kommandanten Berge nach dem Besuch des Lagers von Brascoët verfaßten Berichts aufgenommen hatte. Mit dieser Schrift begab ich mich in das Kabinet des Kaisers, legte den Bericht dem Major-General vor und sagte:

„Sehen Sie, habe ich im Jahre 1867 die Wahrheit gesagt?“

„Glauben Sie denn,“ fuhr mich der Major-General an, „daß ich von der Ueberlegenheit des Preußischen Geschützes keine Kenntniß gehabt habe? Wo sollte ich denn aber die nöthigen Mittel gefunden haben, um unsere Artillerie mit einem neuen Geschütz auszurüsten? Denken Sie denn, daß der gesetzgebende Körper mir je seine Einwilligung dazu gegeben haben würde?“

Ich bedauerte meinen unzeitgemäßen heftigen Ausfall, den ein nur zu verständlicher Unwille in mir hervorgerufen hatte; es war nun keine Zeit mehr zu unnützen Klagen. Richtig ist es, daß der gesetzgebende Körper in den Jahren 1867 und 1868 hartnäckig alle Vorlagen ablehnte, welche ihm zur Verbesserung unserer militärischen Verhältnisse gemacht wurden; wer kann aber behaupten, daß er sich nicht willfähriger gezeigt haben würde, wenn die Regierung ihm die reine Wahrheit über die politische Lage Frankreichs zu jener Zeit nicht vorenthalten hätte?

Es kann nicht meine Aufgabe sein, einen ausführlichen Bericht über die verschiedenen Phasen der Schlacht von Reichshofen zu erstatten, und werde ich mich darauf beschränken, zur Belehrung der späteren Führer unserer Armeen hier nur die Fehler und Irrthümer ins rechte Licht zu stellen, welchen wir vornehmlich unsere Niederlagen zuzuschreiben hatten.

Die Hauptschuld traf die Führer der Armee. Da sie, von Beginn des Krieges an, nie die nöthigen Maßnahmen getroffen hatten, um mit einiger Sicherheit Einblick in die Verhältnisse jenseit der Grenze und beim Feinde zu gewinnen, so befanden sie sich in der Zeit vom 1. bis zum 6. August sämmtlich im Unklaren über die Konzentration und die Bewegung der Deutschen Armeen. Dieser Umstand veranlaßte den Kaiser zu dem Angriffsbefehl auf Saarbrücken am 2. August in dem Glauben, daß er dort starke feindliche Kräfte vorfinden würde, obwohl sie nur ganz unbedeutend waren; dieser Umstand verführte auch in den Vogesen den

Marschall Mac Mahon, der in der Ueberzeugung lebte, daß die Deutschen noch nicht in der Lage seien, angreifen zu können, dazu, eine Division seines Armeekorps in der Luft und so weit entfernt von seinen anderen Divisionen stehen zu lassen, daß diese sich außer Stande sahen, zu rechter Zeit Unterstützung zu bringen, als sie angegriffen wurde. Derselbe Fehler war endlich Schuld daran, daß das fünfte Armeekorps erst am 4. August Befehl erhielt, sich bei Bitsch zusammenzuziehen. Seit dem 3. August mußte man, wenn die Aufklärungen in sachgemäßer Weise vorgenommen wären, im großen Hauptquartier wissen, daß die dritte Deutsche Armee mit starken Kräften gegen die Lauter vormarschire, um unser erstes Korps anzugreifen; das war der Tag, an welchem der Oberkommandirende dem General de Failly hätte Befehl geben müssen, sein fünftes Korps bei Bitsch zu sammeln und es im Laufe des 4. Augusts dem ersten Armeekorps zuzuführen.

Wenn der Oberkommandirende an demselben Tage, dem 3. August, gut informirt gewesen wäre, so hätte es ihm ferner nicht unbekannt bleiben können, daß die erste und zweite Deutsche Armee zu diesem Zeitpunkt ihre Angriffsbewegung gegen die Saar beginnen konnten. Wahrscheinlich würde er dann keinen Augenblick gezögert haben, die vier Armeekorps, welche auf einem verhältnißmäßig engen Raum standen, hinter der Saar bei Saarbrücken zusammen zu ziehen. Nichts von alledem wurde befohlen oder geschah, weil der Oberkommandirende vollständig im Unklaren darüber war, was die Deutschen Armeen an der Lauter sowohl wie auf dem rechten Saarufer unternahmen.

Einen letzten Fehler beging vielleicht auch das fünfte Korps. Ich sage „vielleicht", weil General de Failly angiebt, daß die Ausführung des Marsches, welcher seinem Armeekorps für den 5. August vorgeschrieben war, durch einen Angriff des Feindes auf seine linke Flanke von Niederbronn her unmöglich gemacht wurde. Der Befehl, sein Korps bei Bitsch zu versammeln, war dem General augenscheinlich zu spät ertheilt worden. Auch läßt sich nicht leugnen, daß die Bewegung einige Schwierigkeiten machen mußte insofern, als es sich für den General darum handelte, einen Flankenmarsch in unmittelbarer Nähe des Feindes auszuführen. Wie dem nun auch sei, sicher ist, daß die Divisionen des fünften Korps ihr Möglichstes auf diesem Marsche leisteten. Ich mag darauf nicht weiter eingehen. Wir haben gesehen, daß zwei dieser Divisionen, welche dem Befehl gemäß in Bitsch am 5. Abends eintreffen sollten, diesen Ort nicht erreichten, da sie infolge Uebermüdung, wie es hieß, ihren Marsch unterbrechen mußten. Am 6. August Morgens gab General de Failly Befehl,

den Marsch fortzusetzen; bald darauf aber ließ er wieder halten, da er sich in seiner linken Flanke bedroht sah, und von diesem Augenblick an war die Operation, die er durchführen sollte, vollständig mißglückt. Soweit mir bekannt ist, wissen wir noch nichts Genaues über die Heftigkeit und die Stärke des Angriffs, welchen der Feind bei Niederbronn gegen das fünfte Korps richtete. Immerhin bedürfte es doch einer Klarstellung der Frage, ob es nicht die Division de Lespart wenigstens möglich gemacht haben würde, wenn Theile des Korps zur Abwehr des Angriffs verwendet und die Division Goze und Labadie schleunigst zur Unterstützung und Ablösung der Division de Lespart auf Niederbronn in Marsch gesetzt worden wären, ihren Marsch fortzusetzen und beim Hören des Kanonendonners so zu beschleunigen, daß sie die Vereinigung mit dem ersten Korps so rechtzeitig bewirkte, um an der Schlacht noch theilnehmen zu können. Man möge im Auge behalten, daß diese Division in dem Augenblick, wo sie ihren Marsch unterbrach und die beiden Brigaden voneinander getrennt wurden, nur sieben Kilometer von Reichshofen entfernt stand. Die Schlacht hat nicht weniger als acht Stunden gedauert und sie begann zwischen 8 und 9 Uhr Morgens. Eine einzige Division mehr, welche am Vormittage auf dem Schlachtfelde eintraf und die 40 000 Mann des Marschalls Mac Mahon verstärkte, hätte einen gewaltigen Umschwung herbeiführen können.

Zwanzigstes Kapitel.

Forbach. — Marschall Bazaine und General Frossard.

Ich habe die Stellungen bereits angegeben, welche jedes an der Saar stehende Armeekorps am 5. August einnahm. Den vom Kaiser am 4. gegebenen Befehlen zufolge hätte die Division Metman vom dritten Korps am Morgen des 5. August in Marienthal stehen sollen; sie erreichte allerdings an diesem Tage ihren Bestimmungsort, aber erst um 5 Uhr abends.

Das zweite Korps war seit dem 2. August geschlossen vor Saarbrücken stehen geblieben. Vom 2. zum 4. August aber hatten die deutschen Kräfte von Stunde zu Stunde sich auf dem rechten Saarufer stark vermehrt, und so befand sich dieses Korps von einem Feinde arg bedroht, welcher den eingegangenen Nachrichten zufolge gleichzeitig bei Saarbrücken und Saarlouis übergehen zu wollen schien. Man durfte demnach dieses isolirte und weit über das dritte und vierte Armeekorps vorgeschobene Korps nicht der Gefahr aussetzen, von zwei Seiten zugleich angegriffen zu werden.

In Ansehung dieser Thatsache schickte denn auch der Kaiser dem General Frossard am 5. August 10 Uhr 10 Min. morgens telegraphischen Befehl, sein Korps nach Forbach zurückzuführen.

Am selben Tage ließ der Kaiser um 1 Uhr nachmittags auch dem Marschall Bazaine ein Telegramm übermitteln, in welchem er ihn benachrichtigte, daß er ihm das Ober-Kommando über das zweite, dritte und vierte Korps anvertraue. Nach Eingang dieser Depesche ertheilte der Marschall am selben Abend dem General Frossard Befehl, die Stellung bei Saarbrücken aufzugeben, eine Ordre, welche der General in der Nacht vom 5. zum 6. August zur Ausführung brachte; er ließ nun seine Truppen auf den Forbach beherrschenden Höhen, fünf oder sechs Kilometer hinter Saarbrücken, eine Stellung beziehen, welche, vom defensiven Gesichtspunkt aus betrachtet, die günstigsten Bedingungen aufwies.

Das Centrum etablirte er in Spichern, den rechten Flügel bei Caderborn[1]), den linken bei Stiring. So hatte sich sein Armeekorps auch den Divisionen Metman und Castagny des dritten Korps genähert; die erstere stand in Bening-Merlebach, dem Gabelpunkt der Eisenbahnen von Forbach und Saargemünd, die zweite in Püttelange; die eine fünfzehn Kilometer, die andere zwanzig Kilometer entfernt.

Dem General Frossard war die Gegend von Spichern nicht unbekannt; er hatte sie im Jahre 1867 kennen gelernt und einer eingehenden Besichtigung unterzogen. Er war der festen Ueberzeugung, daß diese Stellung uneinnehmbar sei, vorausgesetzt, daß der Feind nicht mit unverhältnißmäßig überlegenen Kräften angriff. Auch sagte er sich, daß im ungünstigsten Falle, wenn nämlich die Preußen ihn mit sehr überlegenen Kräften angriffen, der Erfolg ihm doch nicht fehlen könne, da die Divisionen Metman und Castagny gewiß entschlossen eingreifen würden. Auch nahm

[1]) Dieser Ort findet sich auf Plan 3 des Generalstabswerkes 1870/71, sowie auch auf anderen Karten nicht verzeichnet. Meint der Herr Verfasser etwa Calenbronn? Dieser Ort liegt aber zu weit südlich Spichern. Anm. d. Uebers.

General Frossard ohne Zweifel weiter an, daß er auf die Division Montaudon würde rechnen können, die in Saargemünd, vierzehn Kilometer in seiner rechten Flanke, stand.

Das ist aber noch nicht Alles; die Division Decaen befand sich mit dem Hauptquartier in Saint-Avold, sechzehn Kilometer von Forbach entfernt. Eine Infanterie-Brigade vermochte in einer Stunde von Saint-Avold aus Stiring zu erreichen, eine Division in zweiundeinerhalben Stunde, wenn man auch noch die beide Orte verbindende Eisenbahn für ihren Transport ausnützte.

Es bedurfte also nur eines Befehls des Marschalls Bazaine, daß in weniger als drei Stunden die Division Decaen bei Stiring eintreffen und den linken Flügel des zweiten Korps unterstützen konnte.

Man wird mir zugeben, daß auf Grund dieser Erwägungen General Frossard durchaus die Berechtigung hatte, anzunehmen, daß, wenn sein Korps angegriffen werden sollte, er nicht allein den Ansturm der Deutschen auszuhalten habe, sondern sehr bald Unterstützung durch das dritte Armeekorps finden würde.

Und doch sollte er seine ganzen Berechnungen umsonst angestellt haben. Nach einem Kampf von mehreren Stunden unterlag das Korps des Generals Frossard der Ueberzahl, weil die Divisionen des dritten Korps nicht das thaten, was sie sollten und was sie thun konnten, um Hilfe zu bringen.

In der Nacht vom 5. zum 6. August lud der Kaiser den Marschall Bazaine und den General Frossard ein, am 6. um 1 Uhr Nachmittags sich auf dem Bahnhof von Saint-Avold einzufinden, wohin er sich selbst in Begleitung des Major-Generals der Armee zu begeben gedachte. Er wollte persönlich den Marschall sehen, um mit ihm über die Dispositionen Rücksprache zu nehmen, welche er schon für eine Schlacht getroffen haben mußte, die unmittelbar bevorzustehen schien, und gleichzeitig ihm sein Einverständniß als ein Zeichen seines Vertrauens und seiner Ermuthigung aussprechen. Als der Kaiser in der Nacht plötzlich Depeschen von der Grenze erhielt des Inhalts, daß der General Frossard sein Korps bei Forbach nicht verlassen könne, weil die Nähe des Feindes jeden Augenblick einen Angriff befürchten ließ, gab er die Zusammenkunft wieder auf. Um 4 Uhr 40 Min. befahl er infolgedessen dem General Frossard, auf seinem Posten zu verbleiben und sich bereit zu halten, einen etwa im Laufe des Tages erfolgenden Angriff energisch zurückzuweisen. Dieselbe Mittheilung ließ er zu gleicher Stunde dem Marschall Bazaine zukommen.

In welcher Situation befanden sich zu dieser Zeit die Deutschen, die in nächster Nähe dem zweiten Armeekorps gegenüber standen?

Am 6. August morgens standen das siebente und achte Preußische Armeekorps auf fünfzehn bis sechzehn Kilometer massirt nördlich von Saarbrücken, mit Vorposten in dieser Stadt selbst. Diese beiden Armeekorps bildeten, wie ich schon gesagt habe, die erste Deutsche Armee. Die zweite Deutsche Armee hatte die Verbindung mit ihr aufgenommen; denn eine ihrer Kolonnentêten, welche vom dritten Armeekorps gebildet wurde, hatte mit dem Hauptquartier dieses Korps Neunkirchen erreicht. Das vierte Korps stand in Zweibrücken, zwanzig Kilometer von Neunkirchen entfernt; die fünfte und sechste Kavallerie-Division durchstreifte das ganze Gelände auf dem rechten Ufer der Saar von Saarbrücken bis Saargemünd und östlich dieses Ortes bis Bitsch.

Hinter dieser vordersten Linie der zweiten Armee stand das zehnte Preußische Korps in Sankt Wendel, das zwölfte Korps in Kaiserslautern, während das Hauptquartier der Armee sich in Homburg befand. Wie man sieht, waren die erste und zweite Armee fertig aufmarschirt, um eine gemeinsame Aktion gegen die Saar und speciell gegen Saarbrücken aufnehmen zu können.

Am 6. morgens ahnten die Führer der Deutschen Armeekorps, die ihre Vorposten in Saarbrücken hatten, nicht, daß es an diesem Tage vor ihren vordersten Linien zur Schlacht kommen würde.

Wenigstens waren keine Anordnungen weder von ihnen noch vom Preußischen Generalstabe für einen Angriff getroffen worden, der erst für den 7. August gegen das zweite Französische Armeekorps in Aussicht genommen war.

Plötzlich aber, am Morgen, bemerken die Generale, welche sich vor Saarbrücken befinden, daß die Franzosen ihre Stellungen verlassen und in der Richtung auf Forbach zurückgehen. Sie sehen in dieser rückgängigen Bewegung ein Anzeichen moralischer Schwäche und glauben infolgedessen eine günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen zu dürfen, um die Arrieregarde der zurückgehenden Franzosen anzugreifen. Um sie nicht entkommen zu lassen, werfen sie sich, ohne sich die Zeit zu nehmen, erst die Befehle ihrer direkten Vorgesetzten einzuholen, ungestüm mit den Truppen, die sie gerade zur Hand haben, auf die hintersten Abtheilungen der Arrieregarde. Um $8^1/_2$ und um 9 Uhr stoßen sie mit ihr zusammen.

Der kommandirende General, dem sie Meldung von dem auf eigene Faust unternommenen Vorgehen erstattet haben, weit entfernt davon, ihnen Vorwürfe zu machen und ihnen Befehl zum Einstellen der Be-

wegung zu geben, erblickt seine weitere Aufgabe nur darin, diese kühne Initiative gründlich auszunutzen, und sofort werden auf seinen Vorschlag sowohl bei der ersten wie bei der zweiten Armee die nöthigen Maßnahmen getroffen, damit alle Truppen, welche so durch Zufall in ein Gefecht verwickelt worden sind (vierzehnte Infanterie- und fünfte Kavallerie-Division), auf das Thatkräftigste Unterstützung finden. Die Divisionen dreier Armeekorps eilen, so schnell sie können, auf das Gefechtsfeld, und alle drei nehmen lebhaften Antheil.

Den vereinten Anstrengungen dieser Bruchstücke dreier Armeekorps und durch ein musterhaftes Zusammenwirken aller Generale, welche sie kommandiren, gelingt es, den Sieg zu erringen, während der vollständige Mangel jeder gemeinsamen Thätigkeit auf Seiten der Französischen Generale ihre Niederlage, wie ich es nachzuweisen versuchen werde, besiegelt. Man kann von mir nicht verlangen, daß ich die verschiedenen und oft erschütternden Episoden des Kampfes um Spichern dem Leser vor Augen führe. Offiziere, welche in der Schlacht mitgefochten, haben sie bereits bis in ihre kleinsten Details hinein beschrieben. Was ich nur konstatiren will, das ist der Umstand, daß das zweite Französische Armeekorps am 6. August 1870 während eines neunstündigen heftigen Kampfes, welchen es gegen einen drei Mal stärkeren Feind durchfocht, gezwungen war, ihn, nur allein auf sich angewiesen, bestehen zu müssen, und das infolge der Fehler oder der Indifferenz einiger Generale, welche die Verpflichtung gehabt hätten, ihm mit allen nur disponiblen Truppen zu Hülfe zu eilen. In der ganzen Armee herrschte nur ein Schrei der Entrüstung über diese Führer, als man die Niederlage bei Spichern erfuhr. „Wenn wir besiegt worden sind, erscholl es von allen Seiten, so trägt dafür die Verantwortung derjenige General, dem das Oberkommando über diejenigen Truppen anvertraut war, mit denen er einen Angriff der Preußen bei Spichern abzuschlagen hatte und der während langer Stunden taub geblieben ist, wo der Sieg ihn mit mächtiger Stimme rief und er seine Truppen nur marschiren zu lassen brauchte, um ihn an unsere Fahnen zu fesseln. Ja, wenn der Marschall Bazaine, sagte man sich, anstatt theilnahmslos und träge in seinem Hauptquartier in Saint Avold zu bleiben, sofort als er hörte, daß General Frossard, sein Unterführer, so ernsthaft angegriffen wurde, auf das Schlachtfeld geeilt wäre, wie es die Pflicht gebot, so würde wohl seine Kriegserfahrung und das Bewußtsein seiner großen Verantwortung ihm sehr bald die Ueberzeugung verschafft haben, daß es hier nicht am Platze war, die Divisionen des dritten Korps drei Stunden lang eine passive und abwartende Haltung annehmen zu lassen.

Er würde gewiß einigen seiner Divisionen, wenn nicht allen vier, den Befehl ertheilt haben, auf den Kanonendonner los zu marschiren und mit Hülfe dieser Verstärkungen sicher die Deutschen geschlagen haben. Anstatt dessen hatte der Marschall Bazaine sich damit begnügt, eine Brigade der Division Metman nach Mittemberg bei Macheren marschiren zu lassen; um 10 Uhr morgens erhielt die zweite Brigade denselben Befehl, und schließlich hatte die ganze Division Bening erreicht, wo sie um 3 Uhr nachmittags Halt machte. Dort blieb sie bis $7\frac{1}{2}$ Uhr abends, anstatt ihren Marsch auf Forbach weiter fortzusetzen."

Um zu beweisen, daß die in der Armee gegen den Marschall Bazaine erhobenen Klagen und Vorwürfe durchaus gerechtfertigt und nicht übertrieben waren, genügt es, auf die Korrespondenz hinzuweisen, welche vom Anfang bis zum Ende der Schlacht zwischen dem Marschall und dem General Frossard stattfand.

Zunächst darf man nicht vergessen, daß der Kaiser am 5. August das zweite Korps an die Befehle des Marschalls Bazaine gewiesen und diesen in der Nacht vom 5. zum 6. August aufgefordert hatte, da ein Angriff auf das zweite Korps unmittelbar bevorstünde, die nöthigen Maßnahmen zu seiner Abwehr zu treffen. Seit dem 5. August also und für den 6. August besonders war der Marschall Bazaine allein verantwortlich für die Leitung der Operationen des zweiten und dritten Korps während der in Aussicht stehenden Schlacht.

Diese Schlacht nimmt nun in der That ihren Anfang am 6. August gegen $8\frac{1}{2}$ Uhr morgens; der General Frossard benachrichtigt, wie es seine Pflicht als Untergebener erfordert, den Marschall durch folgendes um 9 Uhr 10 Minuten aufgegebenes Telegramm: „Ich höre Geschützfeuer bei meinen Vorposten und begebe mich an Ort und Stelle. Würde es nicht gut sein, wenn die Division Montaudon eine Brigade von Saargemünd auf Großbliedersdorf[1]) vorgehen ließe und die Division Decaen auf Merlebach und Roßbrück marschirte?" Wie man sieht, bezeichnet der General Frossard in seinem Telegramm die Divisionen des dritten Korps, welche ihm am nächsten stehen. Die Brigade der Division Montaudon konnte Großbliedersdorf in zweiundeinhalb Stunde, die Division Decaen von Saint Avold, Merlebach mit der Bahn in einundeinhalb Stunde erreichen.

Und Marschall Bazaine verläßt Avold nicht, um sich zum General Frossard zu begeben, wo als Oberkommandirender sein Platz ist. Er

[1]) Im Original steht „Großbliederstroff". Anm. d. Uebers.

trifft keine einzige Anordnung bezüglich der Truppen, welche in jener Depesche des Kommandanten des zweiten Korps genannt sind. Er antwortet nicht einmal auf das Telegramm.

Um $^1/_2$ 11 Uhr schickte der General ein zweites Telegramm an den Marschall:

> „Ich erhalte soeben Meldung, daß der Feind sich in Roßbrück und Merlebach zeigt, das heißt also in meinem Rücken. Es werden dort wohl Französische Truppen stehen?!"

Um 11 $^1/_4$ antwortet der Marschall dem General:

> „Obgleich ich wenig Truppen zur Besetzung von Saint-Avold in der Hand habe, lasse ich die Division Metman auf Macheren und Bening und die Division Castagny auf Farschwiller[1]) und Theding marschiren. Mehr kann ich nicht thun."

Wie hieraus hervorgeht, legt der Marschall, nachdem schon die Schlacht bei Spichern in vollem Gange ist, worüber er nicht im Unklaren sein kann, besonderen Werth auf die zwanzig Kilometer rückwärts gelegene Stellung von Saint-Avold und will sie halten. Kommt man da nicht unwillkürlich beim Lesen der letzten Worte des Telegramms des Marschalls Bazaine, „mehr kann ich nicht thun," auf den Gedanken, daß er nur die Hälfte dessen ausgesprochen, was er in seiner innersten Seele dachte: „möge der General Frossard sich selber helfen, wenn er nicht geschlagen sein will, auf meine Hülfe braucht er nicht zu warten!"

Um 2 Uhr nachmittags sendet der Marschall, als er nun doch von Gewissensbissen geplagt wurde, dem General Frossard ein Telegramm folgenden Inhalts: „Ich lasse die Division Montaudon auf Großbliedersdorf, die Dragoner-Brigade auf Forbach vorrücken." Diese Brigade stand in Saint-Avold.

Nachdem General Frossard bis dahin vergeblich um Unterstützung gebeten hatte, wendet er sich gegen 5 Uhr mit größter Dringlichkeit an den Kommandeur der Division des dritten Korps, welche vom Marschall gegen 11 $^1/_2$ Uhr Befehl erhalten haben muß, auf das in der Nähe von Spichern und Forbach gelegene Bening vorzugehen, und richtet an ihn die dringende Aufforderung: „Sollte General Metman noch in Bening stehen, so ist es höchste Zeit, daß er auf Forbach vorgeht."

Um 5 $^1/_2$ Uhr sendet er noch die folgende alarmirende Depesche an den Oberkommandirenden: „Mein rechter auf den Höhen stehender Flügel ist zum Rückzug genöthigt worden. Ich befinde mich in größter Ver-

[1]) Soll wohl heißen „Farébersviller". Siehe Skizze 2 des Generalstabswerkes 70/71. Anm. d. Uebers.

legenheit; senden Sie mir unter allen Umständen und sobald als möglich Unterstützung."

Um 5 Uhr 40 Minuten giebt er das letzte Telegramm an den Marschall auf: „Der Kampf, welcher sehr heftig war, nähert sich seinem Ende, aber er wird ohne Zweifel morgen wieder von Neuem entbrennen. Senden Sie mir ein Regiment."

Die Division Metman hatte um 3 Uhr nachmittags Bening erreicht. Erst um $7^1/_2$ Uhr setzte sie ihren Marsch auf Forbach fort. Sie kam dort an, als das ganze zweite Korps sich schon in vollem Rückzuge befand. Nachdem es die Nacht in einem Biwak hinter den Höhen von Forbach zugebracht hatte, brach es am andern Morgen wieder auf und erreichte Püttelange.

Wenn General Frossard um 5 Uhr die Situation besser beurtheilt hätte, würde er wahrscheinlich seinem kommandirenden General nicht die Meldung: „Der Kampf wird ohne Zweifel morgen von Neuem entbrennen," sondern eine Mittheilung geschickt haben, aus welcher er entnehmen konnte, daß ihm nichts weiter übrig blieb, als einen ehrenvollen Rückzug anzutreten. Sein Armeekorps war durch eine dreifache Uebermacht zertrümmert worden, und keine einzige der Divisionen des dritten Korps war zu seiner Hülfe herbeigeeilt. Der Oberkommandirende, Marschall Bazaine, hatte sich auf dem Schlachtfelde nicht sehen lassen.

Vor der Schlacht hatte er seine Funktionen wahrgenommen, indem er dem General Frossard Befehl ertheilte, sein Armeekorps von Saarbrücken in eine weiter zurückgelegene Stellung zurückzuführen.

Während der Schlacht, die von 9 Uhr morgens bis 5 Uhr 40 Minuten abends währte, hatte er weiter keine Thätigkeit entwickelt, als daß er von Saint-Avold aus an den General die Telegramme schickte, welche ich oben angeführt habe.

War das Alles, was der Kaiser von ihm erwarten konnte, als er ihm das Kommando über das zweite und dritte Korps angesichts einer bevorstehenden Schlacht anvertraute?

Nachdem das zweite Korps die Stellung bei Spichern aufgegeben hatte, trat es in der Nacht vom 6. zum 7. seinen Rückzug auf Saargemünd an; (warum der General Frossard sein Korps diese Richtung einschlagen ließ, läßt sich schwer erklären). Er setzte ihn im Laufe des 7. August fort, um sein Korps in Püttelange wieder zu ordnen. Da erst war es möglich, die ungeheuren Verluste festzustellen, welche es durch das feindliche Feuer erlitten hatte. Sie betrugen beinahe ein Viertel

seiner Effektivstärke an Todten, Verwundeten und während des Kampfes oder nach demselben Vermißten.

Nach der Schlacht bei Spichern ist die Frage in der Rhein-Armee vielfach erörtert worden, ob die Kommandeure der Divisionen des dritten Armeekorps in Berücksichtigung der kurzen Entfernungen, die gegen Mitte des Tages sie vom zweiten Korps trennten, nicht die Verpflichtung gehabt hätten, in dem Augenblick, wo der von Spichern herüberschallende Kanonendonner ihnen das Entbrennen eines heftigen Kampfes beim zweiten Korps anzeigte, auch ohne auf den direkten Befehl ihres kommandirenden Generals zu warten, in den Kampf selbstständig einzugreifen. Ist diese Frage wirklich darnach angethan, eine Meinungsverschiedenheit hervorrufen zu können, sie einer ernsten Untersuchung unterwerfen zu müssen?

Gilt es nicht seit Waterloo als erster Grundsatz, daß jeder General, wenn der Feind da ist, ohne Zögern auf den Kanonendonner losmarschiren muß, um seinen bedrängten Kameraden Hülfe zu bringen, wenn nicht sein kommandirender General aus Gründen, die sich seiner Kenntniß vielleicht entziehen, ihn durch ganz besonders erlassene Befehle auf seinen Platz festgenagelt hat. Auf unseren Kriegsschulen gab es nicht ein einziges Buch, welches diesen Grundsatz alles militärischen Wissens nicht als erste Nothwendigkeit hingestellt hätte. Und in der That, was kann der General, welcher seine Lehren befolgt, auf das Spiel setzen? Entweder ist seine Initiative von Erfolg gekrönt, und dann wird die ganze Armee, zu welcher er gehört, Ruhm und er selbst große Ehre geerntet haben; oder das Eingreifen seiner Truppen hat auf dem Gefechtsfelde nicht den erwarteten Erfolg herbeigeführt, dann war es allerdings möglich, daß sie mit in die Niederlage hineingezogen und ihre Existenz auf das Spiel gesetzt wurde.

Würde man aber in solch einem Falle daran denken, dem General, den das Gefühl treuer Kameradschaft dazu veranlaßte, seine Truppen den im Kampf mit dem Feinde stehenden Kameraden zuzuführen, einen Vorwurf daraus zu machen?

Wenn ich einen Beweis von der Wahrheit dieser Behauptung geben soll, wo finde ich ihn erdrückender und besser, als in dem Verhalten der kommandirenden Generale der zweiten Deutschen Armee, als sie am 6. August morgens erfuhren, daß die Generale von Rheinbaben[1]) und von Kamecke, ihre Untergebenen, den Kampf gegen die Saarbrücken verlassende Französische Arrieregarde aufgenommen hatten?

[1]) Im Original steht „Rheinbahen". Anm. d. Uebers.

Alle Offiziere in der Französischen Armee hatten indessen die wahren Prinzipien nicht vergessen; nach dem 6. August hörte ich aus dem Munde mehrerer Offiziere der Division Metman, welche so nahe dem Schlachtfelde gestanden hatte, wie verzweifelt sie gewesen wären, als sie sahen, wie hartnäckig ihr Führer sich dagegen sträubte, vorwärts zu gehen, nur aus dem einzigen Grunde, weil sein kommandirender General keinen Befehl dazu ertheilt hatte.

Nach der Schlacht wurde in der Armee eine andere Frage aufgeworfen. Einige Offiziere hatten zu behaupten gewagt, daß der General Frossard, in der Hoffnung, den Sieg nur mit seinem eigenen Armeekorps erringen zu können, sich gegen jede Unterstützung während des Kampfes gesträubt habe, um sich durch einen Erfolg, der ihm persönlich und allein zu danken sei, besser den Rang eines Marschalls zu sichern, auf den sein Ehrgeiz rechnete. Die während der Schlacht eingegangenen Telegramme des Marschalls Bazaine sind indessen da, um das Infame einer solchen Verdächtigung zu kennzeichnen. Die Verläumdung ging aber noch weiter. Unter denen, welche den guten Ruf des Generals antasteten, befanden sich sogar solche Leute, welche seinen persönlichen Muth als Soldat anzweifelten und darauf hinwiesen, daß er sich auf dem Schlachtfelde gar nicht habe sehen lassen und während der ganzen Aktion in seinem Hauptquartier in Forbach geblieben sei. Ich kann, um diese niederträchtige und gemeine Verdächtigung zurückzuweisen, nichts besseres thun, als denjenigen als Zeugen anzurufen, der jedenfalls am besten darüber Auskunft zu geben im Stande sein wird, wo der General sich während der Dauer des Kampfes am 6. August aufgehalten hat, den General Saget nämlich, seinen Generalstabschef, welcher der Schlacht beigewohnt und mir die Versicherung gegeben hat, daß er während der ganzen Aktion nicht von seiner Seite gewichen ist.

Ich will nicht bestreiten, daß man den General im Laufe der Schlacht wohl einmal in seinem Hauptquartier Forbach gesehen haben mag. Er konnte, wenn er sein Pferd in Galopp setzte, in einigen Minuten von Spichern aus Forbach erreichen, wenn seine Anwesenheit dort nothwendig war, um Befehle zu geben, oder irgend welche Maßnahmen zu treffen. Daraus aber den Schluß zu ziehen, daß er auf dem Schlachtfelde gefehlt habe, das wäre Wahnsinn. Diejenigen, welche den General in dieser Weise anschwärzten, haben ihn sicher nie im Gefecht gesehen; sie würden sonst nicht ohne Kenntniß davon geblieben sein, daß er seine Bravour, die oft an Tollkühnheit grenzte, genugsam auf den blutgetränkten Gefilden Italiens zu beweisen Gelegenheit gehabt hatte.

Sein persönlicher Muth kannte keine Hindernisse und keine Gefahren. Seine hervorragenden Charaktereigenschaften nöthigten den ihm näher Stehenden unbedingte Achtung ab; aber er war rauh und streng und so gab es eine große Anzahl unter seinen Kameraden, deren Sympathien er sich nicht zu erwerben gewußt hatte.

Hier liegt der Grund, welcher das Gerücht entstehen ließ, daß dem General am Tage von Spichern keine Unterstützung zu Theil geworden sei, weil diejenigen, welche ihm diese Hülfe hätten bringen können, aus persönlicher Antipathie gegen den General unthätig geblieben waren. Man erzählte sich in Bezug hierauf in Metz, daß einer derjenigen Generale, welcher eine von den zur Unterstützung des zweiten Armeekorps vorbeorderten Divisionen kommandirte, plötzlich den Marsch abgebrochen, sich in höchst mißliebiger Weise seinem ganzen Generalstabe gegenüber über den General Frossard ausgesprochen und seinen Entschluß, ihm nicht zu helfen, in solchen rüden Worten zum Ausdruck gebracht habe, daß ich sie hier unmöglich wiedergeben kann [1]).

Einundzwanzigstes Kapitel.

Große Unruhe in der Armee. Besprechung mit dem Kaiser. — Er kann sich nicht entschließen, die Armee zu verlassen.

Die Nachricht von den beiden Niederlagen, welche wir an ein und demselben Tage erlitten hatten, traf in dem Lager um Metz drei Tage später ein, als diejenige, welche unseren ersten Mißerfolg bei Weißenburg zu unserer Kenntniß gebracht hatte. Unwillen und Bestürzung bemächtigte sich aller Gemüther. Einen Augenblick hätte man sogar glauben können, daß diese niederschmetternde Nachricht Entmuthigung in die Reihen unserer

[1]) Der Wortlaut dieser Aeußerung, um welche es sich handelt, ist mir nach dem Feldzuge durch einen Ohrenzeugen, den damaligen Oberstlieutenant, späteren General de L . . . mitgetheilt worden.

Soldaten tragen würde. Dies geschah aber nicht. Weit entfernt davon, sich durch die ersten Mißerfolge niederdrücken zu lassen, verlangte die Rhein-Armee ungeduldig, gegen den Feind geführt zu werden.

Im großen Hauptquartier hatte die Beunruhigung einen viel höheren Grad erreicht, als man den schmerzlichen Wiederhall erfuhr, den die Nachricht von zwei verlorenen Schlachten in ganz Frankreich hervorgerufen hatte und besonders als die Mittheilung einlief, daß die revolutionäre Presse in Paris, anstatt in diesem Augenblick, wo das Vaterland in Gefahr war, das einmüthige Zusammenstehen und das Zusammenraffen aller Kräfte zur Vertreibung des Feindes zu predigen, nur daran dachte, den Bürgerkrieg zu entfesseln. Sie sah eben in den Schicksalsschlägen, die unsere Armee betroffen hatten, nur eine günstige Gelegenheit, um das Kaiserreich zu Falle zu bringen. In der That verstieg sie sich schon so weit, gegen den Kaiser die Anklage zu schleudern, daß er allein den Krieg gewollt habe, und vergaß dabei, daß die Hauptschuld sie selbst traf, indem sie Leute als ihr Werkzeug ausersehen hatte, welche von jeher der Opposition im gesetzgebenden Körper angehört und welche den Kaiser zur Kriegserklärung gezwungen hatten, indem sie ihm zu verstehen gaben, daß man ihn absetzen würde, wenn er ihren Willen nicht berücksichtigte.

Am 7. August hatte ich gegen 6 Uhr morgens erfahren, daß der Kaiser allein in seinem Arbeitszimmer sei; ich klopfte an, trat ein und bat ihn, mir einen Augenblick Gehör schenken zu wollen. „Sire," sagte ich, „die Situation ist ernst; ich komme zu Ew. Majestät, weil meine Pflicht und meine Ergebenheit für Ew. Majestät es von mir fordern. Darf ich Ew. Majestät gegenüber so sprechen, wie mein Herz es mir eingiebt? Ich kann mich der Besorgniß nicht erwehren, daß, wenn Ew. Majestät noch länger bei der Armee verweilen, dies nur mit Gefahren für die Allerhöchste Person verbunden sein würde. Ew. Majestät befinden sich, scheint mir, augenblicklich in einer Lage, in welcher es Ew. Majestät schwer wird, von zwei wichtigen Interessen, dem militärischen und dem politischen, eines aufzugeben, aus durchaus verschiedenen, aber nicht minder schwerwiegenden Gründen. Was das Erstere anbetrifft, so wird es Ew. Majestät nicht entgangen sein, daß die dem Kaiserreich feindlich gegenüberstehenden Parteien schon die ganze Schwere der Verantwortung an den Niederlagen, die wir bisher erlitten haben, auf Ew. Majestät wälzen, weil Sie das Oberkommando über die Armee ausgeübt haben. Würde es klug und richtig sein, wenn Ew. Majestät noch länger diese Verantwortung auf sich nähmen in einer Lage, die nicht ausschließt, daß neue Schicksalsschläge die Armee treffen können? Und was das politische In-

teresse anbetrifft, so kann man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Situation eine immer drohendere Gestalt annimmt. Sollte es nicht dringend nothwendig sein, daß Ew. Majestät so schnell als möglich nach Abgabe des Armee-Oberkommandos an einen der Marschälle nach Paris eilen und die Zügel der Regierung wieder in die Hand nähmen?"

Der Kaiser hatte mich, ohne mich einen Augenblick zu unterbrechen und mit der gewohnten Ruhe und Geduld angehört; kein Ton, keine Miene deutete darauf hin, daß meine Sprache zu frei oder zu kühn gewesen war. Dann, als ich geendet, sagte er: „Wie könnte ich, nachdem ich Paris an der Spitze der Armee verlassen habe, heute allein zurückkehren und die Armee hier lassen?" „Ich verstehe vollkommen die Berechtigung von Ew. Majestät Einwurf," erwiderte ich, „und halte es auch nicht für nothwendig, daß Ew. Majestät gerade nach Paris zurückkehren; aber würde es nicht möglich sein, daß Ew. Majestät in Saint Cloud, Compiègne oder anderswo Aufenthalt nähmen, dorthin die Minister beriefen und den Sitz der Regierung eben dorthin verlegten? Ich halte es sowohl im Interesse des Landes, Sire, sowie in Ihrem eigenen für dringend nothwendig, daß Ew. Majestät nicht länger die Operationen der Armee selbst leiten, sondern so schnell als möglich die Regierung wieder übernehmen."

Meine Worte übten eine niederschmetternde Wirkung auf den Kaiser aus; das sah ich; was konnte es auch für ihn, der vor gar nicht zu langer Zeit an der Spitze seiner Soldaten von Magenta und Solferino seinen Einzug in die Hauptstadt gehalten hatte, Niederdrückenderes geben, als das Gefühl, in dem Augenblick, wo Unglück über Unglück über die Armee hereinbrach, sie verlassen zu müssen.

Der Kaiser war wieder still geworden; eine finstere Traurigkeit hatte sich über seine Züge gelagert. Demnach schien er mir auch nicht den leisesten Vorwurf über meine freien, rückhaltlos offenen und scharfen Worte machen zu wollen.

Ich verließ sein Arbeitszimmer in dem Bewußtsein, daß jetzt, nachdem ich mit ihm ein so ernstes Gespräch geführt hatte, der Augenblick gekommen sei, ihn sich selbst und seinen Gedanken zu überlassen.

Am Abend befahl der Kaiser mich wieder zu sich; wie ich ihn am Morgen verlassen hatte, so traf ich ihn auch jetzt wieder in seinem Kabinet in ernster und wohlwollender Ruhe. Er befand sich allein und saß vor seinem Arbeitstisch.

Nachdem er mir die Hand gereicht hatte, sagte er: „Ich habe den ganzen Tag mir den Vorschlag, den Sie heute Morgen gemacht haben,

durch den Kopf gehen lassen, und je mehr ich über ihn nachgedacht habe, desto mehr bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß ein Eingehen darauf meine Kräfte übersteigt, — ich kann die Armee nicht verlassen. Ich bin mit ihr von Paris ausmarschirt, es ist nicht möglich, daß ich ohne sie zurückkehre."

„Wollen Ew. Majestät die Gnade haben," erwiderte ich, „mir zu gestatten, meine Ansicht dahin auszusprechen, wie ich durchaus die Gefühle, welche Ew. Majestät augenblicklich beseelen, verstehe; sie sind zu erhaben und zu achtunggebietend, als daß ich mich darüber wundern könnte; sind denn aber die Gründe für Ihren Entschluß so schwerwiegender Natur, daß Ew. Majestät die augenblickliche Lage in Paris gar keiner Würdigung zu unterziehen vermöchten? Sehen Ew. Majestät die drohende Gefahr nicht, welche in dem Ausbruch der öffentlichen Meinung gerade in diesem Augenblick liegt? Haben Ew. Majestät nicht zunächst Pflichten Frankreich gegenüber und dann erst gegen die Armee? Wenn Ihr Entschluß, Sire, unwiderruflich ist, so habe ich nur noch ein Wort hinzuzufügen: Ich fürchte, wir werden unheilvollen Zeiten entgegengehen."

Leider hatte der Kaiser seinen Entschluß in der That unwiderruflich gefaßt, aber ebenso sicher sollten auch meine traurigen Ahnungen zur Wahrheit werden.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Demission des Major-Generals. Marschall Bazaine übernimmt das Oberkommando der Armee. General Jarras wird Chef des Generalstabes. — Rückzug nach Metz.

Ich habe erwähnt, daß das zweite Armeekorps, nachdem es dem Feinde die Stellung von Spichern überlassen hatte, seinen Rückzug auf Saargemünd und dann auf Püttelange genommen hatte, wo es durch den General Frossard wieder geordnet wurde. Die Verluste hatten es

zwar sehr geschwächt, aber der Geist der Offiziere und der Soldaten war unerschüttert geblieben.

Als die Nachricht von dem ungünstigen Verlauf der Schlacht beim Kaiser einlief, befahl derselbe dem Marschall Bazaine, das zweite, dritte und vierte Korps unter seinen Oberbefehl auf dem linken Ufer der französischen Nied zusammen zu ziehen. Zu gleicher Zeit ertheilte er dem General Bourbaki Befehl, die Kaiserliche Garde in zweiter Linie als Reserve hinter diesen drei Korps aufzustellen.

Die nöthigen Bewegungen begannen am 8. und wurden am andern Tage beendet.

Im Laufe des 9. August eintreffende Telegramme der Kaiserin-Regentin setzten den Kaiser und den Marschall Leboeuf gleichzeitig davon in Kenntniß, daß der Regierungs-Ausschuß des gesetzgebenden Körpers unter dem Druck der Bewegung, welche die Gemüther infolge der traurigen Nachrichten von Reichshofen und Spichern ergriffen, das dringende Verlangen gestellt habe, daß der Marschall Leboeuf der doppelten Funktionen als Kriegsminister und Major-General enthoben werden möge.

Der Kaiser fühlte sich dadurch im höchsten Grade unangenehm berührt. Den Marschall verließ indessen keinen Augenblick seine würdige und korrekte Haltung, so peinlich ihm auch ein solches Ansinnen sein mochte.

Die Depesche der Kaiserin an ihn, die er mir zu lesen gab, war in den wohlwollendsten und rührendsten Worten abgefaßt. Sie war voll von Vertrauen; sie war ein Appell an die Selbstlosigkeit des Marschalls, ein Schrei der Entrüstung, den der Patriotismus ihrem Herzen entrissen hatte. Sie sagte dem Marschall, daß sie, die Kaiserin, im Voraus davon überzeugt sei, wie er nicht mit dem von ihm geforderten Opfer zögern würde, wo es sich darum handelte, dem Kaiser und ihr, der Kaiserin, einen neuen Beweis seiner Anhänglichkeit zu geben.

Der Marschall begab sich sofort in sein Arbeitszimmer und griff mit großer Bewegung und in meiner Gegenwart zur Feder, um der Kaiserin zu antworten. Als er zu schreiben anfing, erhielt ich Befehl, mich zum Kaiser zu begeben. Ich traf bei ihm den General Castelnau, einen seiner Adjutanten, und Herrn Pietri, seinen Geheimsekretär.

„Marschall Leboeuf," sagte der Kaiser zu mir, „hat eben um seine Entlassung als Major-General gebeten; man forderte es in Paris und ich beklage es; durch wen soll ich ihn ersetzen?" Dann fuhr er gleich fort: „Welcher von den beiden Marschällen, Mac Mahon oder Bazaine, scheint Ihnen am meisten für den Posten eines Major-Generals geeignet?"

„Sire," erwiderte ich, „die Marschälle Mac Mahon und Bazaine halte ich in diesem Augenblick für unabkömmlich, sie müssen an der Spitze ihrer Truppen bleiben. Wenn aber, wie ich annehme, Ew. Majestät entschlossen sein sollten, das Oberkommando einem dieser Generale zu übergeben, so erscheint es mir nicht durchaus erforderlich, daß die Funktionen, welche der Marschall Leboeuf bisher versehen hat, von einem Major-General wahrgenommen werden. Es wird genügen, wenn sie einem Divisions-General übertragen werden, der damit seine Ernennung zum Chef des Generalstabes der Armee erhält. Würden Ew. Majestät diesen Vorschlag gut heißen, so wüßte ich für diesen Posten keinen geeigneteren Mann in Vorschlag zu bringen, als den bisherigen General-Adjutanten, General Jarras. Ich habe sofort an diesen General gedacht, weil er vornehmlich seit einem Monat, unter dem Marschall Leboeuf, den Bureaus des Generalstabes im großen Hauptquartier der Armee vorgestanden hat. Abgesehen hiervon halte ich aber den General auch deshalb zu einer solchen Verwendung insofern ganz besonders geeignet, als er Beweise seiner glänzenden Fähigkeiten in der Krim gegeben hat, wo er der zweite Chef des Generalstabes war, und ebenso in Italien, wo ihm dieselben Funktionen übertragen waren. Er ist ein durchaus fähiger, intelligenter Offizier, von festem Charakter, offen und aufrichtig und vereinigt in seiner Person, meiner Ansicht nach, alle nur wünschenswerthen Eigenschaften."

Während der Kaiser mich anhörte, trat der Marschall Leboeuf ein und überreichte dem Kaiser ein Schriftstück. Es war das Telegramm, welches er an die Kaiserin absenden wollte. Er war Ohrenzeuge dessen gewesen, was ich zum Kaiser gesagt hatte, und da er nach Beendigung meines Vortrages auch nicht einen Ton von sich gab, so schloß ich daraus, daß ich ganz seine Ansicht getroffen hatte.

Ueberzeugt davon, daß der Kaiser schließlich mir beipflichtete, fuhr ich fort: „Sire, wenn die Funktionen des Marschalls Leboeuf in seiner Eigenschaft als Major-General nur noch von einem Chef des Generalstabes der Armee ausgeübt werden sollen, so ist auch die Stellung eines General-Adjutanten überflüssig geworden. Ich bitte dann Ew. Majestät dringend, mir, sobald es irgend geht, das Kommando einer Infanterie-Division anvertrauen zu wollen." „Ich hoffe, daß ich Ihren Wunsch bald werde erfüllen können," antwortete der Kaiser.

Nach diesen Worten zog ich mich zurück, da ich annahm, daß der Kaiser noch mit dem Marschall Leboeuf verhandeln wolle.

Obwohl die Frage betreffs eines Ersatzes für den Major-General bei unserer Besprechung keine endgültige Erledigung gefunden hatte, glaubte

ich doch annehmen zu können, daß der Kaiser seine Entscheidung im Stillen getroffen habe, ebenso wie ich fest davon überzeugt war, daß er sich entschlossen hatte, das Kommando der Armee niederzulegen und den Händen eines Marschalls anzuvertrauen. Auch nahm ich als gewiß an, daß er den Marschall Bazaine damit beauftragen würde, was auch seine guten Gründe hatte. Und wahrhaftig, nach unsern wiederholten Niederlagen bei Weißenburg, Reichshofen und Spichern schien nur eine Stimme in der ganzen Armee zu herrschen, die den Marschall Bazaine als den einzigen Mann bezeichnete, welcher sie zu retten im Stande sei. Ich war so fest davon überzeugt, daß der Kaiser diesem Verlangen der Armee nachgeben würde, daß ich, als ich einige Minuten nach meiner Verabschiedung vom Kaiser den General Jarras traf, keinen Anstand nahm, ihm mitzutheilen, daß er ohne Zweifel mit den Funktionen eines Chefs des Generalstabes der Armee zu derselben Zeit betraut werden würde, wo die Führung der Armee aus den Händen des Kaisers in die des Marschalls Bazaine überging.

Dem General kam meine Mittheilung sehr überraschend; er erklärte sich durchaus nicht damit einverstanden und führte eine Menge gewichtiger Gründe an, mit welchen er mir beweisen wollte, daß er eine solche Stellung überhaupt nicht annehmen könne. Ich entgegnete ihm, daß er doch viele Beziehungen zum Marschall Bazaine seit langer Zeit gehabt und nie Grund gefunden hätte, über ihn Klage führen zu können. Meine Einwände schienen in der That für seinen Entschluß ausschlaggebend zu sein: seine Beziehungen sicherten ihm von vorn herein das Vertrauen des Marschalls und außerdem erforderte es die Pflicht dem Vaterlande gegenüber, seine Abneigung und seinen Widerwillen, wenn er überhaupt einen solchen empfand, dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung angesichts der Gefahr, in welcher augenblicklich sich die Armee befand, unterzuordnen.

Vielleicht war es mir persönlich gelungen, den General davon zu überzeugen, und wie sollte ich es späterhin bedauern! Anstatt, daß Marschall Bazaine ihm, wie er es verdiente, volles Vertrauen schenkte, ihn in alle seine Pläne einweihte und ihn so zum Nutzen der Armee verwandte, schuf er sich in ihm nur ein passives Werkzeug, indem er überhaupt auf seine Funktionen als Major-General der Armee keine Rücksicht nahm.

Erst am 12. August wurde Marschall Bazaine zum Oberkommandirenden der Armee und General Jarras zu seinem Generalstabschef ernannt.

In den Zeitraum zwischen dem 9. und 12. August fiel nämlich ein neues Ereigniß, welches den Kaiser bewog, das Kommando der Armee definitiv aufzugeben.

Man wird sich erinnern, daß am 9. August das zweite, dritte und vierte Französische Korps und die Kaiserliche Garde hinter der Französischen Nied konzentrirt worden waren. Man hatte im großen Hauptquartier sich zu dieser Anordnung entschlossen, weil man sich der Hoffnung hingab, die Hauptmasse des Feindes, wenn die vier Französischen Korps eine zwischen den beiden Straßen, die der Gegner zu seinem Vorgehen auf Metz naturgemäß benutzen mußte, befindliche Stellung einnähmen, für eine gewisse Zeit festnageln zu können. Man glaubte auch, daß die Chancen für die Französische Armee keine ungünstigen wären, um in dieser Stellung ein siegreiches Abschlagen der vereinigten Deutschen Armee ermöglichen zu können. Andererseits aber wiegte man sich in der Hoffnung, daß es noch möglich sein würde, die an der Nied stehenden Korps, bevor der Feind angriff, durch das sechste zu verstärken, welches, aus dem Lager von Châlons am 4., dann aus Nancy am 8. abberufen, am 9. schon mit einem Theil in Metz angekommen war [1]).

Man rechnete ferner darauf, daß das aus dem Oberelsaß nach den westlichen Vogesenabhängen zurückgeworfene erste und fünfte Korps in zwei oder drei Tagen bei Nancy und Toul — so lauteten wenigstens die ihren Führern gegebenen Befehle — wieder organisirt sein würden und daß diese beiden Armeekorps, je nach Lage der Verhältnisse, dann entweder an die Nied herangezogen oder in jener anderen Stellung Verwendung finden könnten, welche später die ganze Armee hinter der Mosel einnehmen sollte.

Auch sagte man sich, daß, wenn es auf diese Weise, bevor die Deutschen einen ernsten Angriff unternähmen, gelänge, sieben Armeekorps, also eine Armee von beinahe 200000 Mann zu vereinigen, man es wohl auf einen ernsten Kampf mit den Deutschen ankommen lassen könne. Hatte dann eine große Schlacht stattgefunden, die ohne Zweifel keine Entscheidung brachte, so — kalkulirte man weiter — könnte das siebente Korps (Douay), dessen Anwesenheit im Oberelsaß nicht mehr nöthig war, noch zur Armee herangezogen werden. Sein Führer hatte bereits Befehl erhalten, über Châlons und Nancy auf Metz zu marschiren. Auch das zwölfte Korps, dessen Formation in nächster Zeit im Lager von Châlons beendet sein sollte, konnte vielleicht ein wenig später dem siebenten Korps folgen. Es ließ sich nicht leugnen, daß diese Dispositionen sehr zu Gunsten einer weiteren und glücklicheren Fortführung der Operationen sprachen, aber es war allerdings in erster Linie nothwendig, daß namentlich die

[1]) Eine ganze Division und ein Regiment einer anderen Division hatte Metz schon erreicht.

erstgenannten ohne Störung und mit äußerster Schnelligkeit zur Ausführung kommen konnten.

Das Gelingen dieses Planes hing wesentlich davon ab, daß die bei Spichern siegreichen Preußen derart durch ihre dort erlittenen Verluste mitgenommen waren, daß sie uns einige Tage Aufschub geben mußten, ehe sie von Neuem angreifen konnten.

Es trat indessen sehr bald klar zu Tage, daß die erste und zweite Deutsche Armee, so groß ihre Verluste auch gewesen sein mochten, ihre Vorwärtsbewegung unter allen Umständen fortsetzen würde. Der Preußische Generalstab hatte wohl den Werth erkannt, welchen ein baldiges Erscheinen vor Metz für die weiteren Operationen haben mußte.

Von diesem Augenblick an konnte man nicht mehr daran denken, einen feindlichen Angriff an der Nied mit nur vier Armeekorps anzunehmen, ohne daß man befürchten mußte, sie infolge ihrer Minderzahl einer sicheren Niederlage auszusetzen. Es ließ sich im Uebrigen auch nicht verkennen, daß die Stellung an und für sich nicht unbedeutende Nachtheile bot insofern, als sie eine zu große Ausdehnung hatte und man nicht über genügende Truppen verfügte, um eine solche Front besetzen und gleichzeitig die Flügel an natürliche und ernste Hindernisse anlehnen zu können. Beide Flügel, besonders aber der rechte, hätten vollständig in der Luft gestanden und die Deutsche Armee würde infolge dessen um so leichter Gelegenheit gefunden haben, die Französische Armee, ohne sie in der Front anzugreifen, zu umgehen, als vor derselben und in ihrer linken Flanke sich unermeßliche Waldungen ausdehnten, die dem Feinde ein Marschiren und Manövriren gestatteten, ohne daß er irgendwie gesehen wurde.

Aus diesen Gründen befahl der Kaiser das Aufgeben der Vertheidigungsstellung an der Nied.

So wurde am 10. und 11. August die Armee in eine Position zurückgenommen, welche von den Höhen des rechten Moselufers vorwärts und unter den Kanonen der Forts von Metz gebildet wird.

Das dritte Korps nahm in der Mitte, das zweite rechts und das vierte links von ihm Stellung. Die Kaiserliche Garde wurde als Reserve in zweiter Linie hinter dem dritten Korps aufgestellt.

Im Uebrigen hatte dieser Stellungswechsel der Armee durchaus keine Aenderung in den früher gefaßten Projekten zur Folge. Es blieb dabei, daß die vier, nun bei Metz vereinigten Armeekorps durch das sechste aus dem Lager von Chalons und das siebente, das aus dem Oberelsaß abberufen war, verstärkt werden sollten.

Ueber die wichtigste Frage hatte man indessen noch keine Einigkeit erzielt, insofern, als die Entscheidung noch nicht gefallen war, ob man in dieser Stellung den Angriff der Preußen definitiv abwarten, oder andernfalls eine neue Stellung auf dem Plateau von Hay nehmen sollte, welches sich auf dem linken Moselufer zwischen Dieulouard und Toul ausdehnt und den vor ihm befindlichen Flußlauf in hervorragender Weise beherrscht.

Ist es möglich, sagte man sich, dort die Vereinigung der Armee mit dem ersten und fünften Korps zu bewirken, welche bei Nancy zusammenzuziehen der Marschall Mac Mahon Befehl erhalten hat, so würde sie die dritte Deutsche Armee, welche auf Nancy vorgehen soll, um demnächst auf Paris zu marschiren, in der Front festhalten und gleichzeitig die linke Flanke der vor Metz vereinigten ersten und zweiten Deutschen Armee bedrohen, welche dasselbe Ziel haben — Paris.

Schließlich kam auch noch die Erwägung hinzu, daß, wenn die Armee bei Metz geschlagen wurde, die Besorgniß nahe lag, daß sie durch die Macht der Verhältnisse leicht gezwungen werden konnte, sich hinter die Forts von Metz zurückzuziehen und in die Festung werfen zu müssen. Wurde sie andererseits auf dem Plateau von Hay geschlagen, so war ihre Rückzugslinie auf Châlons und die Vertheidigungslinie der Brie stets gesichert.

Unstreitig bot diese Kombination große Vorzüge. Bevor man aber an ihre Ausführung denken konnte, war es nothwendig zu wissen, ob die Kommandanten des ersten und fünften Korps es würden möglich machen können, dem Befehl, die beiden Korps bei Nancy und Toul zu sammeln, nachzukommen. Wenn der Feind schneller war als sie und vor ihnen Nancy und Toul erreichte, sahen sich dann der Marschall Mac Mahon und der General de Failly nicht gezwungen, ihren Rückzug in einer ganz anderen Richtung zu nehmen?

Aus den zwischen dem großen Hauptquartier und den Kommandanten des ersten und fünften Korps gewechselten Telegrammen erhält man die Aufklärung, warum sie den ihnen ertheilten Befehlen keine Folge leisten konnten.

Am 7. August hatte der Kaiser den General de Failly beauftragt, sein Korps nach dem Lager von Châlons zu dirigiren. Am 9. traf der neue Befehl zum Marsch auf Nancy ein, am 10. erhielt er Anweisung, die Marschrichtung abermals zu ändern und nach Osten auf Langres zu marschiren, wenn die Preußen ihm bei Nancy mit überlegenen Kräften zuvorkämen.

Am 12. lief ein auf Befehl des Kaisers gegebenes Telegramm ein: „Marschiren Sie so schnell als möglich auf Toul; je nach Lage der Verhältnisse werden Sie dann nach Metz oder auf Châlons dirigirt werden.“ Aber schon am selben Tage, ein wenig später, erreichte ihn folgendes neues Telegramm: „Sie haben heute früh Befehl erhalten, sich auf Toul in Marsch zu setzen; der Kaiser ändert diesen Befehl ab und wünscht, daß Sie auf dem Wege, welcher Ihnen der geeignetste scheint, Paris zu erreichen suchen.“

Seinerseits hatte sich der Marschall Mac Mahon, anstatt seine Korps nach Nancy zu führen, gezwungen gesehen, eine entgegengesetzte Richtung einzuschlagen, um den in Anmarsch dorthin gemeldeten starken feindlichen Kräften aus dem Wege zu gehen. Er war auf Chaumont ausgewichen, um die Hand auf diesen wichtigen Knotenpunkt zu legen, welcher ihm seiner Ansicht nach das schnelle Erreichen von Châlons, Belfort oder Langres, je nach Umständen, ermöglichen mußte.

Erst am 16. kam er zu dem Entschluß, sein Armeekorps nach dem Lager von Châlons zu führen, und da der General de Failly wiederholt seinen Befehlen unterstellt worden war, so hatte er auch diesem vorgeschrieben, seine Vereinigung mit ihm im Lager von Châlons zu bewerkstelligen.

So erlangte der Kaiser, wie die angeführten Telegramme beweisen, erst am 12. August die Gewißheit, daß weder die Heranziehung des ersten und fünften Armeekorps nach Nancy und Toul, noch ihre Vereinigung zu rechter Zeit mit den bei Metz stehenden vier beziehungsweise fünf Korps, welche am 13. dort durch den Zuwachs des sechsten Korps zusammengezogen sein konnten, noch endlich mit den sechs Armeekorps, wenn das erhoffte rechtzeitige Eintreffen des siebenten Korps zur Thatsache wurde — im Bereich der Möglichkeit liegen würde. Auf das zwölfte Korps war gar nicht zu rechnen, da die Vollendung seiner Formation noch mehrere Tage in Anspruch nahm.

Was blieb nun zu thun übrig, nachdem man diese Gewißheit erlangt hatte? War nicht jeder Entschluß ein äußerst gewagter; setzte nicht jeder Einzelne die Armee einer ernsten Niederlage aus? In der Stellung, in welcher sie sich augenblicklich befand, war sie jedenfalls gezwungen, in einem solchen Mißverhältniß an verfügbaren Truppen den Kampf aufzunehmen, daß der Feind die doppelte Ueberlegenheit auf seiner Seite hatte.

Ohne Zweifel hätte sie trotz ihrer numerischen Minderheit, koste es, was es wolle, die Schlacht annehmen können; wenn sie aber von der Uebermacht erdrückt wurde, so war ein Rückzug nicht mehr gut ausführbar, da sie unfehlbar die Verbindung mit Paris verlieren mußte.

Der Kaiser unterzog sich der Prüfung verschiedener Pläne, um einen annehmbaren herauszufinden. Er kam schließlich auf das erste Projekt zurück, die Armee so schnell als möglich auf das linke Moselufer nach dem Plateau von Hay überführen und dort Stellung nehmen zu lassen, obwohl er keineswegs übersah, daß sie hier gezwungen werden könne, eine Schlacht gegen dreifache, vielleicht gar vierfache Ueberlegenheit durchkämpfen zu müssen. Es gehörte eine gewisse Verwegenheit dazu, sich auf ein so schwieriges Unternehmen einzulassen; und dennoch fand dasselbe viele Verfechter im großen Hauptquartier. Unter ihnen nenne ich nur einen, den alten und braven General Changarnier, der mit mir derselben Ansicht war, daß es besser für die Armee sei, eine Schlacht auf dem Plateau von Hay bei Nancy zu verlieren, als die Ufer der Mosel zu verlassen, so daß sie dem Feind ganz Lothringen und den größten Theil der Ebene der Champagne überließ, ohne eine neue Schlacht geschlagen zu haben. Unterliegen wir der Uebermacht bei Nancy, sagten diejenigen, welche für die Stellungnahme auf dem Plateau von Hay eintraten, so hat die Armee wenigstens den Beweis geliefert, daß sie den Muth noch nicht verloren hat, und die öffentliche Meinung wird dies anerkennen; die Armee hat dann wenigstens erreicht, daß sie den Marsch des Feindes auf die Hauptstadt verzögert und sich die Rückzugslinie gesichert hat.

Schließlich entwarf der Kaiser noch einen letzten Plan, ebenso gewagt, aber doch vielleicht in geringerem Grade gefährlich, als der, von welchem ich soeben gesprochen habe, der aber nichts desto weniger auch seine großen Schattenseiten aufwies. Es handelte sich darum, die Armee sofort, ohne einen neuen feindlichen Angriff abzuwarten, nach dem Lager von Châlons zu führen, wo man das erste und fünfte Korps antreffen mußte. Alles sprach dafür, menschlicher Berechnung nach, daß man die ganze Armee, ausgenommen eine Division, welche die Besatzung von Metz für die wahrscheinliche Belagerung verstärken sollte, ohne große Schwierigkeiten in forcirten Märschen über Verdun nach dem Lager von Châlons würde aufbrechen lassen können. Dieser Ausweg schloß allerdings die Bedingung in sich, daß Lothringen und ein Theil der Champagne preisgegeben wurde. Welch beklagenswerthen Eindruck mußte eine solche Maßregel aber auf die Bevölkerung dieser Provinzen hinterlassen; welche Entmuthigung würde sich ganz Frankreichs bemächtigt haben? Alle diese bösen Folgen waren weit mehr zu fürchten, als eine verlorene Schlacht an der Mosel.

In die Enge getrieben durch die Zwangslage, sich für das eine oder das andere Projekt entscheiden zu müssen, entschloß sich der Kaiser leider zu Gunsten desjenigen, von welchem er glaubte, daß auf seiner Grundlage

sich die späteren Operationen am besten würden weiter führen lassen. Er ordnete demnach an, daß die Armee eine Division in Metz zurückzulassen und sich sofort nach dem Lager von Châlons in Marsch zu setzen habe. Die Eisenbahnlinie von Verdun nach Châlons sollte zur Ausführung dieser Bewegung mit benutzt werden.

Der Kaiser bestimmte ferner, daß die nöthigen Befehle sofort erlassen werden sollten. Es war in der That nicht unbekannt geblieben, daß die Deutsche Armee schon in drohender Nähe von Metz stand, und wenn es nicht durch die Schnelligkeit der Ausführung gelang, ihr die projektirte Bewegung zu verschleiern und zwei Tage oder wenigstens einen Tag Vorsprung zu gewinnen, so konnte der Fall eintreten, daß ihr Gelingen sehr in Frage gestellt, wenn nicht ganz unmöglich wurde.

Die Lage war eine verzweifelte; aber eine so ernste Gestalt sie auch angenommen haben mochte, die ganze Verantwortung fiel auf den Kaiser. Da trat plötzlich ein unvorhergesehener Zwischenfall ein, welcher sie auf die Schultern eines Anderen wälzte.

Der Kaiser gab den dringenden Aufforderungen der Regierung, einen Mann an die Spitze der Armee zu stellen, der als der Fähigste unter den Führern im Stande war, der Armee volles Vertrauen einzuflößen, nach, und legte am 12. das Kommando der Armee in die Hände des Marschalls Bazaine, welcher die Funktionen mit dem 13. morgens übernahm.

Der Rückzug auf Châlons war vom Kaiser ohne jedes Zuthun des Marschalls Bazaine angeordnet worden. Später ist oft die Behauptung aufgestellt worden, daß dieser Letztere das Projekt des Kaisers nicht gebilligt habe und zwar aus dem Grunde, weil er glaubte, daß dasselbe den Plan, welchen er im Auge hatte, sobald er das Kommando der Armee übernommen haben würde, durchkreuzen könne. Man wollte wissen, daß er nur mit Widerstreben an die Ausführung gegangen wäre, nur um sich nicht dem Willen des Kaisers zu widersetzen.

Dem ist aber nicht so; auch nicht die leiseste Meinungsverschiedenheit herrschte in dieser Beziehung zwischen dem Kaiser und dem Marschall. Würde sie wirklich bestanden haben, so unterliegt es keinem Zweifel, daß etwas davon verlautet wäre, um so eher, als das Projekt in meiner Gegenwart am 12., 13. und 14. August — und ich bin, wenn die Verhandlungen stattfanden, stets mit dem Kaiser oder dem Marschall zusammen gewesen, so daß mir nichts entgehen konnte — besprochen wurde. Auch würde der General Jarras sich mir gegenüber darüber ausgesprochen haben, da er am 13. August, dem Tage, an welchem Marschall Leboeuf von seinem Posten als Major-General zurückgetreten war, die Funktionen

eines Chefs des Generalstabes der Armee übernommen hatte. Kein Wort war während der drei Tage in dieser Beziehung über die Lippen des Kaisers oder des Marschalls Leboeuf gekommen; nicht einen Ton hatte der General Jarras in den vertraulichen Unterredungen, die ich mit ihm nach seinen ersten Besprechungen mit dem Marschall Bazaine pflog, verlauten lassen.

Und noch mehr; wenn der Marschall in seiner innersten Seele das Projekt des Kaisers verwarf; wenn seine Intelligenz ihn ein anderes als besser geeignet erscheinen ließ, die Armee aus der mehr als schwierigen Lage, in welcher sie sich befand, herauszuführen, so wird man mir zugeben müssen, daß er sich eines groben Fehlers schuldig machte, wenn er mit dem Augenblick, wo er das Kommando der Armee selbst übernahm, den Kaiser nicht sofort veranlaßte, von seinem Projekt Abstand zu nehmen, um dann seinen eigenen Plan zur Durchführung zu bringen.

Seit dem Tage, wo auf seinen Schultern allein das Schicksal der Armee ruhte, hatte er das Recht, seinen Willen durchzusetzen, wenn der Plan des Kaisers ihm nicht behagte und sein Gewissen ihn eines Besseren belehrte. Am 12. August, zu dieser Zeit der traurigsten Erinnerungen, wo die spätere Regierung vom 4. September durch den Mund des Kriegsministers einem anderen unserer Armeeführer den kategorischen Befehl ertheilen ließ, eine Operation zu unternehmen, welche er verwarf und deren unselige Folge nur der Untergang seiner Armeen sein konnte, war ihm dieser Gedanke noch nicht gekommen.

Der Marschall Bazaine begnügte sich damit, klar und einfach am 13. die Entscheidung zu bestätigen, welche der Kaiser vor Abgabe des Oberkommandos getroffen hatte. Er änderte nichts an den schon vorher festgesetzten ersten Anordnungen, welche den Uebergang der Armee auf das linke Moselufer, als Einleitung für ihre weiteren Bewegungen auf Verdun und das Lager von Châlons bewirken sollten.

Der Uferwechsel stieß auf Schwierigkeiten, indessen waren sie aus dem Wege zu schaffen. Er konnte gelingen, aber nur unter der Bedingung sine qua non, daß man nämlich so wenig Zeit wie möglich dazu gebrauchte, höchstens vierundzwanzig Stunden. Man mußte ihn überraschend in Scene setzen und alle Bewegungen der Aufmerksamkeit des Feindes thunlichst entziehen, und wenn dies durchaus nicht möglich war, ihn mit einer solchen Schnelligkeit ausführen, daß man den Preußen keine Zeit zu ernsten Gegenmaßregeln ließ.

Seit dem 12. hatte man also Vorbereitungen getroffen, die Armee auf das andere Moselufer überführen zu können. Da man sich aber

darüber klar geworden war, daß der Uebergang der Armee angesichts des Vorhandenseins von nur zwei festen Brücken in Metz sich nicht mit der wünschenswerthen Schnelligkeit vollziehen würde, war am 12. August dem Kommandanten des Genies der Armee und dem Ingenieur vom Platz in Metz Befehl gegeben worden, sofort oberhalb und unterhalb der beiden Brücken geeignete Punkte ausfindig zu machen, wo man fliegende Brücken bauen könne. Es sollte dann unmittelbar darauf mit der Herstellung einer möglichst großen Zahl vorgegangen werden.

Sobald die Lage dieser neuen Brücken bestimmt war, entwarf der Generalstab die Befehle für die Kommandanten der fünf Armeekorps, welche diesen die von den Truppen einzuschlagenden Wege anweisen sollten, um nach vollzogenem Uebergang in eine Stellung zu rücken, in welcher sie zu beiden Seiten der großen Straße von Metz nach Verdun derart massirt standen, daß Gravelotte den Mittelpunkt der Stellung bildete.

Am Abend des 12. waren sämmtliche Befehle erlassen, so daß die Bewegung, wenn sie in der Frühe des 13. begonnen wurde, am selben Tage abends beendet sein konnte. Damit aber keine Störungen eintraten, hätte Marschall Bazaine indessen schon am 12. und während der darauffolgenden Nacht, wenn auch nicht die Gesammtheit, so doch einen großen Theil der Bagage der Armee auf das andere Ufer in Marsch setzen sollen, was wohl möglich war, wenn er ihnen, da der Bau der fliegenden Brücken noch nicht vollendet war, die beiden festen Uebergänge in Metz zur Verfügung gestellt hätte. Er that es aber nicht, und doch war dies eine vorbereitende Maßregel, die ihm seine Kriegserfahrung eingeben mußte und die er nicht unterlassen durfte. Sie würde den Truppen eine viel größere Beweglichkeit bei dem Uebergang am folgenden Tage gesichert haben.

Wie aber bisher stets Störungen, auf welche man am wenigsten gefaßt war, in fast ununterbrochener Reihenfolge die Operationen der unglücklichen Französischen Armee durchkreuzten, so auch hier; das Wasser der Mosel und Seille stieg plötzlich in ganz beträchtlicher Weise, so daß die Arbeiten des Genies beim Bau der fliegenden Brücken über die beiden Flußläufe ganz erheblich erschwert wurden. Da der hohe Wasserstand anhielt, so war die nächste Folge, daß von den fliegenden Brücken, welche das Genie am 13. für die Armee fertig gestellt haben sollte, nur eine oder zwei, wie mir erzählt wurde, sofort benutzbar waren. In der Hoffnung, daß der Bau der übrigen Uebergänge bald vollendet werden würde, entschloß man sich, den allgemeinen Abmarsch der Truppen zu verschieben. Da aber ein längeres Warten die unangenehmsten Folgen haben mußte,

wurde bald darauf wieder der Befehl geändert, der Abmarsch angeordnet und den Armeekorps aufgegeben, zu ihrem Uferwechsel die bis dahin fertig gestellten Brücken zu benutzen.

Die Verzögerung, welche auf diese Weise gezwungener Maßen der Beginn der Bewegungen erleiden mußte, war sehr bedauerlich; noch schwerer aber fiel in das Gewicht, daß die Uebergänge, welche die Armee zu ihrem Uferwechsel benutzen konnte, nicht in genügender Anzahl vorhanden waren. Die Truppen hatten kaum die festen Brücken erreicht, als eine ungeheuere Stauung eintrat und Menschen und Fahrzeuge sich in einer solchen Weise ansammelten, daß der Marsch erheblich ins Stocken gerieth. So kam es, daß der Uebergang, welcher schon am Morgen des 14. bewerkstelligt sein sollte, erst am Abend dieses Tages hätte zu Ende geführt werden können. Das bedeutete einen Verlust von vierundzwanzig Stunden, die den Preußen erwünschte Gelegenheit verschafften, der Französischen Armee hart an der Klinge zu bleiben. Und sie wußten die Zeit auszunutzen, wie wir sehen werden.

Nur zweien unserer Armeekorps, dem zweiten und dem sechsten, und zwei Divisionen des vierten Korps war es gelungen, das linke Moselufer zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags zu gewinnen, als plötzlich Kanonendonner auf dem rechten Ufer erscholl und die ganze Armee davon in Kenntniß setzte, daß die dort noch zurückgebliebenen Korps, das dritte, zwei Divisionen vom vierten und die Garde, auf das Lebhafteste angegriffen worden waren. Von jenem Augenblick an konnten diese Korps nicht mehr daran denken, ihre Stellungen zu verlassen. Die beiden Divisionen des vierten Korps, welche den Uebergang bereits bewerkstelligt hatten, wurden sogar zurückbeordert und mußten ihre alten Stellungen, die sie erst vor einigen Stunden verlassen hatten, wieder einnehmen. So entspann sich in heftigster Weise die Schlacht, welche wir nach dem Namen des Ortes, an welchen das dritte Korps angelehnt stand und welches den Mittelpunkt der Aufstellung der Französischen Armee bildete, die Schlacht bei Borny nennen. Sie dauerte bis in die späte Nacht hinein und war ein durchschlagender Erfolg für diejenigen unserer Korps, welche an ihr Theil nahmen. Sie hatten die wiederholten Angriffe der Deutschen energisch abgeschlagen und waren Herren ihrer Stellung geblieben. Das Endresultat sollte indessen nicht minder zu Gunsten des Feindes ausfallen. Durch den Angriff auf Borny hatte die Deutsche Armee es möglich gemacht, die Französische Armee vierundzwanzig Stunden länger unter den Mauern von Metz zurückzuhalten und ebenso lange ihren Marsch auf Verdun zu verzögern.

Nach Beendigung der Schlacht befahl der Marschall dem Kommandanten des dritten, vierten und des Gardekorps, am andern Morgen die Rückzugsbewegung wieder aufzunehmen, und empfahl ihnen größte Schnelligkeit, um ihre Truppen rechtzeitig in die schon bezeichneten Stellungen bei Gravelotte einrücken zu lassen. Dem dritten und dem Gardekorps gelang es, am Nachmittage oder noch am Abend des 14. August, trotz der Verstopfungen der Straßen, die öfters die Truppen zu längerem Halten nöthigten, das linke Moselufer und ihre Positionen zu gewinnen.

Das vierte Korps hatte als das letzte die Mosel überschritten und auf Befehl seines Führers, des Generals de Ladmirault, Biwaks auf dem Glacis von Metz bezogen. Gleichzeitig hatte er dem Oberkommandirenden Meldung geschickt, daß sein Korps Halt gemacht habe, um sich mit Lebensmitteln zu versehen und seine Munition zu ergänzen, die am Tage vorher bei Borny ziemlich aufgebraucht war. Kurze Zeit darauf schickte er einen seiner Adjutanten, Herrn de Latour-Dupin, an den Marschall Bazaine mit der Meldung, daß die Chaussee von Verdun, auf welcher sein Korps nach Gravelotte marschiren sollte, so mit Armee-Bagagen verstopft sei, daß es ihm vor der Hand nicht möglich wäre, sie zu benutzen. Der General erhielt daraufhin Anweisung, mit seinem Korps sofort einen Nebenweg einzuschlagen, der auch für Fahrzeuge passirbar war und auf welchem er das Korps seinem Bestimmungsorte zuführen konnte. Das vierte Korps blieb indessen, ohne diesem Befehl nachzukommen, den ganzen 15. August und auch noch die darauffolgende Nacht in dem Biwak, welches es am 14. abends bezogen hatte.

Erst am 16. morgens, als der Kanonendonner schon von Gravelotte herüber schallte, setzte sich das Armeekorps in Bewegung, um die Vereinigung mit den anderen Korps wieder aufzusuchen.

General Ladmirault hatte, wie ich gehört habe, deshalb keinen Gebrauch von dem ihm durch den Generalstab angewiesenen Nebenwege gemacht, weil er seiner Ansicht nach so schmal war, daß zwei Wagen nicht Platz genug hatten, um nebeneinander fahren zu können.

Ich habe der Schlacht bei Gravelotte[1]) nicht beigewohnt und will über sie nichts weiter sagen, als daß sie einen glücklicheren Ausgang für unsere Waffen genommen haben würde, wenn das vierte Korps, anstatt zu seinem Marsch nach Gravelotte so viel Zeit zu verbrauchen, wie ich es eben nachgewiesen habe, von Anfang an den anderen Armeekorps zur

[1]) Dieselbe Schlacht, die wir mit dem Namen „Mars la Tour-Rezonville" bezeichnen. Anm. d. Uebers.

Seite gestanden hätte. Es erschien erst auf dem Kampfplatz gegen 3 Uhr, zu einer Zeit, wo die Schlacht schon seit fünf bis sechs Stunden tobte; ich weiß die Thatsache aus dem Munde eines Mannes, der hoch genug gestellt war, um die Ereignisse sehen und beurtheilen zu können, aus dem Munde des Generals, der als Chef an der Spitze des Generalstabes des Marschalls Bazaine stand.

Ich will mir auch kein Urtheil über die Schlacht von Saint Privat erlauben, welche am 18. August geschlagen wurde, an einem Tage, wo ich nicht mehr zur Armee vor Metz gehörte. Mögen diejenigen die einzelnen bewegten und für unsere Truppen so ruhmreichen Episoden, besonders aber den heldenmüthigen Antheil des unter dem energischen Impuls seines tapferen Führers, des Marschalls Canrobert, fechtenden sechsten Korps, erzählen, die an dem Kampf betheiligt gewesen sind.

Nachdem ich am Morgen des 13. Augusts infolge der Entlassung des Marschalls Leboeuf als natürliche Folge meine Thätigkeit als General-Adjutant eingestellt hatte, trat ich selbstredend wieder in meine Stellung als persönlicher Adjutant des Kaisers zurück. In diesem Verhältniß begleitete ich den bisherigen Kommandanten der Rhein-Armee, den Kaiser, als er Metz den Rücken kehrte, nach dem Lager von Châlons.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Kaiser verläßt Metz, um sich in das Lager von Châlons zu begeben.

Nachdem der Kaiser am 12. August dem Marschall Bazaine das Oberkommando der Armee übergeben hatte, war unmittelbar darauf der General Decaen, welcher mit vollem Recht als einer der ausgezeichnetsten Divisions-Kommandeure der Rhein-Armee galt, zum Nachfolger des Marschalls Bazaine als Kommandant des dritten Armeekorps ernannt worden. Dieser tapfere Soldat sollte sich indessen nicht lange der Auszeichnung,

die der Kaiser ihm hatte zu Theil werden lassen, erfreuen: nachdem er kaum zwanzig Stunden an der Spitze seines Armeekorps gestanden hatte, traf ihn am 13. in der Schlacht bei Borny die tödtliche Kugel. Die Armee verlor in ihm einen ihrer fähigsten und beliebtesten Führer.

Am 14. August verließ der Kaiser Metz und brachte die Nacht in Longeville, einem fünf Kilometer von der Stadt gelegenen Dorf an der Chaussee nach Verdun, zu.

Hier unterzeichnete er die Ordre, welche den Marschall Leboeuf an Stelle des gefallenen Generals Decaen an die Spitze des dritten Korps rief.

Voller Vertrauen auf den Marschall Bazaine und das Ansehen, welches dieser seiner Umgebung einzuflößen schien, rechnete der Kaiser mit Bestimmtheit darauf, daß der Marschall alle Schwierigkeiten der Lage überwinden und es ihm glücken würde, die Armee nach dem Lager von Châlons zu führen.

Der Kaiser wünschte lebhaft, sich persönlich nach diesem Lager zu begeben, um dort den Marschall Mac Mahon zu sprechen, welcher als Führer einer neu zu bildenden Armee in Aussicht genommen war.

Auch war schon der feste Entschluß in ihm gereift, sein Schicksal dieser Armee anzuvertrauen und persönlich an allen ihren Operationen Theil zu nehmen.

Am 15. morgens, dem Saint Napoleons-Erinnerungstage, verlegte der Kaiser sein Hauptquartier von Longeville nach Gravelotte, wo an diesem Tage die Konzentrirung der Armeekorps, welche die Mosel passirt hatten, ihren Anfang nahm, um dort die Nacht zuzubringen. Da die große Chaussee nach Verdun von den Truppen und den Trains der Armee sehr in Anspruch genommen wurde, wählte der Kaiser, der zu Pferde war, die Römerstraße, welche über die Höhen zur Rechten der Chaussee führte, während seine Bagagewagen denen der Armee folgten. Zwischen 7 und 8 Uhr morgens erreichte er Gravelotte.

Die Truppen, welche durch das Dorf marschiren mußten, um hinter demselben ihre Biwaks zu beziehen, boten ein wenig erfreuliches Bild körperlicher Abspannung; dabei hob sich auf ihren Zügen der Ausdruck einer düsteren Energie ab. Durch die überstandenen Anstrengungen erschöpft, marschirten sie stillschweigend dahin; aber in ihren beinah wilden Blicken las man, wie ungeduldig sie sich nach ein wenig Ruhe sehnten, nachdem sie einen beschwerlichen Marsch von einigen zwanzig Stunden zurückgelegt hatten. Die Offiziere hingegen und besonders die höheren Chargen waren nicht so still wie ihre Leute; sie hielten nicht mit ihren Verwünschungen gegen den Generalstab der Armee zurück, welcher ihrer

Ansicht nach es nicht verstanden hatte, durch zweckmäßigere Maßnahmen den Truppen solche Anstrengungen zu ersparen. Wie es wohl in jeder Armee unter derartigen Umständen geschieht, so wurde dem Generalstabe allein die Schuld für alle Widerwärtigkeiten, über welche sie sich zu beklagen hatten, in die Schuhe geschoben. Und dennoch durfte man denjenigen, der in Wirklichkeit allein die Schuld an Allem trug, nicht im Generalstabe suchen. Denn wenn auch diesen mancher Vorwurf traf und er Vieles anzuordnen unterlassen hatte, was das Uebel, über welches man sich so bitter beklagte, aus der Welt schaffen konnte, so trägt die Hauptschuld doch der Oberkommandirende der Armee, der seinen Chef des Generalstabes, dem eine große Erfahrung zur Seite stand, mit keinerlei Anweisungen versehen, ihn nach nichts gefragt hatte, ihn vollständig bei Seite ließ und nur in ganz seltenen Fällen mit ihm konferirte.

Während meiner Anwesenheit in Gravelotte am 15. August gegen 10 Uhr morgens erhielt ich von einem Adjutanten des Kaisers, dem Prinz von der Moskowa, ein Exemplar des „Moniteur universel" vom 10., welcher folgenden Artikel enthielt:

„Der Marschall Leboeuf, Major-General der Armee, und der General Lebrun haben ihre Entlassung gegeben." Die Form, in welcher diese Angabe, meine Entlassung betreffend, gemacht war, kann ich nur einfach als eine Infamie bezeichnen, die von dem Regierungsausschuß gegen meine persönliche Ehre geschleudert wurde. Dieser Ausschuß hatte in seiner Ohnmacht, der öffentlichen Meinung, welche den Marschall für unsere ersten Mißerfolge verantwortlich machte, energischen Widerstand entgegen zu setzen, seine Entlassung gefordert und er hatte sie genommen. Von mir war dies aber nicht verlangt worden und so hatte ich auch gar nicht nöthig, darum zu bitten. Ich würde jedenfalls keinen Augenblick damit gezögert haben, wenn man die Aufforderung an mich gestellt hätte, obwohl ich in meiner Funktion als General-Adjutant sowohl beim Marschall als auch beim Kaiser niemals etwas Anderes gewesen war, wie ein einfacher Untergebener, der keine anderen Pflichten hatte, als die Befehle seiner Vorgesetzten auszuführen. Ich habe als einfacher Soldat weder vor noch seit Ausbruch des Krieges je eine politische Rolle in der Armee gespielt.

Der Artikel des Moniteur war, was mich anbetrifft, eine reine Lüge. Wie ich schon angeführt habe, mußte ich von meiner Stellung als General-Adjutant von selbst entbunden werden, sobald der Major-General seinen Posten aufgab und an seine Stelle ein Chef des Generalstabes der Armee trat.

Die Mitglieder des Regierungsausschusses hatten zwei besondere Motive, um diese Lüge in die Welt zu schleudern; zunächst wollten sie der

überreizten öffentlichen Meinung und ihrem Verlangen nach einem Sündenbock dadurch eine vollständigere Genugthuung geben, daß sie ihr nicht ein, sondern zwei Opfer überantworteten; dann aber lag den Herren auch viel daran, den Schlag, mit welchem sie den Marschall Leboeuf trafen, etwas dadurch abzuschwächen, daß sie einen Theil der Verantwortung für die Mißerfolge auf die Schultern eines seiner Untergebenen, eines einfachen Soldaten zu wälzen suchten, in einem Fall, wo doch nur der Marschall allein in seiner doppelten Eigenschaft als Kriegsminister und politisches Mitglied der Regierung verantwortlich gemacht werden konnte[1]).

Gehässiger Weise hatte die Regierung das Land glauben gemacht, daß ich den Krieg gewollt und den Kaiser zum Krieg gedrängt habe. Ich war es aber nicht, der vor Ausbruch desselben die Erklärung abgegeben hatte, daß die Armee zum Kriege gerüstet sei. Ich habe wohl in dem ersten Kapitel meiner „Erinnerungen" zur Genüge dargethan, daß ich in den Jahren 1866 bis 1870 nur daran gearbeitet habe, soweit es in meinen Kräften stand, die Organisation der Armee zu bessern und ihr die Kraft zuzuführen, welche ihr offenbar fehlte. Liefert der Bericht, welchen ich dem Kaiser infolge meiner Mission an den Erzherzog Albrecht vorgelegt habe, nicht den sichtlichen Beweis, daß ich den Krieg nicht wollte, wohl aber dafür eintrat, daß man sich nach Kräften auf ihn vorbereite, weil er über kurz oder lang unvermeidlich schien?! Meine Stellung in der Armee im Jahre 1870 war nicht derart, daß der Kaiser oder irgend einer seiner Räthe mich hätte nach meiner Ansicht fragen können, ob ich den Augenblick für gekommen hielte, den Krieg zu erklären oder nicht. Von dem Tage an, wo er erklärt war, rechnete ich nur noch mit der Thatsache selbst und dachte nur daran, wie ich meine militärischen Pflichten in ehrenvoller Weise erfüllen könne. In diesem Augenblick war ich voller Vertrauen, wie ich früher schon erwähnt habe, weil ich der Ueberzeugung lebte, daß Frankreich in dem Kampfe gegen Deutschland nicht allein stehen, sondern an Oesterreich und Italien thatkräftige Bundesgenossen finden würde.

---

[1]) Ich beklagte mich bitter beim Kaiser über den Artikel, welchen der Regierungsausschuß in den Moniteur hatte einrücken lassen, und dieser empfand sehr wohl, daß ich nicht zu empfindlich war, wenn ich ihn ungerecht und verletzend für mich fand. Auch versprach er mir, den Artikel sofort dementiren zu lassen.

Leider konnte er seinem Versprechen nicht mehr nachkommen, da die finsteren Gewalten der Pariser Regierung den Kaiser bald darauf aller seiner Machtbefugnisse beraubten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Reise des Kaisers. — Begegnung mit dem General Trochu. Ankunft im Lager von Châlons.

Nachdem der Kaiser in Gravelotte genächtigt hatte, brach er am andern Morgen um 5 Uhr auf, um sich nach dem Lager von Châlons zu begeben. Seine Eskorte bildete ein Detachement der „Cent Gardes", welches ihm in das Feld gefolgt war, ein Bataillon Garde-Grenadiere und ein Regiment Chasseurs d'Afrique.

In Verdun wurde ein Halt gemacht und das Frühstück eingenommen, worauf die Weiterreise mit der Bahn von Verdun nach Reims und von da nach Mourmelon erfolgte, so daß er zwischen 7 und 8 Uhr abends im Lager eintreffen konnte. Auf einer Eisenbahnstation zwischen Reims und Mourmelon traf er mit dem General Trochu zusammen, der von Paris kam und sich auf Befehl des Kriegsministers in das Lager begab, um dort den Oberbefehl über das zwölfte Korps zu übernehmen, welches seit mehreren Tagen dort in Formation begriffen war. Der Kaiser lud ihn ein, sein Coupé zu besteigen; er wollte mit ihm allein sein, um mit ihm über die militärische und politische Situation in Paris Rücksprache zu nehmen. Es würde gewiß von großem Interesse sein zu wissen, was zwischen dem Souverän und dem General bei dieser durch den Zufall herbeigeführten Zusammenkunft verhandelt worden ist. Da beide Herren aber während der ganzen Zeit das Gespräch nur unter vier Augen führten, so drang nichts davon in die Oeffentlichkeit.

Wie man sich wohl denken kann, war im Lager von Châlons nichts für den Aufenthalt des Kaisers vorbereitet. Es fehlte im Kaiserlichen Hauptquartier nicht nur der nöthige Mundvorrath, sondern, ausgenommen einige Flaschen Wein, welche dort seit der letzten Anwesenheit des Kaisers liegen geblieben und aufbewahrt worden waren, Alles, auch das Nothwendigste. Der General de Courson, Gouverneur des Kaiserlichen Palais, nahm schließlich seine Zuflucht zu den Hotelwirthen in Mourmelon und konnte nun, Dank ihrer Hülfe, für die Bedürfnisse des Kaisers und seiner Umgebung einigermaßen Sorge tragen. Es war spät, mindestens 8 Uhr, als der Kaiser sich zur Tafel begeben konnte. Wenn ich auf diese Details,

die theilweise lächerlich erscheinen mögen, eingehe, so geschieht es nur, weil ich Gelegenheit hatte, den Kaiser, welcher doch eben erst das Kommando der Rhein-Armee abgegeben hatte, in einer so heiteren Stimmung zu sehen, daß ich mich nicht enthalten konnte, meinen Nachbar darauf aufmerksam zu machen und an ihn die Frage richten, ob er auch meiner Ansicht sei, daß der Kaiser sich in diesem Augenblick gar nicht bewußt erscheine, in welche Lage ihn die jüngsten Ereignisse versetzt hätten. Leider entsprang diese gute Laune, welche ich in einer ersten unüberlegten Anwandlung für krankhaft und fast beklagenswerth hielt, nur dem einen Umstande, daß sie der Wiederschein einer inneren Befriedigung war, welche der Kaiser darüber empfand, daß er seinen Hunger stillen konnte, welchen die fünfzehnstündige, theils zu Pferde, theils mit der Eisenbahn zurückgelegte Reise von Gravelotte nach dem Lager von Châlons in ihm hervorgerufen hatte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Hauptursachen der Niederlagen der Französischen Armee.

Mehrere Jahre, bevor der Krieg 1870 ausbrach, hatten zwei bedeutende Männer von unleugbarem Verdienst als Kriegsminister an der Reorganisation der Französischen Armee gearbeitet, der Marschall Niel zunächst und dann, nach seinem im Monat August erfolgten Tode, der General Leboeuf, welcher kurze Zeit darauf zum Marschall ernannt wurde.

Bald nach den schweren Schicksalsschlägen, die wir im Jahre 1870 erlitten hatten, herrschte in Frankreich fast nur eine Stimme darüber, daß, wenn der Marschall Niel im Jahre 1870 noch gelebt hätte, der Krieg wahrscheinlich vermieden, andernfalls aber weniger unglücklich, vielleicht sogar nicht ohne Erfolg, geführt worden wäre.

Heute noch macht sich das Echo dieser Stimmen im Lande bemerkbar.

Mit unverkennbarem Wohlgefallen neigt die öffentliche Meinung heute noch der Ansicht zu, daß Marschall Leboeuf, der Kriegsminister von

1869 und 1870, den größten Theil der Verantwortung für das Unglück trägt, welches unsere Armee vernichtet hat. Ich halte es aber doch für gut, von diesem Urtheil der öffentlichen Meinung zu einer ernsten, kühlen und nachdenkenden Prüfung des Umstandes überzugehen, ob der mehr oder weniger große Einfluß, welchen der Wechsel im Kriegsministerium der beiden Minister, um die es sich hier handelt, zur Folge hatte, wirklich sich bei dem Geschicke unserer Armee in so erheblicher Weise fühlbar gemacht hat; wenn dies die unparteiische Geschichtsschreibung schon verlangt, so befiehlt es die Ritterlichkeit. Möge man doch einmal annehmen, daß der Marschall Niel in den ersten Tagen des Juli 1870, als die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern plötzlich den Sturm im gesetzgebenden Körper entfesselte, noch Kriegsminister gewesen wäre, und frage sich dann, ob es gewiß ist, daß er sich einer Kriegserklärung würde widersetzt und den Frieden aufrecht erhalten haben können; frage man sich endlich, ob es ihm möglich gewesen wäre, wenn der Krieg einmal sein mußte, ihn zu einem glücklichen Ende zu führen. Beide Fragen wecken starke Zweifel, und nun will ich auch die Gründe anführen, die meine Anschauung rechtfertigen sollen.

In den ersten Monaten des Jahres 1869 — ich erinnere mich nicht mehr genau des Datums, aber nie habe ich die Thatsache vergessen — hatte ich mit dem Kriegsminister, dem Marschall Niel, in seinem Arbeitszimmer eine Besprechung über einen möglichen Krieg gegen Preußen, die der Marschall mit folgenden bezeichnenden Worten schloß:

„Der Krieg wird kommen; er muß kommen, wenn auch nicht im Jahre 1870, so doch spätestens 1871.“ Und als ich ihm darauf entgegnete: „So lassen Sie uns die nöthigen Vorbereitungen dazu treffen, aber — Herr Marschall — hüten wir uns dann, ihn ohne Bundesgenossen zu unternehmen,“ antwortete er, „o, da können Sie sicher sein, so lange ich Kriegsminister bin, werde ich dafür Sorge tragen, daß Frankreich sich nicht auf einen Krieg einläßt, in welchem es keine Bundesgenossen hat, die ihn durchführen helfen.“ Wie man aus diesen Worten entnehmen kann, wollte der Marschall wohl den Krieg, aber nicht später als im Jahre 1871. Immerhin behielt er sich noch eine gewisse Reserve vor — nämlich die, daß Frankreich in diesem Kriege Bundesgenossen fand.

Einige Zeit darauf, aber immer noch in demselben Jahre, schien der Marschall weniger Werth auf diese Bedingung zu legen. Er gab davon einen Beweis bei einer Unterredung mit der Kaiserin im Palais von St. Cloud, wo er mit dem Kaiser konferirt hatte. Er selbst sprach

über den Gegenstand dieser Unterhaltung mit dem General Jarras, damaligen Direktor des Kriegsdepots.

Er hätte die Kaiserin getroffen, erzählte er dem General Jarras, und an sie folgende Frage gerichtet: „Nun, Madame, sind Sie auf den Krieg vorbereitet?“ Und wie die Kaiserin sich dagegen verwahrt und die Antwort gegeben habe, daß sie durchaus nicht an Krieg denke, hätte er geantwortet: „Ich, Madame, ich bin bereit.“ Das war eine klare, bedingungslose Antwort, eine Entscheidung für den Krieg. Der Marschall war bereit.

Wie es nun auch mit dieser Versicherung bestellt gewesen sein mag, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß, wenn der Marschall Niel in dem Augenblick, wo der gesetzgebende Körper in so heftiger Weise auf den Krieg drang, im Anfange des Monats Juli 1870, noch Minister gewesen wäre, er seine ganze Kraft daran gesetzt und seine ganze Redegewandtheit aufgeboten hätte, nicht, um den Krieg überhaupt zu verhindern, sondern um zu erreichen, daß der Ausbruch desselben hinausgeschoben und besonders dem Kaiser Zeit verschafft würde, ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß zwischen Frankreich und zwei anderen Mächten abzuschließen, zu welchem schon die ersten einleitenden Schritte durch den Marschall selbst gethan waren.

Wenn man aber in Erwägung zieht, daß der Abschluß des Vertrages immerhin doch noch einige Zeit auf sich warten lassen konnte, würde es dem Marschall Niel unbeschadet dessen gelungen sein, dem Druck der öffentlichen Meinung, welche den Krieg ungestüm, ohne Zaudern, ohne jeden Aufschub verlangte, genügenden Widerstand entgegensetzen zu können? Das läßt sich kaum annehmen.

In einem der vorangegangenen Kapitel habe ich über die Vorgänge gesprochen, welche sich unmittelbar vor dem Kriegsausbruch im gesetzgebenden Körper abspielten. Der Marschall Niel würde gewiß den Vorwurf der Feigheit und der Furcht vor der Kriegserklärung, welcher seinem Souverän gemacht wurde, mit Entrüstung zurückgewiesen haben. Aber er würde gewiß nicht dabei stehen geblieben, sondern wie der Marschall Leboeuf, mit seiner Person für den Krieg eingetreten sein, weil er unbedingtes Vertrauen in die Kraft der Französischen Armee und in die unerschöpflichen Hülfsquellen des Landes setzte.

War der Krieg erklärt, so konnte die Mobilmachung auch in keiner anderen Weise von Statten gehen, als dies unter dem Marschall Leboeuf geschah; auch darf nicht übersehen werden, daß der Marschall Niel unter

seinem Ministerium die Dispositionen entworfen hatte, welche bei einer Mobilmachung maßgebend sein sollten, und das sind diese schlecht verstandenen und schlecht ausgearbeiteten Anordnungen, welche nicht die Früchte trugen, die man von ihnen erwarten zu dürfen die Berechtigung hatte.

Das Resultat war, daß wir, anstatt 400 000 Mann in weniger als vierzehn Tagen an der Grenze zusammen ziehen zu können, mit großer Mühe am 1. August 1870, nachdem die Mobilmachung schon sechzehn Tage gedauert hatte, 235 000 Mann auf die Beine brachten.

Es ist ganz unzweifelhaft, daß dieser Ausfall an den Truppenstärken, mit denen wir den Feldzug eigentlich eröffnen sollten, den Grund bildet, weshalb wir den Krieg nicht mit einer energischen Offensive gegen die Preußen eröffnen konnten. Dieser Ausfall verurtheilte ferner die französische Armee zur Unthätigkeit für lange Tage; und dieses Nichtsthun war ihr Tod, da die Preußen dadurch in den Stand gesetzt wurden, mit doppelt überlegenen Kräften über sie herzufallen. Was die Armee unter dem Marschall Leboeuf als Minister durchgemacht hat, würde sie ebenso erlebt haben, wenn der Marschall Niel die Mobilmachung geleitet hätte. Trotz aller Intelligenz würde es dem Marschall Niel nicht möglich gewesen sein, die Armee am 1. August auf die Stärke von 400 000 Mann zu bringen. Man muß also mit größtem Vorbehalt die Versicherung derjenigen Leute aufnehmen, welche die Behauptung aufgestellt haben, daß, wenn der Marschall Niel im Jahre 1870 noch an der Spitze des Kriegsministeriums gestanden hätte, der Krieg vermieden oder doch für Frankreich zu einem glücklichen Ende geführt worden wäre.

Der Marschall Niel hatte während der ganzen Dauer seines Ministeriums, wie übrigens viele andere hochgestellte Persönlichkeiten, eine viel zu hohe Meinung von der Armee; das kann man nicht genug wiederholen, und andererseits unterschätzte er die Kräfte unserer zukünftigen Gegner. Ich kann es nicht vergessen, wie eines Tages, im Jahre 1869, der Marschall, als ich mir die Bemerkung gestattete, daß es Nachrichten zufolge, die mir von außerhalb zugegangen waren und einer guten Quelle entsprangen, als sicher angenommen werden könne, daß die Preußen 500 000 Mann gegen unsere Grenze marschiren lassen könnten, laut auffahrend mir diese charakteristische Antwort gab:

„Ah, immer dieselben Uebertreibungen; was hat denn Preußen 1866 für den böhmischen Krieg einsetzen können? 250 000 bis 260 000 Mann höchstens. Nun lassen Sie es auch uns gegenüber 300 000 Mann auf die Beine bringen, wir wollen schon mit ihnen fertig werden.“

Der Marschall fürchtete sich also nicht vor dem Kriege; ich habe weiter oben erwähnt, daß seiner Ansicht nach der Krieg nicht später als im Jahre 1871 erklärt werden müsse.

Während der Dauer seiner Thätigkeit als Kriegsminister hatte Marschall Niel im Einverständniß mit dem Kaiser angeordnet, daß das gesammte Französische Heer bei einem Kriege mit Preußen, wie ich schon in einem der ersten Kapitel meiner „Erinnerungen" angeführt habe, in drei Armeen, jede einzelne unter einem besonderen Führer, eingetheilt werden sollte. Er hatte es für zweckmäßig erachtet, daß der Kaiser nicht persönlich das Oberkommando über diese drei Armeen übernähme, weil er der Ansicht war, daß der Souverän bei der Armee keine andere Rolle spielen konnte, wie der König von Preußen im Kriege 1866 in Böhmen.

In dieser Beziehung hatte der Marschall Niel einen klaren Blick gezeigt und man kann wohl annehmen, daß, wenn der Marschall Leboeuf seinen Einfluß beim Kaiser dahin geltend gemacht hätte, daß er das Projekt des Marschalls Niel und sein eigenes von 1868 nicht über den Haufen warf und davon Abstand nahm, in eigener Person das Oberkommando des aus drei Armeen zusammengesetzten, gesammten großen Französischen Heeres auszuüben, so kann man wohl annehmen, sage ich, daß unsere ersten Zusammenstöße mit den Preußen weniger ungünstig für uns gewesen wären. Die Anklage würde dann wenigstens mehr den Kaiser getroffen haben, da er selbst die Leitung der Operationen unserer Armee in seine Hand genommen hatte.

Würde das Resultat des Krieges aber damit ein anderes gewesen sein, als es der Fall war? Wer will es behaupten? Von dem Augenblick an, wo unsere Mobilmachung versagte und wir nur im Stande waren, den Preußen unzureichende Kräfte gegenüber stellen zu können, war unser Urtheil im Voraus gesprochen: Wir mußten der Uebermacht unterliegen.

In dem modernen Kriege verschafft, wie ich schon früher erwähnt habe, die Zahl der Geschütze und Bajonette den Sieg. Man darf nicht mehr auf das Genie der Generale, welche Armeen kommandiren, rechnen.

Marschall Leboeuf beging im Jahre 1870 als Kriegsminister, ich habe es schon einmal gesagt, einen großen Fehler, und ich muß noch einmal darauf zurückkommen. Fest überzeugt davon, daß die Anordnungen, welche sein Vorgänger, der Marschall Niel, getroffen hatte, um die schnelle Ueberführung der Armee auf Kriegsfuß sicher zu stellen, in keiner Weise verbesserungsfähig seien, hatte er es unterlassen, sie einer ernsten Durch-

sicht zu unterziehen. Ein Gefühl übertriebener Hochachtung vor seinem Vorläufer im Kriegsministerium und vor Allem, was dieser gethan und angeordnet hatte, übte einen solchen moralischen Zwang auf ihn aus, daß er sich zu keinen Abänderungen entschließen konnte.

Er hat seinen Fehler schwer gebüßt. Aber würde es nicht im höchsten Grade ungerecht sein, wenn man ihn allein für alle Mängel und Fehler bei den Mobilmachungsarbeiten und Kriegsvorbereitungen, die nicht einmal sein eigenes Werk waren, verantwortlich machen wollte?

Ende.

Vienne, 20/6. 870

Mon cher Général!

Ces lignes vous seront remises conjointement avec le dossier que vous m'avez confié, et auquel j'ai joints, outre les observations que vous connaissez, un petit résumé, relatif aux 3 plans à étudier. Le tout a été copié par une main toute sûre. Je ne vous envoye pas deux de mes brouillons, puisque ceux ci ont été amplifiés et modifiés d'après vos observations par les suivants, qui se trouvent dans le dossier.

M. de Bouillé, que je viens de voir, me dit que vous avez avancé vôtre départ d'un jour; j'espère donc, que vous serez de retour à Paris le 23., où cette lettre arrivera.

C'est avec confiance, que je vois l'affaire en question en vos mains; certes elle ne saurait être en de meilleures!

Adieu, cher général. Recevez avec l'assurance de mon estime toute particulière

l'expression du vif plaisir, d'avoir fait votre connaissance plus intimement. — Au revoir, comme je l'espère!

Adalbert

fm

Wien, den 20. Juni 1870.

Mein lieber General!

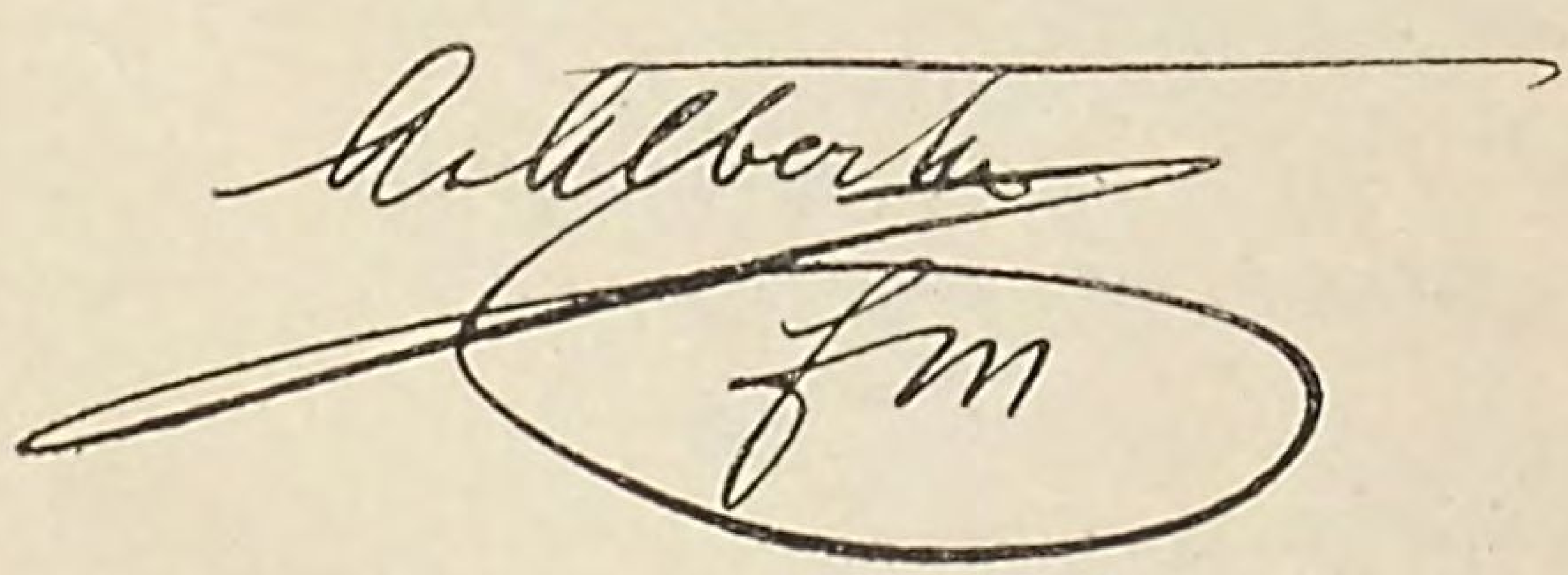
Diese Zeilen werden Ihnen mit dem Aktenstück übergeben werden, welches Sie mir anvertraut haben und dem ich außer den Bemerkungen, die Sie kennen, ein kleines Resumé über die drei zu prüfenden Pläne hinzugefügt habe. Alles ist von einer ganz sicheren Hand abgeschrieben worden. Ich übersende Ihnen nun zwei meiner Entwürfe, da diese auf Ihren Wunsch hin die Erweiterungen und Abänderungen erfahren haben, welche Sie in dem Aktenstück vorfinden.

Herr de Bouillé, den ich eben gesprochen habe, sagt mir, daß Sie Ihre Abreise um einen Tag früher in Aussicht genommen haben; ich hoffe demnach, daß Sie am 23., wo dieser Brief Paris erreicht, dort eintreffen werden.

Es erfüllt mich mit vollem Vertrauen, daß ich diese Angelegenheit in Ihren Händen weiß, und bin überzeugt, daß sie in keine besseren hätte gelegt werden können.

Adieu, mein lieber General. Nehmen Sie mit der Versicherung meiner ganz besonderen Hochachtung den Ausdruck meiner lebhaften Genugthuung, daß ich die Freude gehabt habe, mit Ihnen in nähere Beziehungen treten zu können.

Auf Wiedersehen, wie ich hoffe!



Inhalts-Verzeichniß.

Noten des Erzherzogs Albrecht.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Fünfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Siebzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Neunzehntes Kapitel.

Zwanzigstes Kapitel.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Herrmann Starke (C. Plasnick). — Großenhain.

Herrmann Starke (C. Plasnick). — Großenhain.

Vögl